











Grotte von S. Filippo bey Neapel.

Natur-Bunder
und
Länder-Merkwürdigkeiten.

Ein Beytrag
zur
Verdrängung unnützer und schädlicher Romane.

Von
C. C. Wagner.

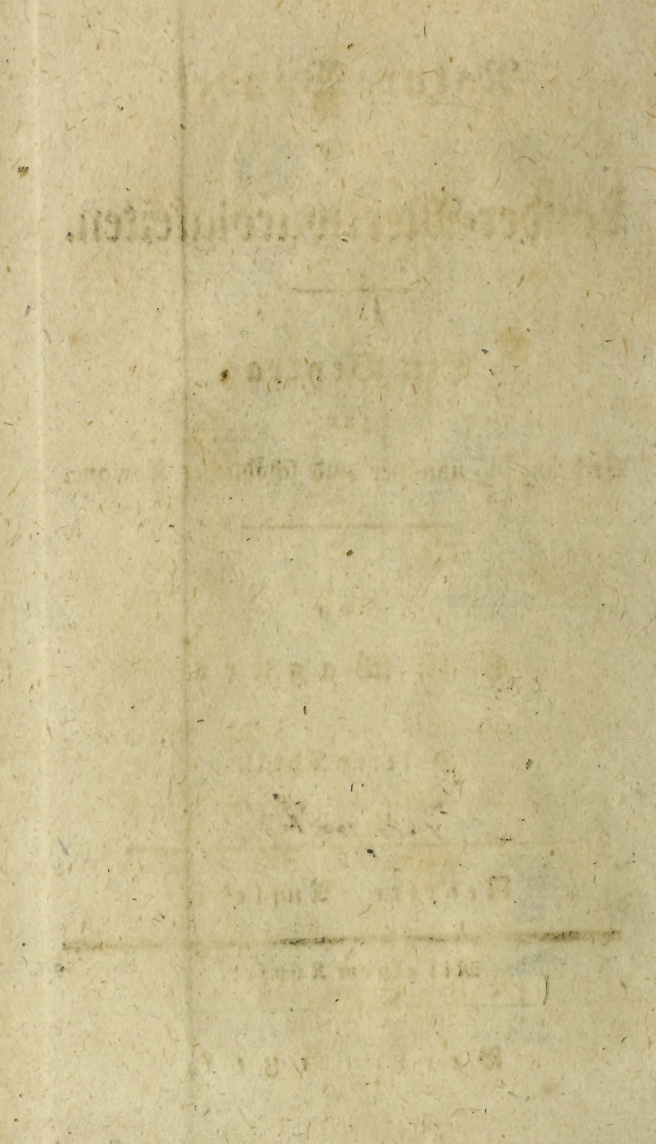
Dritter Theil.

J. K. Wagner

Neueste Auflage.

Mit einem Kupfer.

Berlin 1811.



RBR

Jantz

#874

bd. 3

V o r r e d e.

Die gute Aufnahme, welche der erste und zweite Theil dieser die Verdrängung schädlicher Lesereyen bezweckenden Sammlung fand, und die schon mehrere Auflagen nöthig gemacht hat, ist mir ein

erfreulicher Beweis wider die der großen
Lesewelt schuldgegebenen Romanen-Sucht —
und die Veranlassung des Daseyns dieser
Fortsetzung.

Der Herausgeber.

Eine Kuh passirt einen Fluß, 142 Fuß
unter dem Flußbette.

Als ich im Jahre 1795 (schreibt der Englische Ingenieur R. Dodd) zum Behufe der Canal-schiff-Fahrt, welche ich aus der Ost- in die West-see, über Newcastle Carlisle quer durch die Insel, vorschlug, eine Vermessung anstellte, zeigte man mir einen Wetterschacht an der Süd-seite des Flusses, welcher zur Wylam's Kohlengrube gehörte, und 32 Lachter, und 192 Fuß tief war. In diesen Schacht fiel eine Kuh, die an dessen Mundloche grasete, bis ganz auf den Boden hinab, und nahm, was fast unglaublich ist, wenig oder keinen Schaden. Ich vermuthe daher, daß ihr Hintertheil, als der schvereste, voranging, und sie an ihren Hörnern wechselsweise von den rauhen und höckerichten Theilen des Schachtes aufgehalten wurde, wodurch allein ihr schnelles Fallen verzögert werden konnte. Die Kohlengräber erstaunten bey dem ersten Anblicke dieses gehörnten Thieres nicht wenig. Man trieb es sogleich durch den oben beschriebenen Stollen oder unterirdischen Weg, unter dem Flusse durch,

zu dem unteren Ende des Schachtes, an der Nordseite, setzte es in das Netz, welches zum Hinauf- und Herabbringen der Grubenpferde gebraucht wird, und zog es auf die Oberfläche zu Tage, oder auf die Halde. Als man das arme Thier aus dem Netze losmachte, erblickte es seinen gewöhnlichen Aufenthaltsort am gegenüberliegenden Ufer, rannte zum Flusse, und schwamm unmittelbar darauf zu seiner eignen Heimath.

Fuller, ein Kopfrechner unter den Negern.

Ungefähr 4 Meilen von Alexandrien in Virginiën lebte ein Neger, Thomas Fuller, der einer Frau, Elisabeth Cox, angehörte, und im Jahre 1789 siebenzig Jahr alt war. Dieser Mann hatte eine Geschicklichkeit im Rechnen, die Erstaunen erregte. Er war in Afrika geboren, und konnte weder lesen noch schreiben. Zwey Herren aus Pensilvanien, die auf ihrer Reise durch die Gegend, wo Fuller lebte, von seiner seltenen Geschicklichkeit gehört hatten, ließen ihn zu sich kommen, und ihre Neugierde wurde vollkommen durch seine Antworten befriedigt.

Auf die Frage: wie viele Secunden anderthalb Jahre ausmachen? antwortete er in etwa zwey Minuten, 47,304000. Zweitens, auf die Frage: wie viele Secunden jemand gelebt hätte, der siebenzig Jahre, siebenzehn Tage und zwölf Stunden gelebt hätte, antwortete er in anderthalb Minuten, 2,210,500, 800. Einer von den Herren, der diese Rechnung mit der Feder gemacht hatte, erinnerte, die Summe sey nicht völlig so groß, als er sie angebe; worauf er au-

genblicklich erwiederte: ich wette, mein Herr, Sie haben die Schaltjahre vergessen. Der Fremde rechnete die Secunden der Schaltjahre zu der Summe hinzu, und es zeigte sich, daß der Negger vollkommen Recht hatte. Drittens, man legte ihm folgende Frage vor: wenn ein Landmann sechs Säue hätte, jede bekäme sechs weibliche Ferkel im ersten Jahr, und diese vermehrten sich wiederum auf eben die Art, wie viele Säue würde der Landmann am Ende von acht Jahren haben, vorausgesetzt, daß er keine verlore! — In zehn Minuten antwortete er, 34,588,806. Daß er eine unverhältnißmäßig längere Zeit zu dieser Ausrechnung gebrauchte, kam daher, daß er die Frage nicht gleich richtig verstanden hatte.

In Gegenwart zweyer anderer Herren multiplicirte er im Kopfe eine Reihe von neun Zahlen mit neun, und erzählte, seinen ersten Anfang im Rechnen habe er damit gemacht, daß er zehn habe zählen lernen, und wie er habe hundert zählen können, habe er sich (um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen für einen sehr geschickten Burschen gehalten. Sein nächster Versuch sey hierauf gewesen, die Haare in einem Kuhschwanz zu zählen, deren er 1872 herausgebracht habe. Dann habe er sich das Vergnügen gemacht, einen Scheffel Weizen und einen Scheffel Leinsamen, Korn vor Korn, zu zählen. Von diesen Uebungen sey er weiter gegangen, mit der größten Genauigkeit zu berechnen, wie viele Schindeln erforderlich wären, um ein Haus von einer angenommenen Größe zu decken, wie viele Pfosten und Kiegel, um ein Stück Land von einem gegebenen Umfange zu umzäunen, und wie viele Weizenkörner, um es zu besäen. Diese Geschick-

lichkeit kam seiner Herrschaft auf tausenderley Weise zu statten.

Indem er seine Geschichte erzählte, bemerkte er, daß sein Gedächtniß abzunehmen anfange. Er hatte graue Haare, und man merkte an ihm mehrere Zeichen von der Schwäche des Alters. Er hatte auf einem Landgute sein ganzes Leben hindurch schwere Arbeiten gethan, aber sich nie in geistigen Getränken übernommen. Er sprach mit großer Ehrerbiethung von seiner Herrschaft, und rühmte es besonders von ihr, daß sie ihn nie habe verkaufen wollen, ungeachtet ihr von mehreren Personen große Summen geboten worden wären.

Einer aus der Gesellschaft machte in seiner Gegenwart die Bemerkung: es sey doch Schade, daß er keine seinen Talenten angemessene Erziehung erhalten hätten. „Nein, mein Herr, (antwortete er) ich bin herzlich froh, daß ich nichts gelernt habe; denn viele sehr gelehrte Leute sind große Narren.“

Mädchenverkauf bey den Babyloniern.

Bey den alten Babyloniern wurden alle Jahre an einem gewissen Tage alle mannbaren Mädchen an einem Orte versammelt, wo sich denn auch die ledigen Jünglinge einfanden. Hier wurden zuerst die Schönsten den Meistbiethenden gegen bares Geld zugeschlagen, und dieß bare Geld wurde hernach denen Mädchen, die niemand kaufen wollte, zur Aussteuer gegeben, und auf diese Art blieb keine unverheirathet.

Die Schlangengrotte.

Unweit der Stadt Civita Vecchia im Neapolitanischen liegt die berühmte Grotta della Serpi, welche wegen ihrer schwefelartigen Ausdünstungen von vielen Hülfssbedürftigen besucht wird, die sie als ein Heilmittel für verschiedene Zufälle brauchen. Den Namen Schlangengrotte führt sie, weil sich wirklich Schlangen darin aufhalten, denen man ehemals die Heilkräfte zuschrieb, die den Schwefeldünsten gehören.

Der leichtgläubige Pater Labat beschreibt in seinen Italiänischen Reisen mit einfältiger Ueberzeugung, was ihm erzählt wurde; daß nämlich Schlangen in die Grotte kämen, und die Kranken durch Lecken heilten.

Die häufigen und durchdringenden Schwefeldämpfe, welche in der Höhle aufsteigen, bringen bey den Kranken, wenn sie einige Schritte weit hineingehen, über den ganzen Leib einen gelinden Schweiß hervor. Damit die wirksamen Kräfte der Dämpfe um desto leichter sich an dem Körper äußern können, hat man Patienten entkleidet und auf den Boden gelegt. Sie fallen ganz allmählich in einen Schweiß, der immer mehr und mehr überhand nimmt und abmattet; zuletzt sinken sie in einen angenehmen Schlaf, aus welchem sie nicht selten mit den frohen Gefühlen der wiedererlangten Gesundheit erwachen. Es soll in der That gegründet seyn, daß große Haufen bunter, aber giftloser Schlangen herbeykriechen, sich um die Arme und Beine der schlafenden Patienten winden, und den ausbrechenden Schweiß so lange ablecken, bis sich die Kranken hin und her weisen und erwachen. Dann kehren

die erschreckten Thiere eiligst in ihre Schlupfwinkel zurück.

M o c h i a ist, seiner Cubicmaße nach, 30 Pfund leichter, als eine eben so große Wassermenge.

P a u l M o c h i a, ein Florentinischer Geistlicher, hatte eine körperliche Leichtigkeit, von der es weiter kein Beispiel gibt. Stürzte er sich ins Meer, so kam er in senkrechter Stellung wieder auf die Oberfläche, und stand, bis an die Brust im Wasser, ohne einige Bewegung zu machen. In dieser Stellung — heißt es im erwähnten Buche — sey er mit in einander geschlagenen Armen geblieben und mit eben der Gewißheit im Meere herumgegangen, als andere auf dem festen Lande. Man versichert, daß Taucher ihn mehr als ein Mahl mit sich auf den Grund des Meers genommen haben, daß er aber, so bald sie ihn losgelassen, wie Korkholz in die Höhe gestiegen sey. Zu einer andern Zeit war er auf dem Wasser eingeschlafen, und streckte sich eben so aus, als wenn er im Bette gelegen hätte; er wendete sich bald auf diese, bald auf jene Seite, ohne jemahls unterzutauchen. Er versicherte, daß er unter seinen Füßen einen eben so starken Widerstand fühle, als auf dem festen Lande, und wunderte sich über diese besondere Eigenschaft eben so sehr als andere. Die Naturforscher, welche diese Erscheinung beobachteten, bemerkten, nachdem sie ihn gewogen, und seinen Umfang gemessen hatten, daß er dreyßig Pfund weniger wog als ein gleiches Volumen von Wasser. Er entdeckte von ungefähr diese sonderbare Eigen-

schaft, und zog alsdann, durch Uebung und Gewohnheit, alle möglichen Vortheile daraus.

Steine im Darmcanale eines Pferdes.

In Ulm bekam ein Müllerpferd, welches schon etwas alt, sehr groß und stark und ein Wallach war, auf ein Mal eine Kolik mit Leibverstopfung, woran es, aller angewandten Mittel ungeachtet, den dritten Tag starb.

Als es auf Zureden des Stallmeisters Sebold, in Anwesenheit vieler Zuschauer, geöffnet wurde, fanden sich in dem Darmcanale desselben 134 Steine von verschiedener Größe und Form.

Der größte, welcher noch im Blinddarme lag, hat die Größe einer mittelmäßigen Kegelfugel, ist so glatt, als ob er polirt wäre, und von dunkler Farbe. Er wiegt 3 Pfund 25 Loth, und ist daher, nach Verhältniß seiner Größe, außerordentlich leicht.

Der zweyte hat die Größe einer großen Mannsfaust, ist rauh und uneben, und zeigt, wie sich diese Steine schichtenweise bildeten. Sein Gewicht ist 1 Pfund 17 Loth. Er lag im Colon, wo er, da die Verstopfung eine örtliche Entzündung veranlaßte, nicht weiter konnte, daher den Darm durchbohrte, und eigentlich das Pferd tödtete.

Zwischen beyden lag der dritte. Er ist von der Größe eines mittelmäßigen Apfels, und wiegt 24 Loth 3 Quentchen. Die übrigen 131 Steine lagen mit den Excrementen vermischt im Blinddarme. Sie sind sämmtlich etwas breit geformt, und ungleich an Größe und Schwere. Alle zeigen in ihrer Mitte sehr deutlich einen kleinen An-

fangspunct, um den beym Werden sich die übrige Steinmasse angeschlossen hat. Ihr Gewicht beträgt zusammen $7\frac{1}{2}$ Loth. Sie gleichen an Farbe und Form so ziemlich den im Wasser liegenden Kieselsteinen, nur daß man an diesen keinen Anfangspunct bemerken kann.

Sämmtliche Steine haben kaum ein Drittheil des Gewichts, welches wahre Steine von der nämlichen Größe haben.

Diese Steine entstehen von der beym Mahlen von den Mühlsteinen sich abreibenden Steinmasse, welche sich, fein pulverisirt, mit der Aleye und dem Nachmehle, womit man füttert, vermischt, und die der träge und unempfindliche Darmcanal nicht jedes Mahl mit den Excrementen wieder fortschafft.

So selten dieß übrigens bey Pferden geschieht, so hat man der Fälle doch mehrere. Herr Sebald besitzt von einem in Schlesiens gefallenem Müllerpferde einen Stein von beynah 7 Pfunden, und Herr Oberstutenmeister Hartmann zu Marbach einen von fast 13 Pfunden. Aber hier war doch immer nur ein einzelner Stein vorhanden, und der obige Fall scheint daher einzig in seiner Art zu seyn. (Schlesische Provinzialblätter vom Jahre 1791.)

Wildam der Bienen-Zähmer.

Wildam, ein Engländer, hatte eine besondere Geschicklichkeit, Bienen, Wespen und ähnliche Insecten zu erziehen. Im Jahre 1774 machte er in Gegenwart des Erbstatthalters und seiner Gemahlinn Versuche über die Erziehung und Oekonomie der Bienen. Er lockte aus einem Bienenstocke, welcher ihm gezeigt wurde, binnen

zwey Minuten alle Bienen heraus, und ließ sie sich auf den Hut eines Zuschauers setzen. Von da versammelte er sie auf seinen bloßen Armen, wo sie eine Art von Muff bildeten. Hierauf lockte er sie auf seinen Kopf und ins Gesicht, wo sie eine Art von Larve vorstellten. Ferner mußten sie auf seinen Befehl auf einem Tische hin und her marschiren. Noch ein bemerkenswerther Umstand bey diesem Manne ist dieser, daß er nicht nur mit einem jeden Bienenschwarme, welchen man ihm brachte, sondern auch mit Wespen und Fliegen jeder Art diese Versuche machte, und die wildesten dieser Thiere ohne von ihnen gestochen zu werden, binnen fünf Minuten zahm machen konnte. Ein Beweis, daß die Erziehung auch bey den Thieren sehr viel thue, wenn man die zweckmäßigen Mittel, deren allgemeine Bekanntmachung außerordentlich wichtig seyn würde, dabey anwendet.

Auch in Schlesien regnet's Steine.

Der Hofrath Herr Lichtenberg in Götztingen gibt in seinem Taschenbuche aufs Jahr 1797 eine Nachricht von einer Naturbegebenheit, die, wenn sie nicht von einem solchen Manne käme, als Lichtenberg ist; und nicht durch so sichere Autoritäten beglaubigt würde, als auf welche er sich stützt, man in große Versuchung käme, ins Land der Fabeln zu verweisen; wodurch aber nun ähnliche, die vielleicht schon erwiesen sind, mit Ehren ins Reich der Wirklichkeit zurückberufen und einen wichtigen Rang erhalten werden.

Achtzehn Stunden nach dem großen Ausbruche des Besuvs im Jahre 1794, erzählt er,

fielen nahe bey Siena im Toskanischen, fünfzig Meilen vom Vesuv, bey einem außerordentlich schweren Donnerwetter, etwa ein Duzend Steine von allerhand Caliber aus der Luft. Sie waren von einer Art, die in der ganzen Gegend sonst nicht gefunden wird, schwarz, auf der Oberfläche verglast, und trugen alle Spuren einer ausgestandenen großen Hitze an sich. Auf dem Bruche waren sie lichtgrau mit schwarzen Flecken und einigen glänzenden Puncten, die von erfahrenen Männern für Schwefelkies erkannt wurden. Der Stein, den Sir William Hamilton von dem Grafen von Bristol, Bischof von Derry, der sich während des Vorfalls in Siena befand, erhielt, war einer der größten, und wog fünf Pfund.

Herr Hofrath Lichtenberg sagt, das Factum lasse sich nicht bezweifeln — und wer könnte das Urtheil eines Naturkundigen, wie Lichtenberg ist, und bey den Gründen, die er für sein Urtheil hat, Mißtrauen setzen? Die Erklärung der Begebenheit ist schwerer. Da sie sich zur Zeit eines Ausbruches des Vesuv ereignete, so war es natürlich, in diesem die Ursache zu suchen. Allein, wenn auch die Kraft des ausbrechenden Feuers groß genug wäre, um Steine fünfzig Meilen weit zu werfen, so kann man doch nicht annehmen, daß diese Steine von dem Vulcanen dahin geworfen worden wären, weil die Explosionen in senkrechter Richtung geschahen. Es war auch kein Sturm bey jenen Feuerausbrüchen, der etwa die Steine aus der Höhe, in welche sie der Vulcan geworfen hatte, bis nach Siena hätte führen können.

Da diese Massen also nicht unmittelbare Producte des Vulcans seyn können, so versucht

der Herr Hofrath Lichtenberg sie als mittelbare Erzeugnisse desselben zu erklären. Er führt Beyspiele an, daß die vulcanische Asche bis 40 Meilen weit fortgeführt worden sey, und in dieser Weite noch die Luft verdunkelt habe. Auch bis Siena, meint er, könne 1794 solche Asche geführt worden seyn, sich hier nach Art des Hagels in Klumpen gebildet haben und so nach der Erde zu gefallen seyn. Das Gewitter könne seinen Ursprung aus der Asche selbst gehabt und der Blitz die Aschkumpen verglaset haben. Doch setzt er zu dieser seiner Erklärung selbst hinzu, daß nach der Versicherung des Sir William, der Italiänische Gelehrte Soldani das Phänomen ganz unabhängig von dem Vulcane erklärt haben solle, und schließt hieraus, es müßten sich an Ort und Stelle Umstände gezeigt haben, die einer vulcanischen Mitwirkung entgegen wären. Vielleicht, fährt er fort, hinge das Phänomen mit einigen wenigstens von denen zusammen, von denen Herr Ehladni in seiner merkwürdigen Schrift: Ueber den Ursprung der von Pallas gefundenen und anderen ihr ähnlichen Eisenmassen, Beyspiele gesammelt hat.

Vielleicht kann eine Nachricht von einer ähnlichen Begebenheit in Schlesien etwas zur Erklärung des Phänomens bey Siena beitragen, oder wenigstens einen Wink geben, ob die Lichtenbergische Erklärung, oder die von Soldani der Wahrheit am nächsten sey.

Nach einer handschriftlichen Chronik von Sagan soll im Jahre 1636 bey dem Dorfe Dubrau im Fürstenthume Sagan, nicht weit von Priebus, ein großer Stein aus der Luft gefallen seyn. Ich lächelte ungläubig, als ich dieß vor einiger Zeit las; jetzt, nachdem ich

die Lichtenbergische Nachricht von dem Phänomen bey Siena gelesen habe, halte ich es für möglich, daß steinartige Körper aus der Luft fallen können, wenn sie auch nicht vorher in die Höhe geworfen worden sind.

Johann Sturm, der von 1633 bis 1638 Diacon in Sagan war, erwähnt in seinem handschriftlichen Tagebuche unter dem Jahre 1636 jenes Steines ebenfalls:

„In diesem Winter (schreibt er) ist ein Stein im Donner bey Duberaw aus der Luft gefallen auf die Erde, ist aber wie er herunter kommen, zerschmettert gewesen. Die Stücke sind aber weit und breit verschickt worden.“

Ein Fragment einer Stadichronik von Priebus sagt:

„1636 im März war so ein großes Ungewitter, daß in Wendischmusta ein großer glühender Stein vom Himmel gefallen, der sich zerreiben lassen, und wie Asche geworden, auch dabey einen ganz lieblichen Geruch und süßen Geschmack gehabt.“

Das letzte Zeugniß, das mir über diese Begebenheit bekannt ist, findet man in Philippi Cluveri *Introductio in omnem Geographiam*. Wolfenb. 1694. S. 212. Hier heißt es:

„1636 den 6ten März früh um 6 Uhr fiel zu Dubrau bey Priebus bey heiterm Himmel ein Stein zwey Zentner schwer mit großem Krachen aus der Luft. Er war so mürbe, daß man ihn zerreiben konnte, enthielt mancherley Metalltheile, hatte dem Anscheine nach ein heftiges Feuer ausgestanden, und davon eine Schale bekommen, die den zehnten Theil eines Zolls dick war, und die übrige Masse zusammenhielt.“

Vergleicht man nun diese Nachrichten mit einander, so scheinen folgende Data durch dieselben bestätigt zu werden.

- 1) Die herabfallende Masse fiel unter einem heftigen Donner aus der Luft. Dieses beweisen alle vier Zeugnisse. Wenn gleich *Bechner* sagt, daß heiterer Himmel gewesen wäre, so sagt er doch selbst, daß der Stein mit großem Krachen oder unter einem Donnerschlage niedergefallen sey.
- 2) Die Masse war ursprünglich ganz, nur die Hestigkeit, mit der sie auffiel, oder der Blitz, der sie begleitete, zerschmetterte sie. *Bechner* scheint anzunehmen, daß sie auch nach dem Falle noch ganz geblieben sey. Da er aber selbst sagt, daß der Stein mürbe gewesen wäre, so sind die ersteren Zeugnisse glaublicher. Ueber dieses war er auch weiter von dem Phänomen entfernt als die übrigen drey Zeugen. Seine Nachricht von der Größe und Schwere des Steins mochte wohl auch auf dem Wege von *Dubrau* bis nach *Glogau* um ein Beträchtliches gewachsen seyn.
- 3) Der Stein war inwendig mürbe. Doch muß man sich die Verbindung der Theile nicht zu locker denken. Er zersprang nicht in Staub oder Sand, sondern es konnten Stücke davon verschickt werden.
- 4) Seine Oberfläche war von einem heftigen Feuer geschmolzen oder verglaset. Wie das *Priebusische* Fragment sagt, kam er glühend auf die Erde.
- 5) Inwendig sah man glänzende Punkte, die man für Metall hielt.

6) Er soll Geruch und Geschmack gehabt haben.

Bey der Vergleichung dieses Phänomens mit dem in Siena, will ich dem Leser nicht vorgreifen. Beyde Erscheinungen und beyde Massen, die aus der Luft fielen, scheinen von einerley Art zu seyn; nur wird von den Steinen bey Siena nicht gesagt, daß sie auch mürbe gewesen wären. In Siena glaubt man, es wären mehrere Steine aus der Luft gefallen. In Dubrau scheint die Masse erst beym Fallen auf die Erde zersprungen zu seyn, wiewohl es nicht ausdrücklich gesagt wird. Das Zerspringen desselben konnte auch schon in der Luft geschehen und eine Wirkung des Blitzes seyn.

Wäre es gewiß, daß beyde Phänomene von Einer Natur wären, so würde sich wohl die Soldanische Erklärung, die keinen Vulcan mitwirken läßt, den mehresten Beyfall verdienen, und der Wahrheit am angemessensten seyn. Denn hier, bey uns, ist an keinen Vulcan zu denken. Steine gibt es in Dubrau fast gar nicht, außer einer großen Granitmasse, die erst 1796 zersprengt wurde und an zwanzig Tuder Bausteine gab. Einzelne solcher Massen liegen auch in den Kieferwäldern, mit welchen das Dorf und seine Felder eingeschlossen sind. Die Einwohner des Dorfs wissen nichts mehr von der Begebenheit. Ein Grund dieses vertilgten Andenkens liegt darin, daß das Dorf im dreyßigjährigen Kriege so viel litt, daß es am Ende des Krieges eine völlige Wüste war.

Daß sich Dünste in der Luft zu Massen, die einen Grad von Solidität haben, sammeln können, zeigen uns die so genannten Sternschuppen sehr oft. Daß dergleichen Dünste sich zuweilen

zu sehr großen Körpern conglobiren, beweisen die Feuerkugeln, die freylich selten in einer sehr großen Höhe der Atmosphäre erscheinen, und nicht bald senkrecht fallen, sondern nach anderen Richtungen fliegen. Eine solche Kugel sahe man den ersten August 1756 von den Niederlanden bis in Pohlen. Die, welche den achten März 1796 in einem großen Theile von Deutschland, in Berlin, Dessau, auf der Leuchtenburg im Altenburgischen, in den Lausitzen, in Schlesien und in einem großen Theile von Böhmen gesehen, und nach den Richtungen, in welchen ihr Fall beobachtet wurde, wahrscheinlich in der Niederlausitz niederkam, ist noch bey jedermann in lebhaftem Andenken. Verschiedene Beobachter derselben wollen gesehen haben, daß sich bald am Ende des Laufs der Feuerkugel Theile von ihr losrissen, senkrecht niederkamen, und zu leuchten aufhörten.

Den Tag nach dieser Lusterscheinung fand ein Bauersmann unweit Dreykretscham, eine Meile hinter Budissin nach Kamenz zu, eine auf der Erde liegende schaumige Masse in ziemlicher Menge. Erst den 20sten desselben Monats besah der Chyrurgus Bauer von Klein-Wellke den Platz, und fand, daß die Masse noch einen Kreis bedeckte, der vier Ecken im Durchschnitte hatte. Leute, die sie früher gesehen hatten, versicherten, daß sie ursprünglich, ehe sie von Wind und Wetter zerstört worden wäre, noch ein Mahl so viel betragen hätte. In der Mitte des Platzes war sie am dicksten, nach der Peripherie zu ward sie allmählich dünner.

Die Masse selbst war, als der Chyrurgus Bauer hinkam, ein weißgelblicher, oblicher, trockener Schaum, klebrig, hing an dem daselbst

beständigen Heidekraute, und berührte nur an wenigen Orten, eigentlich nur in der Mitte, wo der dickste Theil aufgelegt hatte, die Erde. Der Ort, wo die Materie aufgelegt hatte, war nicht versengt, nur das Heidekraut von dem öhlichten Wesen durchzogen und getränkt. Die Materie war zwar etwas klebrig, doch trocken und zähe, von der Gestalt eines schönen, locker gebackenen Bisquit-Teiges, leicht, und roch sehr nach Dehl oder vielmehr Dehlfirniß. Wenn man sie ans Feuer brachte, entzündete sie sich leicht über und über, brannte wie ein Kampfer, und hinterließ eine zarte Kohle. Wenn man sie nur schmelzen (nicht brennen) ließ, so ward ein klebrig-harziges Wesen daraus, fast so, als wenn man *Resina elastica* verbrennt oder schmilzt. Starker Weingeist, Salvetersäure und Baumöhl wirkten nicht auf dieselbe. In *Terpentinspiritus* ward nur ein Theil mit Mühe aufgelöst; *Bitrioläther* lösete sie leicht auf. Alle Umstände machten es wahrscheinlich, daß diese Masse aus der Luft gefallen war. War sie auch nicht ein Theil der Abends zuvor gesehenen Feuerkugel, (wiewohl dieses nicht ganz unwahrscheinlich seyn würde, wenn die Kugel über der Niederlausitz herabgefallen wäre), so war sie doch wohl von ähnlichen Bestandtheilen als jene.

Eine ähnliche Masse, nur in ungleich geringerer Quantität, fiel im Jahre 1795 nahe bey *Priebus*, bey einem Blitzschlage in einen Brunnen. Der Blitz hatte den Rand des Brunnens abgeschlagen. Drey Menschen, die nicht weit vom Brunnen waren, wurden betäubt, aber durch angewandte Mittel wieder hergestellt. In dem Brunnen selbst lag nach der Versicherung mehrerer Leute, die bald nach dem Vorfalle hingeeilt

waren, eine weißliche, glänzende Masse, die das Ansehen von Eyweiß hatte. Beym Herausnehmen fand man sie etwas zähe und klebrig, oder schmierig. Es war ihrer etwa eine Kaffeetasse voll gewesen.

Bey der Feuerkugel, die 1796 fiel, hörte man wohl ein Brausen und Getöse in der Luft, aber keinen Donner. Die aber, welche 1756 in einem so großen Theile Europens gesehen wurde, war von eben solchen Umständen begleitet, wie die harte Masse, die 1636 bey *Dubrau* herabfiel.

Nach einer Beobachtung des ehemahligen Polizybürgermeisters *Gottfr. Beudel* in *Prießus*, welcher im November 1796 als Bürgermeister zu *Herrnstadt* in einem Alter, von bey nahe 80 Jahren starb, entstand die Feuerkugel den 1sten August 1756 Abends gegen 10 Uhr dem Ansehen nach in der nördlichen Krone und setzte ihren Weg nordöstlich fort bis in den großen *Bär*, wo sie in einen Haufen anscheinender kleiner Sterne zerfiel, die bald verschwanden. Nach diesem Zerfallen blieb noch ein langer feuriger Strahl übrig, der sich nach und nach verdünnte, den vorigen Lauf fortsetzte, und endlich verschwand. Zwey Minuten, nachdem die Kugel zersprungen war, hörte man in *Prießus* bey hellem Himmel einen Donner, der Fenster und Häuser erschütterte und über eine Minute dauerte. Der Wind kam denselben Tag aus Südwest ziemlich stark, und das Barometer, das vorher um einige Grade gefallen war, stieg nach diesem Phänomen wieder höher, als es die vorhergehenden Tage bey hellem Wetter gewesen war.

War der Donner, der dabey gehört wurde, nicht die Wirkung eines Blitzes in einer außerordentlichen Höhe der Luft? Das Licht, welches die Kugel selbst verbreitete, konnte die Beobachtung des Blitzes hindern. Und das Zerfallen der Kugel konnte eine Wirkung des Blitzes seyn, welches der zwey Minuten darauf gehörte Donner zu bestätigen scheint. Zwey Minuten zwischen Blitz und Donner ist, wenn die Beobachtung genau ist, freylich eine lange Zeit. Aber die außerordentliche Höhe, in der die Kugel seyn mußte, da sie fast von ganz Europa gesehen wurde, macht diese Länge der Zeit zwischen Blitz und Donner begreiflich.

Dürfte man nun nicht die Vermuthung wagen, daß der steinartige Körper, der 1636 bey Dubrau niederfiel, ursprünglich auch eine solche Kugel war, die sich aus öblichten und andern Dünsten der höheren Luft, erzeugt hatte, endlich niedersank, die Elektrizität der Luft, die nach vielfältigen Beobachtungen *) in den höheren Regionen viel stärker ist als in der Erdnähe, reizte, und so die elektrische Ausladung oder den Blitz veranlaßte, durch diesen getroffen zersprang, und in einen Körper verwandelt wurde, der das Ansehen eines Steines hatte, ja von außen her sogar verglaset war? Die Beschaffenheit des Steines, daß er mürbe war, und sich zu Asche reiben ließ, scheint dieser Hypothese sehr günstig zu seyn. Vielleicht war das Zerspringen des Steines schon eine Wirkung des Blitzes, wie das

*) Die Herr von Versstorf auf Meffersdorf in der Oberlausitz im vorigen Jahre mit dem elektrischen Drachen an einer 500 Fuß langen Schnur angestellt hat.

Berspringen der Kugel von 1756. Die Masse aber, die 1796 bey Budissin gefunden wurde, war noch in ihrem ursprünglichen Zustande, nicht vom Blitze getroffen, sondern nur vertrocknet. Vielleicht würden mehr steinartiger Körper, die aus der Luft fallen, bekannt seyn, wenn die Feuerkugeln jedes Mal an solche Dexter fielen, wo sie sogleich gesehen werden könnten, oder wenn sie nicht schon mehrentheils ihr Licht verloren hätten, wenn sie in die niedern Gegenden der Atmosphäre kommen. Da aber die Feuerkugeln schon an sich seltene Naturerscheinungen sind, da sie nicht alle Mal Blitz erregen, und, wenn dieses auch geschieht, doch in Gegenden niederfallen können, wo sie niemand sogleich bemerkt, so ist's natürlich, daß der Stein von 1636 bisher noch eine Erscheinung ohne Beyspiel war. Desto mehr aber hielt ich's für Pflicht, sie dem Phänomen von Siena an die Seite zu stellen.

Die gebundenen Schwimmer.

Da sich Sürville 1769 an den Baschynseln auf dem stillen Meere befand, ließ er bey einer entstandenen Mißhelligkeit verschiedene Insulaner gefangen nehmen. Da man ihnen nun die Hände auf den Rücken gebunden hatte, und so in des Capitans Kajüte führen wollte, hatten einige von ihnen gleichwohl den Muth, sich in das Meer zu stürzen. Ja zum großen Erstaunen der Mannschaft zeigten diese Wilden so viel Stärke und Geschicklichkeit, daß sie bis zu einem ihrer Fahrzeuge schwammen, welches weit genug entfernt war, um nichts von den Europäern befürchten zu dürfen.

Der Zackenfall in Schlesien.

Der Zackenfall in Schlesien gehört mit zu den schönsten Gegenständen des nördlichen Deutschlands, und verdient daher vor vielen andern durch die Kunst des Grabstichels dargestellt zu werden.

Er liegt von Schreibershau nördlich in einer höchst romantischen und pittoresken Gegend. Ein nicht unbequemer Fußsteig durch einen annuthigen Wald führt den Reisenden zu dieser seltenen Naturerscheinung. Der Weg durch dieses Gebüsch zeigt eine Menge reizender Partien, bis endlich das Auge auf einer beträchtlichen Höhe durch den Wasserfall selbst überrascht wird, der sich durch sein Rauschen schon in einer Entfernung von mehreren hundert Schritten dem Wanderer verräth, und ihm einen Anblick gewährt, der über alle Beschreibung schön und erhaben ist.

Es ist nicht der eigentliche Zacken, sondern der so genannte Zackerle, welcher noch vom kleinen Zacken unterschieden ist, der dieß prächtige Schauspiel darbiethet. Er kommt oberhalb des Falles von Südwesten her, hat sein Bett wohl 20 bis 30 Fuß breit in den Granitfelsen ausgehöhlt, füllt aber bey kleinem Wasser kaum den 5ten Theil davon aus. Wo der Fall ist, wird dieß Bett auf ein Mahl durch einen jähen Einschnitt in den Felsen unterbrochen. Hohe Granitwände, so gerade, als hätte sie der Meißel des Künstlers nach dem Senkbleye behauen, nur hin und wieder mit hervorragenden Ecken, stehen etliche Fuß von einander zu beyden Seiten, und bilden unten für den Fluß das enge Bett, in welchem er nach dem Sturze majestätisch hin-

rauscht. Das Wasser hat den obern Rand des Felsen, über den es beständig herabströmt, etwas gerundet und ausgehöhlt. Die Höhe des ganzen Felsen beträgt, nach genauen Messungen, 109 bis 115 Pariser Fuß, ob man sie gleich über 200 Fuß angibt. Ungefähr ein Drittheil davon stürzt das Wasser fast senkrecht in einem dünnen Strahle darnieder, alsdann aber rauscht es ungleich breiter über einen schroffen Felsen, der sich ziemlich weit hervorzieht, beynabe noch ein Mahl so tief herab, bis es sich durch einige hervorragende Stein-Ecken in mehrere Strahlen theilt, ein wenig nordwärts wendet und völlig niederschleift.

Ganz oben, nördlich über dem Falle, steht eine Granitwand, die einem verfallenen Gothischen Schlosse ähnlich sieht. Sie ist mit hohen Fichten und Gebüsch bekränzt, wodurch sie zum Theile versteckt wird. Die Anhöhen zur rechten und linken Seite sind ebenfalls mit schönen Fichten und Eberäscheln bewachsen, und nur hin und wieder ragen nackte, schroffe Klippen hervor. Zwischen den Felsenwänden hindurch, über das Bett des Flusses hin, erblickt man in dem sich öffnenden Thale schöne Wiesen, durch welche sich das Wasser sanft rieselnd schlängelt.

Alles vereinigt sich hier zu einem harmonischen Ganzen: majestätische Bäume und Gesträucher, hohe Felsen und das herabstürzende silberhelle Wasser; und wohin das Auge nur blickt, wird es stets von neuen Schönheiten der Natur bezaubert.

Der Tower in London.

Der Tower (Festung) steht auf einem weitläufigen, aber unregelmäßigen Plage, am Ufer der Themse. Er ist mit einer hohen Mauer umgeben, welche oben Absätze und in der Mitte Schießlöcher hat, wo Kanonen hingepflanzt werden können. Diese Mauer ist von einem breiten und tiefen Graben eingeschlossen.

Der Tower bestand anfänglich bloß aus dem, was jetzt der weiße Tower genannt wird, von dem man (aber nach sehr unsichern Nachrichten) behauptet, er sey von Julius Cäsar erbauet worden. Jetzt sind außer dem weißen Tower noch die Artilleriegebäude, die Münze, das Reichsarchiv, die Juwelenkammer, das Spanische Zeughaus, das Zeughaus für die Cavallerie, das neue oder kleine Zeughaus, die Wohnungen für die Soldaten, auch einige schöne Gebäude für die Stabsofficiere und andere Personen, die im Tower wohnen, hinzugebauet worden; so daß der Tower jetzt mehr einer kleinen Stadt als einem Castelle gleicht.

Der Tower hat die beste Lage für eine Festung. Er liegt bloß 800 Yards ostwärts von der Londner Brücke entfernt, also nahe genug, um diese reiche Stadt gegen einen Ueberfall von der Flußseite her zu schützen. Nordwärts ist er von der Themse begrenzt. Von dieser wird er durch eine kleine Rhede und durch einen engen Graben getrennt, über welchen eine Aufziehbrücke geht, um die Ammunition und Schiffs- und Soldatenproviand leicht ein- und auszushippen. Bey der erwähnten Rhede ist das Wasser- oder Berräthertbor, durch welches sonst Staatsgefangene heimlich zu Wasser weggebracht wurden. Auch

sind bey dieser Mheide 60 Stück eiserne Kanonen in einer Linie aufgepflanzt, die bey öffentlichen feyerlichen Gelegenheiten abgeseuert werden.

Der Haupteingang in den Tower auf der Westseite geht durch 3 Thore. Eins ist hinter dem andern. Das erste führt zu einem Plage, auf dessen rechten Seite der Löwenthurm liegt, wo eine Menge ausländischer Thiere aufbewahret wird. Das zweyte Thor führt zu einer steinernen Brücke, die über den Graben gebauet ist, innerhalb welchem das dritte Thor, viel stärker als die zwey ersten, ist. Dieses hat eine Aufziehbrücke, die nicht allein von Soldaten, sondern auch von Aufpassern beym Tower bewacht wird.

Diese Thore am Tower werden jeden Morgen und Abend mit großen Formalitäten eröffnet und geschlossen. Ein wenig vor 6 Uhr im Sommer, und im Winter, so bald es nur helle wird, geht der Officier von der Wache zum Gouverneur nach den Schlüsseln, und von da, von einem Unterofficier und 6 Mann von der Hauptwache begleitet, zurück ans innerste Thor. Nachdem dieses eröffnet ist, und diese durchpassirt sind, so schließt man es wieder zu. Der Officier und seine Begleitung gehen zu den äußersten Thoren, eröffnen sie, und dann zurück zum innersten Thore, wo der Officier den Aufpassern zuruft, sie sollten sich gefaßt machen, die Schlüssel des Königs Georg zu empfangen. Das Thor wird geöffnet, und die Schlüssel werden in die Wachstube der Aufpasser gegeben, bis wieder zugeschlossen wird, welches gewöhnlich Abends um 10 oder 11 Uhr mit eben den Feyerlichkeiten geschieht. Wenn sie geschlossen sind, so geht der Officier mit seinen Soldaten auf die Hauptwa-

He, wo alle Soldaten in Gewehr stehen. Die Schildwache auf der Hauptwache ruft: Wer da? der Officier: die Schlüssel. Die Schildwache antwortet: Schlüssel vorbey! Der Officier von der Hauptwache commandirt dann seine Wache, das Gewehr abzulegen, worauf die Schildwache spricht: „Gott erhalte den König Georg“ und die ganze Wache ruft laut; Amen. Der Officier, der die Schlüssel brachte, geht alsdann mit seiner Bedeckung zum Gouverneur, wo er die Schlüssel zurückläßt. Nach diesem kann niemand mehr aus oder ein bis an den Morgen; man müßte denn die Parole haben, die aber außer dem Officier und dem Unterofficier auf der Wache niemand weiß.

Die Tropfsteinhöhle bey Slains in Schottland.

Die Ueberbleibsel des alten Familienschlosses Slains zeichnen sich noch auf einem Felsen aus, welcher eine Halbinsel ausmacht. Dieses Schloß wurde im Jahre 1594 von Jacob dem Sechsten wegen der Rebellion des Grafen von Huntly zerstört. Nahe dabey sind einige große Höhlen, welche ehemals mit sonderbaren stalactischen Incrustationen inwendig überzogen und ausgekleidet waren; gegenwärtig werden aber diese Steinbildungen dazu benutzt, um Kalk daraus zu brennen. Eine von diesen Höhlen hat den Nahmen der Tropfdecke, und ist eine der fürchterlichsten Klüfte, die man sich nur vorstellen kann. Ein Englischer Liebhaber der Naturgeschichte beschreibet sie also:

Es waren unserer vier, nebst zwey Bedienten mit Fackeln, die wir diese unterirdische Reise antraten. Gleich Anfangs mußten wir einen rauhen und gefährlichen Abhang hinabsteigen, um an den Eingang der Höhle zu gelangen, die ich nicht ohne geheime Furcht betrat. So bald wir uns hinein begeben hatten, machte die erstaunliche Finsterniß, welche hier herrscht, und von der außerordentlichen Höhe des Felsengewölbes verursacht wird, einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich. Wenn ich in die Höhle blickte, fiel mir Milton's sichtbare Finsterniß (*darkness visible*) ein; denn der Schein der Fackeln diente nur dazu, uns die dicke Finsterniß in einem desto auffallenderen Abstände zu zeigen. Sie hatten das Ansehen von Laternen in einem dichten Nebel, wo nur ein kleiner Umkreis beleuchtet und alles Uebrige in Dunkel verhüllt ist. So ist der Anblick dieser fürchterlichen Höhle überhaupt.

Nichts ist geschickter, das Gemüth zu den erhabensten Begriffen von den wunderbaren Arbeiten der Natur zu erheben, als die Betrachtung der Tropfsteinpfeiler, mit welchen die unermessliche Decke der Höhle gestützt zu seyn scheint.

Diese Pfeiler entstehen durch die unaufhörlich von dem Gewölbe herabtropfenden Feuchtigkeiten, deren erdige Theile in der Gestalt von Eiszapfen oben an der Decke zusammengerinnen, und sich endlich zu großen Pfeilern bilden, je näher sie dem Boden kommen,

Wenn man die allmähliche und langsame Vergrößerung dieser Tropfsteine erwägt, so sollte man von denen, welche die Größe erlangt haben, daß sie von der Decke bis zum Boden reichen, glauben, sie müßten viele tausend Jahre alt seyn.

Einige solche durch die immer erneuerten Feuchtigkeiten wachsenden Säulen, welche von dem großen bogigen Gewölbe herabhängen, die uns der Fackelschein sichtbar machte, schienen uns auf den Kopf fallen zu wollen. Die vollkommensten von diesen Tropfsteinbildungen haben Risse und Löcher.

Nordamerika's Menschenschindererey.

Unbegreiflich ist dasjenige, was man an einigen Nordamerikanern in Absicht des Gefühls wahrnimmt. Wenn unter den Völkern am Orinocostrom ein Krieger nach dem Hauptmannsrange strebt, so fängt seine Prüfung mit einem längern und strengern Fasten an, als das des erhaltensamsten Einsiedlers jemahls gewesen ist. Nachher gibt ihm jeder der versammelten Oberhäupter drey so nachdrückliche Peitschenhiebe, daß sein Leib fast ganz dadurch geschunden wird. Bey dem mindesten Zeichen der Empfindlichkeit wird er verworfen, und bleibt auf Seitlebens beschimpft. Einige Zeit darauf legt man ihn mit gebundenen Händen in ein Hangebett, und schüttet eine unzählige Menge giftiger Ameisen auf ihn, deren Stich eine höchst empfindliche Pein verursacht, und eine heftige Entzündung nach sich zieht. Auch hier würde ihm ein Seufzer oder eine unvorsätzliche Bewegung von der verlangten Würde ausschließen. Nach diesem wird er noch ein Mal in seinem Hangebette aufgehangen, und mit Palmetto-Blättern bedeckt. Man zündet ein Feuer von stinkenden Kräutern unter ihm an, so, daß er dessen Hitze fühlt, und vom Rauche verhüllt wird. So geröstet und beynabe erstickt, muß er noch immer mit geduldiger Anempfindlichkeit

leiden. Viele kommen in diesen rauen Prüfungen um.

Man verbinde hiermit noch dasjenige, was die Marter der im Kriege Gefangenen betrifft. Man fängt bey dem äußersten Ende der Hände und Füße an, und steigt alsdann allmählich zu dem Leibe hinauf. Der eine reißt einem solchen Unglücklichen die Nägel auf, oder gebraucht dazu ein stumpfes Messer. Der eine nimmt einen ihm abgelöseten Finger, steckt ihn in seine Pfeife, und raucht ihn statt des Tobaks, oder läßt den leidenden Sklaven selbst davon rauchen. So werden ihm seine Finger nach und nach alle abgelöset, oder etwa auch zwischen zwey Steinen zerquetscht, oder Glied bey Glied abgenommen. Mancher Ort seines Leibes wird zum öftern mit glühenden Eisen oder Feuerbränden berührt, und das so lange, bis sie von dem herabfließenden Fette gelöscht sind. Das so gebrannte Fleisch wird alsdann stückweise abgeschnitten, und von einigen dieser Rasenden verzehrt, während andere ihre Gesichter mit seinem Blute bestreichen. Wenn die Nerven entblößt sind, so werden Eisen hineingesteckt, um sie zu zerreißen, oder man scheidet ihm Arme und Beine mit langen Stricken, die an beyden Enden mit der größten Gewalt hin und hergezogen werden. Dieses alles ist gewisser Massen nur ein Vorspiel, und manches Mahl wird der Unglückliche, wenn er 4 bis 5 Stunden lang auf solche grausame Art behandelt worden ist, losgebunden, in Ruhe gelassen, und das Uebrige der Execution ausgesetzt. Wenn aber alles vorbey ist, so binden sie den Unglücklichen los, lassen ihn, wenn er noch so viel Kräfte hat, laufen, und schlagen ihn darauf mit Prüzeln oder Steinen vollends todt, oder wälzen ihn in der Gluth so

länge herum, bis er den letzten noch übrigen Athem ausbläst, wenn ihm nicht schon vorher von einem Mitleidigen das Herz aus dem Leibe gerissen wurde. Die ganze Sache endigt sich damit, daß man den Leichnam vollends zerstückelt, in einen Kessel wirft und aufzehrt. Sollte man es wohl glauben, daß diese unglücklichen Schlachtopfer bey allen diesen Martern sich nicht nur gleichgültig bezeigen, sondern noch lachen, spotten und drohend sagen: sie würden es im gleichen Falle ihren Peinigern noch weit ärger haben empfinden lassen?

Die Aeolus-Harfe.

So wird eine Harfe genannt, deren Saiten vermittelst der Luft ansprechen. Die Herren Moscati, Bernoulli und Haas hatten schon bemerkt, daß ein stark gespannter Eisendraht zuweilen einen harmonischen Klang von sich hören lasse. Herr Prevot, in Buralen bey der Abtey St. Blasius, der zu einer gewissen Absicht einen langen Eisendraht in seinem Garten ausgespannt hatte, machte eben diese Erfahrung, und bemerkte zugleich, daß sich dieser Klang, besonders alsdann hören ließ, wenn sich die Witterung ändern wollte. Diese Erfahrungen bewogen den Herrn Abt Sattoni zu Mayland, von der Höhe eines 25 Ehlen hohen Thurms, an dem ein elektrischer Leiter angebracht war, bis zu einem andern Orte, nahe bey dem Hause des Herrn Moscati Eisendrähte anzuspinnen, die so gestimmt waren, daß sie die sieben musikalischen Grundtöne angaben. Da die ganze Vorrichtung einer großen Harfe ähnlich sieht, so nannte er sie die Riesenharfe. Von Zeit zu Zeit gibt sie stärkere oder

oder schwächere, länger oder kürzer dauernde Töne von sich, die einem sehr angenehmen musikalischen Murmeln ähnlich sind. Zuweilen tönt sie stundenlang, nach Beschaffenheit der Witterung, gegen die sie sehr empfindlich ist.

Entdeckung eines Elephanten-Skeletts zu Teschen.

Beym Schlämmen eines kleinen Teichs in dem zur Teschner Lehnsmännerey gehörigen Erlensbüschchen, entdeckte der Besitzer, Herr Schaubert, schon in der Tiefe eines Grabstichs, den schönsten weißen Märgel, nachdem zuvor eine Schicht Moorerde, eine halbe Ehle tief, aufgedeckt, und eine Schicht Kies, die eine Viertel ehle tief lag, mit Rodehacken durchbrochen war.

Unter der Schicht weißem Märgel fand sich schwarzer Märgel. Jener war eine halbe, dieser eine Viertel ehle mächtig. Jener geschmeidig wie Seife und durchaus gemischt mit allerley großen Muscheln, dieser aber dem Torse ähnlich. Unter diesem fand sich weißgrauer Märgel, mit kleinen Schnecken vermengt, ähnlich der Seifensieder- asche. Schon sind jetzt 12 Ehlen abgetäuft, und noch besteht diese vortreffliche Märgelmasse in ihrer Menge und Güte, unübersehbar für die Zukunft.

Von solchem aschgrauen Märgel wurden zwey tausend Fuder auf die Aecker geführt, und davon 15 Fuder auf einen Scheffel Winterausfaat geschlagen. Die Ernte davon übertraf die von der Schafdüngung, und die im zweyten Jahre auf solchem Märgel gewachsene Gerste mußte beschnitten werden.

Dies zur Einleitung zu dem nun Folgenden. Nachdem 11 Ehlen von diesem Märgel gefördert waren, fand man einen ganz guten behauenen Balken, von einer nicht genau zu unterscheidenden Holzart, eine nicht kleine Anzahl Lannenzapfen und große Türkische Haselnüsse, mit einer steinigten Kruste, auch eine Menge kleiner calcinirter Schnecken von verschiedener Art.

Noch ein und eine halbe Ehleiefer stieß man, nach dem Ausschnecken des Wassers, auf einige große Knochen, die zur bequemern Besichtigung für Naturforscher und Naturfreunde nach Breslau gebracht wurden.

Diese Knochen, acht an der Zahl, gehören ohne allen Zweifel zu einem Elephanten-Skelette, von dem die übrigen Stücke theils schon zerschlagen und zerstreut sind, theils auch wahrscheinlicher Weise noch tiefer im Märgel verborgen liegen

Diese acht Knochen sind alle, ihrer äußern Gestalt nach, sehr kenntlich, nur ihre Oberfläche ist schwarz, welches daher rührt, daß man sie mit Dehl angestrichen hatte, um ihre fernere Verwesung zu verhindern, welche sie an verschiedenen Orten schon angegriffen hatte

Capellis aß nie gekochtes Fleisch,
und wurde 104 Jahre alt.

Ein gewisser Baron, Baravicinodes Capellis, starb 1770 zu Meran in Tyrol, in einem Alter von 104 Jahren. Er hatte vier Frauen gehabt; im 14ten Jahre die erste, und im 84sten die vierte geheirathet. Aus der letzten Ehe wurden ihm 7 Kinder geboren, und als er starb,

war seine Frau mit dem 3ten schwanger. Er verlor die Munterkeit seines Leibes und seiner Seele nicht eher, als in den letzten Monathen seines Lebens. Nie brauchte er eine Brille, und machte noch oft in seinem hohen Alter einen Weg von zwey Stunden zu Fuß. Seine gewöhnliche Kost waren Eyer; nie aß er gekochtes Fleisch, nur dann und wann etwas gebratenes, aber immer nur wenig. Thee trank er häufig mit Rosolis und Zuckercand.

Der Johannisberg und der Niederwald im Rheingau.

Der Johannisberg, welcher den Wein dieses Namens allein hervorbringt, ist viel zu klein, als daß alle der Wein echt seyn könnte, welcher unter diesem Namen in Flaschen gekauft und getrunken wird, die von kaufmännisch-speculirenden Köpfen ohne Scheu mit dem probstelligen Siegel versiegelt worden sind. Das edle Gewächs dieses kleinen Berges ist seiner innern Güte nach sehr verschieden. Bloß an der Mittagsseite, und zwar nur da, wo der sanfte Bergabhang zunächst an die Klostergebäude grenzt, und wo deren blendendes Weiß die kochenden Sonnenstrahlen auf den Weinstock zurückwerfen kann, wächst das edelste Erzeugniß unter allen Rheingauweinen. Und auch hier liest man wieder die so genannten Jungfertrauben — das heißt, die Trauben der zum ersten Mahle tragenden Reben — besonders, um diese Erstgeburten für den lusternen Gaumen des Geweihten zu F u l d a unvermischt pressen zu können.

Sie werden sich erinnern, daß man in der Regel beym Lesen und Pressen des Weins wenig reinlich zu Werke geht, indem man die faulten Beeren, ja sogar den Saft der Spinnen, Ohrwürmer und vieler anderen Insecten, ohne Umstände mit auspresset. Man hat theils in der geschäftvollen Erntezeit keine Muße zur Absonderung alles dieses Schmutzes, theils glaubt man auch ziemlich allgemein, die Gähre des jungen Weins werfe allen diesen mit ausgepreßten Unrath und alle fremdartigen Theile wieder von sich. Hier auf dem Johannisberge hält man jene Meinung, so scheinbar richtig und allgemein herrschend sie auch seyn mag, zum Theile dennoch für ein Vorurtheil, in welchem tausend Winzer alt und grau geworden sind. Man gibt zwar gern zu, daß sehr viele und bey weitem die mehresten, Unreinigkeiten durch die Gähre des Weins ausgeworfen werden, ist aber doch der nicht unwahrscheinlichen Meinung, daß dadurch schwerlich jede feine Beymischung fremdartiger Theile und jeder Nebengeschmack für eine gelübte Zunge verhindert und aufgehoben werde. Mit dieser Theorie rechtfertigen sie die außerordentliche Sorgfalt, welche sie auf die Säuberung der einzelnen Trauben wenden, von denen sie mittelst einer Schere die in Fäulniß übergegangenen Beeren und jede ins Auge fallende Unsauberkeit von den zu kelternden Trauben trennen.

Das delicate, gewürzhafte, feurige Wesen, welches in dem hohen Grade kein anderer Rheinwein mit dem Johannisberger gemein hat, verdankt er übrigens einer zufällig gemachten Erfahrung. Lange nämlich sammelte man die Trauben zu eben der Zeit zum Keltern ein, wo in allen benachbarten W i n g e r t e n, so nennt man

hier die Weingärten und Weinberge — ebenfalls die Weinlese gehalten wird. Da aber der Vater Kellner dieser Probstei vor der jedesmahligen Ernte bey dem Fürstbischöfe zu **F u l d a** über den Zeitpunct, wann gelesen werden solle, schriftlich anfragen mußte; so traf sich ein Mahl zufälliger Weise, daß der Befehl zur Lese 14 Tage nach der gewöhnlichen Erntezeit erst ankam. Man versprach sich daher dieß Mahl eine schlechte Ernte, weil die Trauben am Stocke überreif und zusammengetrocknet, zum Theile auch schon in Fäulniß übergegangen waren. Indessen wurde nun sogleich geerntet, und man suchte dem Schaden so gut als möglich nachzukommen. Zu dem Ende sonderte man die verfaulten Trauben und Beeren von den unverfaulten ab, preßte die letzteren, und siehe — man gewann ganz unvermuthet einen Wein, der bis dahin am **R h e i n e** noch nie so delicat gepreßt und getrunken war. Diese unerwartete Erscheinung wurde höheren Ortes berichtet, wo man sich glücklich pries, dasjenige, was an Quantität der dießjährigen Ernte abgegangen war, in deren Qualität zehnfach ersetzt zu sehen. Dem zu Folge wurde nun ein für alle Mahl befohlen, daß die Weinlese auf dem **J o h a n n i s b e r g e** jedes Mahl erst vierzehn Tage nach der bisher gewöhnlichen Erntezeit ihren Anfang nehmen sollte.

Sie werden sich erinnern, daß die einzelnen Pflaumen, welche zufälliger Weise dann und wann bis spät in den Herbst hinein an den Bäumen bleiben, und dann das werden was man **h o t z l i c h** nennt, einen überaus süßen Geschmack bekommen, indem die nächtliche Kälte, welche dann schon einzufallen pflegt, und die Witterung überhaupt das Wasserichte in der Pflaume verzehren

und die edleren Bestandtheile derselben mehr zusammenengen. Eine ähnliche Bewandniß scheint es hier mit den über die Erntezeit hinaus hängenden Weintrauben zu haben. Freylich verkaufen mehrere davon, aber in den Ueberständen, deren wässerichte Bestandtheile verdunstet sind, müssen dafür die dadurch concentrirteren feurigen und gewürzhaften Süßigkeiten die Trauben nothwendig veredeln. Edlere Bestandtheile aber geben edleren Wein. Dieß folgt so natürlich eins aus dem andern, daß ich kaum begreife, wie erst ein Zufall diese Wahrheit anschaulich machen mußte. Dazu kommt noch, daß die Art und Weise, wie man den herrlichen Strohwein gewinnt, die größte Arthlichkeit hiermit hat, und daher schon längst auf jene Vortheile einer etwas verspäteten Ernte hätte hinweisen sollen.

Der Strohwein hat bekannter Maßen seinen Namen von der Verfahungsart, wie man ihn gewinnt. Man schneidet in der Ernte die reifsten und besten Trauben behuthsam und ungequetscht vom Stocke, legt sie auf Stroh, und bewahrt sie an einem Orte, wo es weder zu warm noch zu kalt ist, oft bis in die Mitte des Winters, auf, indem man die von Zeit zu Zeit in Fäulniß übergehenden einzelnen Beeren und Trauben unausgesezt auf das sorgfältigste von den gut gebliebenen Trauben absondert, bis letztere fast wie die so genannten Traubenrosinen zusammengetrocknet sind. Nun erst werden sie gepreßt, und geben den überaus lieblichen Strohwein. Sie können leicht denken, daß man aus den Trauben, welche, frisch gekeltert, vielleicht vier Ohmen Wein gegeben haben würden, kaum einen Ohm Strohwein erhält: allein da man ihn vorzüglich nur in Frank en und solchen Gegenden zubereitet, wo das Erzeug-

niß des gewöhnlichen Landweines nur wenig innere Güte und kaufmännischen Werth hat, so ist, in Hinsicht auf lüsterne Zungen, noch immer Gewinn dabey. Ich habe dergleichen Strohwein echt zu Mainz bey der Frau Geheim-Räthinn von Specht getrunken, und muß gestehen, daß er mir auch in der Rückerinnerung noch gut schmeckt.

Jetzt bleibt mir noch ein Einwurf zu beantworten übrig: „Wenn das Gewächs des Johannisberges — werden Sie fragen — durch die etwas versvätete Ernte so sehr an innerer Güte gewinnt, warum setzt man nicht in dem benachbarten Rudesheim und im ganzen Rheingau die Ernte ebenfalls hinaus?“ — Wahrscheinlich weil viele Köpfe von je her schwer unter einen Hut zu bringen waren. Die Abhaltungsgründe dürften also ungefähr die nämlichen seyn, aus welchen in dem Preussischen Staate da, wo die Gemeinheiten noch nicht aufgehoben sind, tausend Gutes verhindert wird, und unbezogen bleiben muß. Der speculativere Eigenthümer eines Wingerts mag die ökonomischen Vortheile wohl einsehen, welche aus einer kleinen Abweichung vom alten Herkommen für ihn entstehen müßten; allein die übrigen lassen sich auf keine genaue Berechnung dieser Vortheile ein, und denken: „Bekommt der Fürstbischof auf seinem Johannisberge durch die hinausgesetzte Ernte etwas bessern Wein, so gewinnt er dafür auch etwas weniger.“ So bleibt also bey dem Alten, weil für die sämmtlichen Weingärten einer Dorfgemeinde gemeinschaftliche Wächter gehalten werden, deren Verpflichtung aufhört, so bald die von der Gemeinde festgesetzte Zeit der Lese vorüber ist. Die einzelnen speculirenden Köpfe müssen daher entweder dem alten Schlendriane ebenfalls fol-

gen, oder Gefahr laufen, daß eine gewisse Volks-
 classe, die sich das Recht der Nachlese nicht neh-
 men läßt, ihnen auf eine unerbethene Weise lesen
 hilft.

Ich bin, wie ich eben jetzt erst bemerke, heute
 bey dem Kapitel vom Weine, wider meine Ge-
 wohnheit, ungemein redselig gewesen; und Sie,
 liebster Freund, sollten, wenn Sie mich nicht
 kennen, dadurch wohl gar auf den Gedanken ge-
 bracht werden, als ob mir der Wein überhaupt,
 und der hiesige ins besondere, wie man zu sagen
 pflegt — gar sehr ans Herz gewachsen sey. In-
 dessen es ist nun einmahl geschehen; und um das
 Werk zu krönen, setze ich Ihnen noch die Rang-
 ordnung der verschiedenen zu meiner Bekann-
 schaft gelangten hiesigen Weine her. Da man aber
 über Geschmacksangelegenheiten weder streiten
 kann noch soll, so lasse ich nicht unbemerkt, daß
 ich sie nur nach meinem Gaumen gewürdiget und
 geordnet habe.

Von den sämtlichen Rheinweinen
 scheint der edle Johannisberger allen übrige-
 gen den Rang abzulaufen; aber ganz in seiner
 Nähe, und nach dem Geschmacke einiger sogar ihm
 zur Seite, steht der herzerquickende Rudesheimer,
 der in Absicht seines gewürzhaften Geschmac-
 kes und angenehmen Feuers allerdings mit jenem
 wetteifert. Dann folgt der Hochheimer, hier-
 auf der Nierensteiner, dann der Bacha-
 racher, die Liebfrauenmilch, der As-
 mannshäuser, und endlich die übrigen
 Rhein- und Pfalzweine. Zu den letzteren
 werden auch die Raheweine gerechnet, unter
 welchen sich der vorzüglich auszeichnet, welcher in
 der Gegend des Rheingrafensteins bey
 dem Dorfe Norum wächst. Die Moselweiz

ne sind ein wenig zu kühl, und die Neckar- und Frankeneine pflegt man auch bald zu verkennen, und ungerecht zu beurtheilen, wenn man einige Zeit in dem Rheingau gehauset hat.

Ehe ich mich endlich von dem Johannisberge trennen kann, habe ich Ihnen noch zwey Worte von der unaussprechlich schönen Lage dieses Wonnehügels zu sagen. Die vor kurzem neu erbaute Probstey steht in ihrem blendenden Weiß auf seiner höchsten Fläche, von ihr herab erblickt man eine lachende Gegend voller Anmuth und Reize. Rund um ihr her liegt der schönste Theil des segensreichen Rheingaues in einer großen offenen Ebene, die sich in der Ferne allmählig amphitheatralisch erhebt. Da, wo der fast isolirt liegende Berg am steilsten ist, schmiegt sich an seinen Fuß das Dorf Johannisberg an, und die Klause eines jetzt aufgehobenen Nonnenklosters. Die demüthige Gestalt mehrerer unterhalb gelegenen Häuser und Hütten erhöht die prächtige Außenseite der Probstey und deren natürliche Erhabenheit nur noch mehr. Auf der Rheinseite beherrscht das Auge diesen immerfort schiffbelebten majestätischen Strom, dessen reizende, wohl angebaute Inseln in seiner breiten Fläche zu schwimmen scheinen. Aus tiefer Ferne blickt ein Waldgebirge über ihn her. Man befindet sich im Mittelpuncte einer großen Zirkelfläche, die mit Dörfern und Ritterhöfen, mit Gärten und Fluren, mit Thälern und Weinhängeln im abwechselnden Grün recht eigentlich in der Absicht besäet zu seyn scheint, um die über sich her hoch erhabene Prälatur in jeder Rücksicht zum Sitz der Freude zu machen. Die Wonnegefühle, womit meine gieren Blicke jeden einzelnen Reiz einer so

zauberischen Landschaft genossen, werden mir stets eben so unvergeßlich bleiben, als sie unbeschreiblich sind. Auch kann ich's dem gastfreyen Vater Kellner und dem Pfarrer, die einzigen, welche in der Prälatur dieses irdischen Paradieses hausen, durchaus nicht verargen, wenn sie sich in ihrer Lage nach dem himmlischen nicht sehnen.

Um aus einem Genuße von seltenen Naturschönheiten in den anderen überzugehen, setzte ich meine Wanderung vom Johannisberge, über Rudesheim, nach den Englischen Partien des Nidderwaldes fort. Ich sollte Ihnen daher in eber dieser Folge jetzt die himmlisch schöne Lage jenes hart am rechten Ufer des Rheins gelegenen Dorfes bekannt machen. Allein da Sie aus eigener Anschauung noch keinen Begriff von den unbegreiflichen Reizen eines freundlichen Rheinuferdorfes haben; so würde ich meiner Darstellungsgabe zu viel zutrauen, wenn ich Ihnen die Heiterkeit, die frohen Gefühle anschaulich zu machen suchte, womit ich, und jeder, dem die Natur ein Herz für die Naturfreuden verlieh, hier in Rudesheim verweilt, und aus einem der schönen Gasthöfe dem rastlosen Getümmel des Rheins und seiner beyden Ufer mit meinen Freunden zugesehen habe. Ich gebe gern zu, daß ein mit edlem Rudesheimer gefüllter Pokal die Empfänglichkeit des Herzens für Schönheiten der Natur erhöhen kann, und auch bey mir und meinen Begleitern erhöht haben mag: allein Sie, liebster Freund, und alle, welche die Absichten unsers Daseyns ohne Vorurtheile würdigen, werden anstatt das Verdammungsurtheil über uns auszusprechen, uns vielmehr glücklich preisen, daß wir kein Bedenken tragen,

jeder schuldlosen Lebensfreude, die sich uns im freudearmen Soldatenleben darbiethet, mit weiser Mäßigung zu genießen, um so auf die weniger unschuldigen Genüsse, wozu Veranlassung und Reiz im Kriege nur gar zu oft da ist, mit desto größerer Verachtung herabblicken zu können.

Der **Niederwald** liegt trotz seines Nahmens auf einer beträchtlichen Höhe, die wir, von dem nahe dabey gelegenen **Rüdesheim** aus, erst in einer halben Stunde erstiegen hatten. Er gehört einem Herrn von **Ostein**, der ganz oben in einem Waldschlasse wohnt, und das weitläufige Gehölze um ihn her mit vielem Geschmacke in die angenehmsten Englischen Partien umgewandelt, und allenthalben auf das zweckmäßigste für eine freye Aussicht in eine offene weitläufige Landschaft gelüftet und erhellet hat, so daß sich bey jeder durchgehauenen Schlust dem Auge ein neuer Gegenstand, bald aus der Nähe, bald aus tiefer Ferne, darbiethet. Der felsigte Berg, dessen fruchtbare Gipfelfläche dieser **Niederwald** gleichsam krönet, liegt hart am rechten **Rheinufer**, und macht mit dem Gebirge des entgegengesetzten Ufers hier den Anfang der beyden bis **Koblentz** sich fort schlängelnden ununterbrochenen Gebirgsketten, zwischen deren hoch erhabenen, steilen Felsenwänden sich der mächtige **Rhein** gewaltsam hindurchwindet. An seinem Fuße liegt **Bingen**, und bloß der **Rhein** trennt ihn von dieser Stadt; aber von dieser Seite ist er wegen seiner Steilheit unersteigbar. Man pflegt daher die Wallfahrt nach den Heiligthümern des **Niederwaldes** alle Mal von **Rüdesheim** aus anzutreten,

Wenn man vom Schlosse aus, unter dichten Schattengängen zwischen Muschel-Cabinettern, unerwarteten Hütten, Nischen, Rasenbänken und anderen Eigenthümlichkeiten eines Englischen Gartens eine Zeit lang fortgeschlendert, und in die felsigte Gegend des Dickichts vorgedrungen ist; so stößt man unvermuthet auf einen gewölbten unterirdischen Gang, die Zauberhöhle genannt. Ich durchtappte neugierig seine Krümmungen; die hier und da ein schwacher Lichtschimmer gerade so viel erhellet, wie nöthig ist, um dadurch die dicke Finsterniß, die mich umgab, gleichsam nur um so mehr zu erkennen. Endlich machte der Gang plötzlich einen Winkel, und ich erblickte in einer etwas mehr erhellten Gegend im schauerlichten Halbdunkel plötzlich und unerwartet einen betagten, härtigen Zauberer an meiner Seite, den sein Stab und seine Zauberkreise zu beschäftigen schienen. Ich ließ den stummen Alten stehen, und tappte weiter durch die Dunkelheiten, die nun wieder zunahmen. Mir war, als ob mir grauen wollte, wie ich jetzt den Zauberer hinter mir hatte, und mir das fortschlängelnde Gewölbe immer schaudervoller vorkam. Aber aufs höchste wurden meine Erwartungen gespannt, da ich bey Endigung des Ganges auf etwas stieß, welches dem Gefühle nach die Thür zu einem mir unbekanntem Gemache war. Ich eröffnete sie, fest entschlossen, kennen zu lernen, was sich meinen Blicken auch darstellen möchte. Höchst angenehm wurde ich überrascht, da ich bey meinem Eintritte in dieß Gemach plötzlich in dem hellsten Lichte, in dem Zauberempel selbst mich befand. Dieser Tempel gleicht einer sehr hohen, kuppelartig gewölbten, grünen Laube von schlanken jungen Baumstämmen, zwischen welchen der reinste Him-

melsglanz des heitersten Tages allenthalben durchzublicken scheint. Aber es ist dennoch keine Laube, sondern ein bemahltes undurchsichtiges Gemach, dessen Wände sehr verführerisch täuschen. Rechts und links eröffnen sich zwey entzückende Aussichten in den jähen Abgrund des Rheinbettes hinab, in welchen der Rhein zwischen hoch aufgethürmten Felsenufern sich fortwälzt. Aber wie sehr wuchs mein Erstaunen über diese beyden Ansichten, da ich auf den ersten flüchtigen Blick nicht nur, sondern nach angestellter Vergleichung jedes einzelnen Gegenstandes die möglich höchste Uebereinstimmung und Aehnlichkeit zwischen beyden bemerkte. Es fehlte in der That nur wenig, so hätte ich mich fragen müssen, ob da eine Zauberey vorgehe. Denn diese beyden Landschaften, die sich auf beträchtliche Entfernungen meinen Augen darstellten, waren schlechterdings nur darin von einander unterschieden, daß ich die eine in der mitternächtlichen Richtung nach Koblenz hinunter, und die andere in der entgegengesetzten Richtung nach Mainz hinauf erblickte. Auf beyden Seiten sahe ich, von dem steilen Felsen, auf welchem der Zaubertempel erbauet ist, über hervorragende Klippen, die hier und da mit Gesträuchen bewachsen sind, in den jähen Abgrund hinab. Auf beyden Seiten wurden auf dem Rheine eine gleiche Anzahl Rheinschiffe von Pferden mir entgegengezogen. Auf beyden Seiten erblickte ich im Vordergrunde ein friedliches Uferdorf, welches ich sogleich für Dreyerhausen erkannte, und im Hintergrunde auf den Berggipfeln Ruinen, die mir ebenfalls sonst schon zu Gesichte gekommen waren. Eine Weile gaffte und verglich ich, ohne zu wissen, wie ich diese so sehr täuschende sonderbare Erscheinung erklären

sollte, bis endlich die von Pferden gezogene Rheinische das Räthsel mir auflösen halfen. Ich wußte nämlich, daß nur die Schiffe, welche von Koblenz nach Mainz hinaufgehen, von Pferden gezogen werden; und doch bemerkte ich, daß auch diejenigen Schiffe, welche dem Scheine nach von Mainz herunter kamen, von Pferden gezogen wurden. Dieß gab mir Veranlassung, die Sache genauer zu untersuchen; und so fand ich dann, daß in der ganzen Zauberhütte eigentlich nur ein einziges bis auf den Fußboden hinreichendes Fenster mit sehr großen Glasscheiben ist, wodurch man in der Richtung nach Koblenz die vorhin beschriebene prächtige Ansicht des Rheintals zu Gesichte bekommt. Diesem Fenster gegen über hat man sehr erfindereich und täuschend hinter den Zweigen und jungen Bäumen, woraus der Tempel scheinbar zubereitet war, einen sehr hohen mit Zweigen bemalten Spiegel, der ebenfalls bis auf den Fußboden hinauf reicht, in einer solchen Richtung angebracht, daß sich die ganze ihm gegenüberliegende Landschaft noch ein Mal darstellt.

Für eine solche Zauberey habe ich alle Achtung, und ich erinnere mich nicht, je auf eine angenehmere Art bezaubert, das heißt, getäuscht worden zu seyn. Vielleicht empfand ich die Größe der Täuschung lebhafter, als andere, die zwar eben so unvorbereitet, aber mit bessern Augen, als ich, aus der Finsterniß jenes Zauberganges in dieß himmlisch erleuchtete Gemach traten. In diesem Falle mußte ich mich also bey dieser Gelegenheit zum ersten Male über das Bedürfniß einer Lorgnette glücklich preisen, welches vielleicht Schuld war, daß ich, später als andere, den hin-

ter grünen Zweigen verborgenen Spiegel entdeckte.

Von hieraus führte mein Führer mich durch mancherley angenehme Partien und schattigte Umwege in das so genannte Klippenhaus. Dieß Gebäude liegt in einer beträchtlichen Höhe auf einer fast senkrecht über den Rhein hangenden Felsenklippe, und ist eigentlich bloß in der Absicht an diesem sonderbaren Orte erbauet, um den Anblick des schönen Uferdorfs *Asmannshausen*, der Ruine *Ehrenfels* und des *Rheines* in der Gegend zu gewinnen, wo er, hart am Fuße des *Niederwaldberges* eine hier sonst nirgends sichtbare plötzliche Krümmung macht, und sich unterhalb *Bingen* in sein begrenztes, schmales Bett so hinein drängt, daß man fast bangen möchte, wie es ihm gelingen werde, durch die Felsmassen, die sich gerade vor ihm aufthürmen, sich einen Weg zu bahnen.

Ich bestieg ferner die benachbarte künstliche Ruine des *Niederwaldes*, die dem Klippengebäude zur Seite, aber in einer noch viel beträchtlichern Höhe, als dieses, erbauet ist. Sie erregt Ehrfurcht und Schauer, theils durch die Kühnheit der Erfindung und Ausführung, theils und hauptsächlich durch den Standpunct, in dessen schwindelerregenden Erhabenheit und Steilheit man sich auf dem erstiegenen Altane dieser Ruine befindet. Aber sie lohnt dann auch den Wanderer für die Mühe des Erklimmens mit einer Ansicht, deren ohnehin schon so hohen Reize, durch die seltene Eigenthümlichkeit ihres Hauptgegenstandes, noch unendlich erhöht werden. Nicht genug, daß ich in dem steilen Abgrunde unter mir die brausenden Fluthen des *Rheins* erblickte, wie sie sich im Felsenbette über die Klip-

pén des berühmten Bingerlochs, die gleichsam einen natürlichen Wasserfall hier bilden, aufrührerisch hinwegwälzen. — Nicht genug daß mitten in diesen stürmischen Fluthen der Mausethurm (dessen Geschichte ich Ihnen auf meiner nahen Rheinfahrt von Mainz nach Koblenz mitzutheilen Gelegenheit nehmen werde) sich mir darstellte, als wäre er aus den Wellen hervorge wachsen. — Nicht genug, daß die ganze Stadt Bingen mit ihren Ruinen im Vordergrunde wie zu meinen Füßen zu liegen schien: Nein, das göttlichste Schauspiel gewährte die Nahe, wie dieser Fluß aus einer, mit zunehmender Entfernung sich immer mehr erhebenden lachenden Gegend, von Kreuznach her, sich allmählich in die Tiefe herabschlängelt; wie er hierauf jenseits Bingen zwischen zwey Bergen hindurchschlüpft, die bey ihrer Nähe und steilen Erhabenheit von einander gerissen zu seyn scheinen; wie er dann die sieben breiten Wölbungen der schönen massiven Brücke bey Bingen passirt, und endlich am Fuße des Niederwaldes sein gelbes Wasser in den Rhein hineinstürzt. Die ansehnliche Entfernung, in welcher man die Wasserfläche der schiffbaren Nahe daher schwimmen sieht, und ihr ungewöhnlich starker Fall, verbunden mit dem außerordentlich erhabenen Standpuncte des Niederwaldes, von welchem aus man sie auf mehrere Meilen übersieht, machen einen ganz eigenen und lebhaften Eindruck auf den Wanderer. Ich glaubte einen künstlich angelegten Wasserfall zu erblicken, der sich über zahllose Absätze von einem ungeheuern Berge in die Tiefe herabstürzt. Vielleicht findet sich in Deutschland kein Fluß und kein Wasser mehr, welches durch die eigen thümlichen Weise einer ungewöhnlichen Erscheinung

nung mehr gefiele, als dieser Fluß. Wenigstens scheint es mir, als ob die herrlichen Kunstwerke der Gewässer des Weissensteins bey Kassel — so prächtig und so ungeheuer, als Werk von Menschenhänden, sie auch immer seyn mögen — doch diese Natur hier an Pracht und Majestät nicht erreichen.

Wir schlenderten von der erwähnten Kunst- ruine in das Dickichte des Waldes zurück, und stießen auf eine Einsiedler- Wohnung, mit der Ueberschrift: „Die Stunde des Todes ist ungewiß“ — und auf ein dazu gehöriges Küchengärtchen: Ihr niedliches kühles Sommerzimmer ist indessen viel zu zierlich und schön für den menschenscheuen Träumer, den ich in der Kapelle vor dem Altare knieend fand. Ueberhaupt sollte diese Einsiedlerpartie zweckmäßiger und täuschender eingerichtet seyn. Allein desto mehr Werth gibt ihr die entzückende Aussicht auf Münster, auf Ober- und Niederingelheim, und auf die mahlerische Uferlandschaft der dortigen Gegend.

Fast mitten im Niederwalde fand ich eine verfallene Cossäthenwohnung mit der Aussicht auf ein Dörfchen des Rheingaus. Nicht weit davon steht eine künstliche Bauerhütte, in welcher sich Herr von Stein ein schönes Herbstcabinett hat zubereiten lassen. Die Täuschungen dieser Partien sind indessen erst im Werden, und die Attribute eines kleinen Bauergutes, als Ställe für allerley Vieh, Scheune und Ackergeräthschaft, sollen noch erst hingefügt werden.

Desto täuschender ist die benachbarte Kohlen- schwellerhütte und der schwellende Holzstoß. Die Oberthür ist erdffnet, und der Kohlenbrenner liegt, sein Pfeisphen rauchend,

mit gestütztem Kopfe auf der Untertür, und beobachtet den in einiger Entfernung vor ihm schwelenden Holzstoß, den er in Kohlen umwandelt. Dieser ist, wie gewöhnlich, allenthalben mit Rasen und Erde bedeckt, zwischen welchen, aus verschiedenen Luftlöchern, dicker Qualm hervordampft. Ganz unerwartet eröffnete mein Führer eine verborgene Thür und Fenster dieses nur scheinbar glühenden Kohlenhaufens, und ich trat, auf das angenehmste überrascht, in ein niedliches Cabinetchen, das mittelst eines Kamins erhitzt wird; dessen Rauchfang so um das Gewölbe herumgeleitet ist, daß sich der Rauch ebenmäßig nach allen Richtungen vertheilt, und dem Holzstoße von außen die höchste Ähnlichkeit mit einem wirklich brennenden gibt.

Die schönste Partie des ganzen Niederwaldes scheint mir indessen der am Rande des Berges erbaute hochhabene Freundschaftstempel zu seyn. Es ist schlechterdings nicht zu beschreiben, welchen einen, ich möchte sagen, überirdischen Eindruck der erste Anblick desselben auf mich und meine Begleiter machte. Lange waren wir in den Kühlungen des dichten Waldgartens und in dessen sich fort schlängelnden dunkeln Schattengängen umher geirrt, um die allenthalben zerstreueten einzelnen Partien aufzusuchen. Nur hier und da stießen wir auf eine durch das Dickicht durchgehauene Schlust, durch welche irgend ein reizender Gegenstand aus tiefer Ferne sich unseren Augen entzückend darboth; allein noch immer hatten wir des allgemeinen Ueberblickes des ganzen diesseitigen Rheingaus nicht genossen. Plötzlich und ganz unerwartet eröffnete sich uns bey einer raschen Krümmung des von dicklaubigten Eichen verfinsterten Irrganges eine durch den

Wald gehauene Schluff, die sich hinterwärts mehr erweiterte, und mit jenem im schönsten Geschmacke erbaueten, erhabenen Freundschaftstempel endete. Zwischen seiner durchsichtigen Colonnade blickte nichts als der heiterste blaue Himmel durch. Es schien, als ob wir den ganzen Tempel in diesem Lichtgewande schwebend erblickten. War es die blendende Farbe des Tempels oder der außerordentlich heitere Tag, oder die Ueberraschung, mit welcher wir aus dunkeln Schattengängen plötzlich in diese himmlischen Scenen des Lichts versetzt wurden, wo uns nicht gleich ein irdischer Gegenstand aus der Ferne ins Gesicht fiel — oder war es vielleicht alles dieses zusammen, in Verbindung mit unsern zur Freude gestimmten Gefühlen; genug, der Anblick versetzte uns alle in eine Art von Entzücken. Wir traten ein in den der reinsten Freude geheiligten Tempel; überschaueten nun erst mit schwelgenden Blicken die vor uns offen liegenden himmlisch-schönen Fluren des Rheingaus, verfolgten den Rhein bis hinter Mainz nach Nierenstein hin, und rissen uns endlich spät gegen Abend nicht ohne Mühe von diesem Wohnsitz der Freude los.

Das Drachenloch des Vogelgebirges.

Wenn man von Schotten aus den so genannten Bildstein im Darmstädtischen, einen prächtigen conischen Basaltberg, besuchen will, führt der Weg über einen Bergrücken, in welchem sich das Drachenloch befindet. Es ist der erste Bergrücken, der dem Bildsteine westwärts vom Oberwalde herab gegen Südwest hinzieht.

Um die benannte Höhle, das Drachenloch, zu besehen, besuchte ich den Berg von Eichel-
sachsen aus. Ich war um so neugieriger, da
ich bisher noch nichts von einer natürlichen Höhle
in unseren Gebirgen gehört hatte. Sie befindet
sich in einem dicken Gebüsch, auf der Grenze,
welche die Gemarkungen Konirdt und Eichel-
sdorf, am westlichen Abhange des Gebir-
ges, scheidet. Der Förster, der mich begleitete,
hatte sie vor zehn Jahren zum letzten Male gese-
hen, daher machte es viele Mühe und Beschwer-
den, bis wir den Eingang in den dicken, und
wegen des gefallenen Regens nassen Gebüsch
fanden.

Unterdessen hatte ich Zeit, die abenteuerliche
Tradition von dieser Höhle, wie sie sich unter dem
gemeinen Manne fortgepflanzt hat, zu verneh-
men. Sie soll von einem Drachen bewohnt wor-
den seyn, welcher zu Zeiten hervorgekrochen wäre,
aus dem wohl eine halbe Stunde davon entfern-
ten Middaflusse getrunken, und dem Müller das
Wehr verdorben habe, ohne daß sein Schwanz
ganz aus der Höhle herausgekommen wäre; und
dergleichen mehr.

Das Loch, welches den Eingang macht, ist
ganz rund, und hat kaum einen Fuß im Durch-
schnitt. Es geht horizontal in den eben nicht sehr
steilen Abhang des basaltischen Gebirges. Ich
fühlte mit der Hand hinein, und fand die Run-
dung so ordentlich, als wäre sie durch die Kunst
gemacht. Das Gestein war ein gemeiner schwar-
zer Basalt. Man erzählte, daß mit großen Stan-
gen das Ende nicht erreicht werden könne. Stei-
ne, die ich hineinwarf, verursachten einen dum-
pfen Schall, daher ich vermuthete, daß inwendig
der Umfang größer seyn müsse; und in dieser Ver-

muthung wurde ich dadurch noch mehr bestärkt, daß diese an sich kleine Oeffnung, ungeachtet der von je her hinein geworfenen vielen kleinen Steinen, sich doch nicht ganz verstopft hatte. In der Absicht, durch einiges Abteufen auf die Richtung dieser Höhle einen nähern Aufschluß zu bekommen, ließ ich es nach meiner Abreise untersuchen; man hat mir aber geschrieben, daß man noch sieben Fuß Widerstand gefunden habe; und dabey ist es denn auch bis jetzt geblieben.

Wenn die mindeste Spur von alten Ruinen und dergleichen sich vorfände, oder auch am Umfange der Oeffnung eine künstliche Zusammensetzung wahrzunehmen gewesen wäre, so würde ich den Ausgang eines unterirdischen Gewölbes vermuthet haben; allein da von allem diesem nichts anzutreffen ist, so blieb mehr Wahrscheinlichkeit für die Meinung übrig, daß es eine natürliche Höhle sey, wiewohl nur eine Art von bergmännischer Untersuchung hier entscheiden konnte. Einer meiner Freunde, der Herr Ingenieur-Hauptmann Müller zu Gießen, kam nachher, im Jahre 1787, mit mir überein, eine solche Untersuchung anstellen zu lassen.

Wir ließen, unbeschadet der Höhle, einen Schacht vorschlagen, und dem Bergmanne kurz vor dem Durchschlage sichere Zeugen beygeben. Nun fand sich, daß diese horizontale, vorn etwa einen Schuh weite Höhle sich in der Länge nicht weiter als etwa sieben Fuß weit in den Berg hinein erstreckte, wo sie sich an einer senkrechten Steinfläche endigte, nachdem sie sich trichterförmig drey Schuh breit und zwey und einen halben Schuh hoch gegen hinten zu erweitert hatte. Das Gestein, welches mir davon zugeschickt wurde, bestand in verhärteter grauer Tufa und gelb-

grünem vulcanischen Glimmer. Selbst habe ich noch keine Gelegenheit gehabt, die Arbeit zu besehen, und kann also auch nicht sagen, ob das verticale Gestein ebenfalls verhärtete Lusa oder Basalt sey.

Bey dieser Gelegenheit fiel mir ein, von meinem ältesten Bruder gehört zu haben, daß er verschiedene Höhlen im festen Gesteine angetroffen habe, die unmöglich von den darin befindlichen Raubthieren hätten ausgegraben seyn können. Die erste fand er in einem festen Schiefer bey Blankenstein im so genannten Hain. Es waren eigentlich zwey Röhren, welche in einem ziemlich rechten Winkel sich vereinigten, und daselbst, nach dem Laute der Hunde zu urtheilen, einen weiten Kessel bilden. Die zwenste war eine Röhre ungefähr zwölf Schuhe lang, in festem Thonschiefergesteine des Niederweiser Waldes im Amte Butzbach. Sie fand sich ungefähr fünf Schuh unter der Dummerde, verengte sich nach hinten zu etwas, und theilte sich alsdann in zwey Aeste, jede ungefähr nur sechs Zoll im Durchmesser. Weil sich zwey Dachse darin verschlupft hatten, so wurden sie mit großer Mühe gesprengt, welche Arbeit zwey Tage erforderte, und als man endlich am Ende der Hauptrohre die Dachs herauszog, so entdeckten sich vorbemeldte Seitenäste, in welche man mit Stangen zehn Fuß weit hineinfahren konnte, ohne das Ende zu bemerken.

Die dritte Röhre von dieser Art sah mein Bruder im Amte Blankenstein, wo Thonschiefer die herrschende Steinart ist, aber nur in ihren Ruinen. Sie hatte eine sonderbare Bildung. Sie befand sich am Abhange eines Berges; oben war die Oeffnung des Einganges so weit, daß ein

ziemlich starker Hund durchkommen konnte. Diese Röhre führte auf einen weiten Kessel, in welchen die Hunde zwey bis drey Schuh hinabstürzten. Aus diesem Kessel führte eine enge Röhre unten am Abhange des Berges zu Tage aus. Weil die wenigsten Hunde sich da durchdrängen konnten, so fanden sie in diesem Behältnisse ihren Tod. Eben deswegen ließ der Revierförster dasselbe sprengen, und er soll es zu einem Drittheile mit Knochen gefüllt angetroffen haben.

Alle diese beschriebenen Röhren sind keine Steinrisse oder Klüfte, worin man bekanntlich Fuchs- und Dachshöhlen in Menge findet, sondern ins gesamt ovalrunde Canäle in festem Gesteine. Die Röhren, welche Füchse und Dächse graben, sind meistens ganz rund, oder verlängern sich unten und oben, gleichen einem aufgestülpten Eye, doch zuweilen mit Ausnahme. Die Gänge im festen Gesteine aber, die mein Bruder beobachtete, hatten immer die Gestalt eines liegenden Eyes. Sollten Thiere diese Gänge ausgegraben haben, so müßte es zu einer Zeit geschehen seyn, wo das Gestein seine nunmehrige Festigkeit noch nicht gehabt hatte.

Diesem widerspricht aber nicht nur der Bau der zweyten Röhre, deren beyde Aeste für das Werk eines Dachses allzu enge wären, sondern auch vornehmlich die allzu große Tiefe, in welcher sich die Canäle zu den damahligen Zeiten befunden haben müßten. Der Fels, in welchem die erste Röhre ist, erstreckt sich jetzt noch wenigstens zwölf Schuhe über die Höhle. Wenn man nun überlegt, wie viel Steine und Erde seit jener entfernten Zeit abgerissen und weggeschwemmt worden seyn müssen; so hätte ein solches Thier tiefer unter der Oberfläche der Erde graben müssen als

man ein Beyspiel hat. Dann würde ihm das Weiche und Breyige, was ohne Zweifel in der Tiefe noch war, als die Oberfläche schon hart zu werden anfang, unüberwindliche Schwierigkeiten gemacht haben. Glaubhafter scheint die Vorstellung, daß alle solche Gänge ihre Entstehung Wurzeln und Baumstämmen zu verdanken haben, welche bey einer großen Revolution in die weiche Masse, die jetzt zu Fels erhärtet ist, versenkt worden sind. Nachher sind sie vermodert, und die Thiere haben den Moder ausgeräumt.

Die Structur des Drachenloches aber erregt doch wieder eine neue Bedenklichkeit. Da es nach seiner trichterförmigen Erweiterung auf ein Mahl senkrecht abgeschnitten wird, so fragt sich: woher dieser Abschnitt? das Holz müßte bereits vermodert oder sehr erweicht gewesen seyn, als plötzlich eine härtere Masse eingedrungen wäre, dasselbe gleichsam abgeschnitten, und den Rest ausgedehnt hätte. Da aber dieser Gang sich von den andern wesentlich dadurch unterscheidet, daß sie in vulcanischem, jener aber in mehr stößartigem Gebirge entstanden sind, so kann man sich ihre Entstehung auch so denken. Als die Masse noch weich war, sammelte sich Luft, und bildete gleichsam eine Blase. Gährung und Hitze dehnten dieselbe so aus, daß sie endlich an der Stelle des Drachenlochs, vermuthlich der dünnsten Rinde, durchbrach, und bey dieser Explosion eine zirkelrunde Oeffnung bildete; weil die Masse daselbst völlig gleichartig war. Die trichterförmige Gestalt mußte entstehen, weil hinten die Ausdehnung schon vor der Explosion eine solche Weitang angenommen hatte. Nachher mag denn eine verhärtete Masse bey einer zweyten Revolution eingestürzt seyn, und die senkrechte Wand erzeugt haben.

Auch kann diese verhärtete Masse schon vorhanden gewesen seyn, und der Ausdehnung widerstanden, also selbst damit die Explosion befördert haben.

Aus dieser Höhle auf die Vulcanität der dortigen Gegend zu schließen, findet nur neben vielen anderen Gründen Statt, da dergleichen Gänge auch in den unstreitig im Wasser entstandenen Gebirgen vorkommen; nur daß wenigstens die zirkelrunde Figur des Ausganges gegen diese, so weit ich sie damit vergleichen konnte, vorzüglich einen wesentlichen Unterschied ausmacht.

Parre lebt unter neun Englischen Königen.

Th. Parre, ein Engländer aus Shropshire, war ein armer Bauersmann, und mußte sich mit seiner täglichen Arbeit ernähren. Als er 120 Jahr alt war, verheirathete er sich wieder mit einer Witwe, mit der er noch 12 Jahre lebte, und so, daß sie versicherte, ihm nie sein Alter angemerkt zu haben. Bis in sein 130 Jahr verrichtete er noch alle Arbeit im Hause, und pflegte sogar noch zu dreschen. Einige Jahre vor seinem Tode erst fingen die Augen und das Gedächtniß an schwach zu werden, das Gehör und sein Verstand aber blieben bis zu Ende gut. In seinem 152 Jahre hörte man von ihm in London. Der König wurde sehr begierig diese Seltenheit zu sehen, und der Bauer mußte sich auf den Weg machen. Dieß brachte ihn höchst wahrscheinlich um sein Leben, daß er außer dem noch länger würde fortgesetzt haben. Er wurde nämlich da so königlich tractirt, und auf ein Mal in ein so

ganz entgegengesetztes Leben versetzt, daß er bald darauf, 1635, in London starb. Er war 152 Jahr und 9 Monathe alt geworden, und hatte 9 Könige von England erlebt. — Das allermerkwürdigste war, daß Harway bey der Section alle Eingeweide in dem gesündesten Zustande antraf; nicht der geringste Fehler war zu entdecken. Sogar die Rippen waren noch nicht einmahl verknöchert, was man sonst bey alten Leuten findet. In seinem Körper lag also noch nicht die mindeste Ursache des Todes, und er war bloß an schnell erzeugter Uebersättung gestorben, weil man ihm zu viel zu gute gethan hatte.

Ein Beweis, daß in manchen Familien eine solche altmachende Anlage, ein besonders gutes Stamen vitae, seyn könne, gibt eben dieser Parre. Erst vor wenig Jahren starb seine Ur-erkelinn zu Gorko in einem Alter von 103 Jahren.

Das Tulpenfest zu Constantinopel.

Das Tulpenfest im Harem des Türkischen Großsultans führt den Namen daher, weil es zur Zeit der Tulpenblüthe gefeyert wird. Der Garten des Harem dient zum Theater dieser nächtlichen Feste. Basen von jeglicher Art, mit natürlichen oder künstlichen Blumen gefüllt, stehen da zusammengehäuft, und werden von einer unendlichen Menge von Laternen, farbigen Lampen und in Glasröhren gestellten Wachslichtern, und durch aufgerichtete Spiegel erleuchtet und vervielfältiget. Boutiquen, mit verschiedenen Kauf-

mannswaaren angefüllt, werden von dem Frauenzimmer gehalten, welches im gehörigen Anzuge die Kaufleute vorstellt. Die Sultaninnen, welche Schwestern, Nichten, oder andere Verwandtinnen des Großherrn sind, werden zu diesen Ergötzlichkeiten eingeladen, und sie so wohl als Ihre Hoheit kaufen kleine Waaren und Stoffe in den Boutiquen, womit sie sich unter einander Geschenke machen. Sie erstrecken ihre Großmuth auch auf solche Frauenzimmer des Großherrn, denen es vergönnt wird, sich ihm zu nähern, oder die die Boutiquen halten. Tanz, Musik und Spiele verlängern diese Ergötzlichkeiten, bis in die tiefe Nacht, und verbreiten eine Art augenblicklicher Fröhlichkeit innerhalb dieser Mauern, die fast nur Gram und Traurigkeit umgeben.

Gänseeyer - Ausbrütung im Mutterleibe.

Bey dem herzoglichen Siegelstreicher auf dem Scheurischen Borwerke nahe an Polnisch Wartenberg setzte sich im Jahre 1800 eine Gans zu der Sezzeit gleich den andern Gänsen aufs Nest, legte aber keine Eyer; auch wartete sie die Brützeit auf ihrem Neste ab, ohne daß ihr Eyer waren untergelegt worden. Im Herbst wurde sie geschlachtet. Man fand in dem Darne, in dem die Eyer sind, zwey ausgebrütete, kleine, aber todte Gänse, vollkommen gebildet, aber platt zusammengedrückt. Der Körper war, gleich andern ausgebrüteten Gänsen, mit gelblichgrünen Federn oder Wolle bekleidet; nur auf den Flügeln waren ordentliche Federn von der Länge ei-

nes Fingers. Hinter ihnen lag noch ein großes, ganz verhärtetes Ey.

Potosi in Südamerika.

Der Berg Potosi, an dessen Fuße die Stadt gleiches Namens liegt, ist in der ganzen Welt, wo nur Handlung getrieben wird, wegen des Silbers, wodurch es sie bereichert, berühmt. Die Entdeckung dieser unerschöpflichen Mine geschah im Jahre 1545 durch einen Zufall. Ein Indianer, den einige *Sualka*, andere *Sualpa* nennen, kam, wie er auf diesem Berge nach wilden Ziegen jagte, an einen jähen Ort, wo es ihm unmöglich war, weiter hinaufzusteigen. Er ergriff deshalb ein kleines Gesträuch, um sich vermittelst desselben in die Höhe zu heben. Allein der Strauch riß mit der Wurzel aus. Unter derselben entdeckte sich eine Masse von feinem Silber, davon auch zwischen der Erde, an der Wurzel verschiedene Stücke hingen. Dieser Indianer, der zu *Poreo* wohnte, ging darauf eiligst mit den ersten Früchten seiner Entdeckung nach Hause, wusch das Silber, und benutzte es. So oft nun sein Borrath zu Ende gehen wollte, kehrte er zu seiner unerschöpflichen Mine zurück. Endlich bemerkte einer seiner Freunde, Namens *Suanaia*, die glückliche Veränderung seiner Umstände, und drang mit solcher Hefigkeit in ihn, ihm die Ursache davon zu entdecken, daß *Sualka* ihm solches nicht abschlagen konnte. Sie gingen darauf eine Zeit lang gemeinschaftlich nach dem Berge, um neuen Silbervorrath zu hoblen. Da aber *Sualka* seinem Freunde die Art, das Silber zu reinigen nicht zeigen wollte, so entdeckte der Letzte seinem Herrn *Billaronte*, einem Spanier,

der auch zu Porco wohnte, das ganze Geheimniß. Es wurden darauf sogleich Anstalten zur Bearbeitung dieser Mine gemacht, und die Ausbeute war, besonders in den ersten Zeiten, erstaunlich groß.

Das gelehrte Kind.

Chr. Heinr. Heinecke, im Jahre 1721 in Lübeck geboren, lebte nur vier Jahre und fünf Monathe, indem er schon im Jahre 1725 starb. Allein in dieser kurzen Zeit gab er so außerordentliche Proben seines Verstandes und Gedächtnisses, daß man die davon gemachten Erzählungen kaum würde glauben können, wenn sie nicht von sehr vielen glaubwürdigen Zeugen bestätigt worden wären. Nach der Lebensgeschichte desselben, welche sein Lehrer, Chr. von Schönaiß, beschrieben hat, fing er im zehnten Monathe an zu reden, und zwar bey Gelegenheit einiger Bilder, wovon er eine Erklärung verlangte. Man gab ihm dieselbe, und bemerkte, daß er die Bewegung der Lippen von redenden Personenn mit einer besondern Aufmerksamkeit betrachtete. Es glückte ihm, jedoch nicht ohne Mühe, dasjenige, was man ihm vorsagte, Sylbe vor Sylbe nachzusprechen. Seit dieser Zeit machte dieser Knabe sehr schnelle Fortschritte in seinen Kenntnissen; denn als er ein Jahr alt war, wußte er die Hauptbegebenheiten aus Mosis Schriften, im dreyzehnten Monathe die Geschichte des alten Testaments, und im vierzehnten die Begebenheiten des neuen. Im Herbstmonathe 1723 hatte er eine vollkommene Kenntniß der alten und neuen Weltgeschichte und Erdbeschreibung erlangt, so daß er auf die ihm vorgelegten Fra-

gen genughuend antwortete. Er lernte auch viele lateinische Worte auswendig, und redete endlich diese Sprache mit einer großen Leichtigkeit. Einige Zeit darauf erlernte er auch die Französische Sprache mittelmäsig, und vor dem Anfange des vierten Jahres war er schon sehr weit in der Kenntniß der Genealogie der vornehmsten fürstlichen Häuser in Europa gekommen. Er brachte einen großen Theil seines vierten Jahres mit einer Reise nach Dännemark zu, wo er von dem ganzen Hofe bewundert wurde, und den König und die Prinzen vom Geblüte mit einem guten Anstande anredete. Bey seiner Zurückkunft nach Lübeck lernte er in kurzer Zeit schreiben, starb aber in der oben angegebenen Zeit, nachdem er einige Monathe lang krank gewesen war. Wenn man die außerordentlichen Talente dieses Kindes mit seinem zarten Körperbaue vergleicht, so wird dieser Knabe noch merkwürdiger; denn er hatte verschiedene Krankheiten auszustehen. Ein anderer eben so merkwürdiger Umstand ist, daß dieser Knabe nur einige Monathe vor seinem Tode entwöhnt wurde, weil er jederzeit eine große Abneigung vor allen Nahrungsmitteln, die Milch von seiner Amme allein ausgenommen, bezeigt hatte.

Pflanzen = Erzeugung durch Elektrizität.

Um die Wirkung der Elektrizität, und deren Einfluß auf das Fortpflanzungsgeschäft, genau zu erfahren, säete man Senffamen in gleicher Menge und zu gleicher Zeit in zwey Töpfe, deren einen man 5 Stunden lang und den andern

gar nicht elektrisirte. Hierauf ging der SENS in dem elektrisirten Topfe nach 3 Tagen, in dem andern aber, der neben ihm stand, erst nach 15 Tagen auf. Ein augenscheinlicher Beweis, daß die Elektrizität das Wachsthum der Pflanzen befördert.

Colas, der Fisch in Menschengestalt.

Dieser Mensch hieß eigentlich *Nicolas*, war ein *Sicilianer*, und von armen Aeltern zu *Catanea* geboren. Er übte sich von Jugend auf im Schwimmen, wozu er viele natürliche Anlage hatte, und wurde einer von den geschicktesten Schwimmern seiner Zeit, so daß seine Landsleute ihn nur *Pesce Cola* (der Fisch *Colas*) nannten. Geschmack und Bedürfnis bestimmten ihn zur Fischerey, und er wählte sich hierzu besonders die Auster und Corallen. Je mehr er sich darauf legte, desto mehr gewöhnte er sich an das Wasser, und diese Gewohnheit wurde so stark, daß er ungern auf dem Lande lebte. Es konnte kein Fisch besser und zuversichtlicher auf den Grund des Meeres gehen, und mit einer größern Geschwindigkeit sich in dem Wasser bewegen, als dieser *Nicolas*. Was Anfangs nur Vergnügen und Zeitvertreib für ihn gewesen war, wurde in der Folge für ihn unumgängliches Bedürfnis. Wenn er einen Tag lang außer dem Wasser zugebracht hatte, so litt er sehr an der Brust, daß er sich untertauchen mußte. Er ließ sich oft zum Bothen von einem Hafen zum andern, oder vom festen Lande bis an die nahe gelegenen Inseln brauchen, und machte sich be-

sonders alsdann nothwendig, wenn das Meer so stürmisch war, daß kein Schiffer sich demselben anvertrauen wollte. Er schwamm nicht bloß an der Küste hin, sondern wagte sich auch oft in die offene See hinein, und brachte ganze Tage daselbst zu. Er war auch allen denen bekannt, welche die Küste von Sicilien und Neapel beschifften. Wenn er ein Schiff vorüber segeln sah, so entfernt es auch seyn mochte, so erwartete er es, schwamm an dasselbe hinan, aß und trank, was man ihm gab, und erboth sich, den Schiffern Neuigkeiten zu bringen, richtete auch alle Aufträge genau aus. Er führte einen sehr guten lebernen Beutel bey sich, worin er die Briefe steckte, und sie so vor der Nässe schützte.

So lebte dieses Amphibion bis zu dem Unglücke, welches ihm das Leben kostete. Entweder wollte der König von Neapel, Friedrich, die Talente dieses außerordentlichen Schwimmers auf die Probe stellen, oder von der Lage und dem Boden des Meeres in jenem nahe bey dem Vorgebirge Faro gelegenen und ehemahls unter dem Nahmen Charybdis berühmten Strudel näher unterrichtet seyn. Genug, er befahl den Nicolas, sich in denselben hineinzustürzen. Dieser erschrak über den Auftrag, dessen Gefahren er kannte, und lehnte es von sich ab. Der König warf einen goldenen Becher hinein, und schenkte ihm denselben, wenn er ihn wieder heraus hohlen würde. Die Begierde nach dem Golde gab ihm Muth, er wagte sich in diesen fürchterlichen Abgrund, und brachte nach Verlauf von drey Viertelstunden, den Becher empor. Er unterrichtete den König von der Lage dieser Höhlen, und von verschiedenen Meerungeheuern, welche sich in denselben aufhielten. Vielleicht übertrieb
er

er seine Erzählung, weil er gewiß war, daß ihn niemand Lügen strafen würde. Der König verlangte eine noch genauere Erzählung von den Besonderheiten dieses Ortes, und befahl unserm Laucher, sich noch ein Mahl dahin zu begeben; allein er weigerte sich stärker als das erste Mahl, und wollte sich nicht noch ein Mahl der Gefahr aussetzen. Der König warf, um ihn dazu zu bewegen, einen andern goldenen Becher in den Abgrund, und versprach ihm noch über dieß eine Geldbörse, wenn er den Becher zurückbringen würde. Die Begierde nach dem Gewinste gereichte dem armen Nicolas zum Verderben; er tauchte zum zweyten Mahl unter, aber man sah ihn nie wieder, und konnte, so sehr man suchte, auch seinen Körper nicht wiederfinden.

Die Polypen.

Die verschiedenen Polypenarten gehören mit zu den Thieren, die das Erstaunen der Philosophen und Naturforscher ganz vorzüglich rege gemacht haben. Sie wohnen in frischem Wasser, in Teichen und Gräben. Ihr Bau ist äußerst einfach; denn ihr Körper besteht aus einem einzigen Canale, mit langen Fühlfäden oder Armen an dem einen Ende versehen, womit sie sich kleiner Würme bemächtigen, und sie zum Munde führen. Sie haben keinen eigentlichen Kopf, kein Herz, keinen Magen, und überhaupt keine Eingeweide irgend einer Art. Diese Einfachheit des Baues bringt eine gleiche Einfachheit in der Oekonomie und den Functionen dieses thierischen Körpers hervor. Obschon der Polyp keine unterscheidenden Geschlechtszeichen hat, so ist er doch außerordentlich fruchtbar. Wenn er sich vermeh-

ren will, so erscheint ein kleiner Auswuchs oder eine Knospe an der Oberfläche seines Körpers. Diese Knospe schwillt nach und nach an, und dehnt sich aus. Sie schließt keinen jungen Polypen in sich, sondern ist das wirkliche Thier im Kleinen, seiner Mutter so ähnlich, wie ein Sproßling seinem Mutterbaume. Die Nahrung, welche die Mutter zu sich nimmt, geht durch eine gemeinschaftliche Oeffnung in das Junge. Wenn der hervorschießende Polyp eine gewisse Größe erlangt hat, so verschließt sich diese Oeffnung nach und nach, und der junge Polyp fällt ab, um sein Geschlecht auf eben die Art fortzupflanzen. Da jeder Theil eines Polypen fähig ist Sproßlinge abzusetzen, so geschieht es oft, daß das Junge, ehe es seine Mutter verläßt, anfängt sich zu vermehren, und daß das Mutterthier an seinem eigenen Körper verschiedene Generationen mit sich führt.

Es gibt noch eine andere Besonderheit in der Geschichte des Polypen. Wenn man ihn nämlich nach irgend einer willkürlichen Richtung in Stücke schneidet, so existirt er nicht allein fort, sondern jeder Schnitt wird bald darauf ein Thier von derselben Art. Aber noch weit sonderbarer ist es, daß ein Polyp, wenn man ihn auch wie einen Handschuh umwendet, keine wesentliche Verletzung erlitten zu haben scheint; denn er fängt bald nachher wieder an, Nahrung zu sich zu nehmen, und jede andere natürliche Function zu verrichten. Hier haben wir ein bewundernswürdiges Beyspiel von dem zähen Leben und der Nachgiebigkeit (ductility) der Theile des Thieres. Keine, selbst noch so kleine Theilung kann diesen Würmern das Leben rauben. Was andere Thiere unvermeidlich zerstört, dient den Polypen bloß da-

zu, die Anzahl der Individuen zu vermehren. Herr Trembly entdeckte bey seinen Versuchen, daß verschiedene Theile eines Polypen einander eingimpft werden können. Zwey abgeschnittene Stücke, die mit einander in Berührung gebracht werden, vereinigen sich schnell, und bilden ein Thier, obgleich jedes Stück zu einer verschiedenen Art gehört. Der Kopf von dem Polypen der einen Art, kann auf den Rumpf eines Polypen von einer anderen Art eingimpft werden. Wenn ein Polyp durch das Hintertheil in den Rumpf eines andern hineingeschoben wird, so vereinigen sich die beyden Köpfe, und machen ein Individuum aus.

Außer dieser beyden merkwürdigen Fortpflanzungsarten des Polypen sorgt der Armpolype auch noch auf eine dritte Art für die Fortdauer seines Geschlechts, nämlich durch Eyer. „Am 23sten Novemb. 1777 — so erzählt der Leibarzt Wagler — machte mir die Natur Nachmittags die Freude, Zuschauer zu seyn, wie gerade ein hochschwangerer Armpolyp seinen Eyerstock ablegte. Sein Verfahren ist dabey sehr einfach. Der Armpolyp beugte seinen, mit dem Schwanze am Glase feststehenden Körper so krumm über, daß er einen Bogen bildete, in dessen Aushöhlung der Eyerstock saß. Nun drückte er den Eyersack gegen die Glasfläche an, und blieb in dieser Stellung lange unbeweglich sitzen. Zuweilen bewegte er seine Arme gegen den Eyersack hin, als ob er die Ablösung des Eyersacks von seinem Körper, und das Festkleben desselben an dem Glase damit befördern wollte. Als nun der Eyersack erst am Glase haftete, drehete der Armpolyp seinen Körper zur Seite und machte damit einen Bogen, der die Glasfläche allenthalben zu berühren schien.

Hierauf drehte er sich wieder ein wenig zurück in in die vorige Lage, zog seinen Körper mehr zusammen, und verkürzte ihn unvermerkt, indem er immer noch den Eyersack an das Glas andrückte, und suchte so nach und nach, durch mancherley, jedoch immer sehr sanfte und langsame Bewegungen, die Verbindung des Eyersacks mit seinem Körper zu trennen. Zuweilen beugte er sich wieder in der ersten Stellung über den Eyersack herüber, mit Schwanz und Mund gegen mein Auge gekehrt, um ihn noch mehr anzudrücken; und weil sich sein Körper mäßig aufgeblähet und mit dem Eyersacke beynabe gleiche Breite hatte, so konnte er auch den Eyersack, als ein weiches breites Küssen, in desto mehr Puncten berühren, und bequemer drücken. Ehe ich mich dessen versah, reckte sich der Polyp ein wenig aus, und nun war der Eyersack von seiner Mutter los, so daß ich einen beträchtlichen Zwischenraum zwischen beyden sehen konnte, und der Eyersack saß am Glase fest.“ Ueber dieß zeigten ihm seine weitern Beobachtungen, daß der Polyp den Eyersack Anfangs ganz glatt hervorbringt, sodann aber ihn mit einem Schleimböschchen zur Verwahrung überzieht, zu welchem Ende die Mutter sich Anfangs lange bey demselben aufhält, ihn aber nach Beendigung dieses Geschäftes verläßt, und wieder in ihrer vorigen schlanken Gestalt bis zum Winter fortlebt, oftmahl auch durchwintert. Daher sieht man denn im Frühjahre so viele sehr zarte Polypen, als Jungfer-Polypen, die nicht durch Schößlinge, wie dieß im Sommer geschieht, sondern aus den Eiern entstanden sind.

Unterirdische Schiff = Fahrt bey Schweidnitz.

Eins der vorzüglichsten und reichsten Stein-
Kohlen Bergwerke im Fürstenthume Schweid-
nitz ist die so genannte Fuch s = Grube. Sie
liegt auf dem Terrain des Dorfes Weisstein,
welches dem Herrn Reichsgrafen von Hoch-
berg auf Fürstenstein gehört; der Herr
Graf ist aber, vermöge einer alten Entfagungs-
Urkunde, nach welcher der ehemahls so genannte
Kohlen = Urbar auf einen gewissen District den
Weissteiner Bauern abgetreten worden,
nicht Eigenthümer dieser Grube, sondern besitzt
bloß als Grundherrschaft die bergodnungsmä-
ßigen Freykur, und ist Lehnssträger, das
heißt: erstes Mitglied und Repräsentant der Ge-
werkschaft, in welchem Verhältnisse er auch noch
einige Kure oder Bergantheile besitzt. Die übrige
Glieder der Gewerkschaft sind die Weis-
steiner Bauern, dergestalt, daß auf jedem
Gute in diesem Dorfe $3\frac{1}{7}$ Kure an der Fuch s =
Grube unablässlich haften. Der Wohlstand der
Fuch s = Grube bewog die Bergwerks = Di-
rection hier ein Beyspiel für andere Gewerke auf-
zustellen, ihrem Betriebe für die Gegenwart und
künftige Zeiten einen lebhafteren Schwung zu ge-
ben, ihr die bisher, mit so vielem Rechte, gegen
andere Gruben behauptete Prävalenz auch ferner
zu sichern, und ihr eine solche Vorrichtung zu ver-
schaffen, durch welche jene zusammenfließenden
Zwecke zu erreichen sind. Es ward die Ansetzung
eines tiefen Stollen (Canal zur Ausfüh-
rung eines unterirdischen Wassers) beschlossen,
und der Plan dazu dergestalt angelegt, daß dieser
tiefe Stollen so wohl die einer solchen Vorrich-

fung nach den Berg-Gesetzen zustehenden vortheilhaften Befugnisse für die Gewerkschaft erwerben, als auch eine leichtere und bessere Förderungs-Methode verschaffen sollte.

An der von Waldenburg nach Freyburg führenden Chaussee ist auf einer ehemahligen Wiese, dicht an der Straße, ein Bassin angelegt worden, das mit unterirdischen Wassern, welche aus dem Stollen ihm zufließen, angefüllt ist. Dieser Wasserzuflüsse finden sich unter der Erde mehr oder weniger in dem Bergwerke; um sie abzuführen, bedient man sich tiefer unterirdischer Canäle, die der Bergmann Stollen nennt, und die irgendwo zu Tage ausgehen.

Gewöhnlich leitet man die Stollwasser über Tage in Gräben oder Bäche, hier aber werden nur die überflüssigen Zugänge durch zwey Schleusen regelmäßig abgeleitet, so das beständig ein zur Schiff-Fahrt hinlänglicher Wasserstand zurückbleibt. An den Ufern des Bassins von viereckiger Figur werden die Kohlen aufgeschüttet, und von da zur Achse weiter verladen, zu welchem Ende man eine besondere Ein- und Ausfahrt nach der Landstraße angebracht hat. Es ist ein auffallend überraschender Anblick, wenn mit einem Male ein Boot voller Steinkohlen auf diesem Bassin erscheint, sich seiner Ladung entledigt, und dan plötzlich wieder verschwindet. Ein Berglicht in der Hand, bestiegen wir ein solches Boot. Es rauschte hinein in den Stollen, und das Tageslicht verschwand.

Der Stollen ist ein gewölbter Canal, $7\frac{1}{2}$ Fuß hoch, 5 Fuß weit, und auf 40 Ehlen mit Wasser angefüllt. Vom Eingange oder Munde-Loche steht er auf eine beträchtliche Länge im lockeren Sand-Gebirge; daher ist er hier und auf

anderen Stellen, wo er nicht im festen Gesteine fortgeht, gewölbt aufgemauert. Ein großer Anblick ist es, wenn dieses von Menschenhänden zusammengesetzte Gewölbe nun plötzlich ein Werk der Natur wird. Zwar arbeitete auch hier der Mensch, aber er mauerte nicht; er bahnte sich einen Weg durch eine lange, dichte Gesteinlage, die er gewölbartig aushöhlte.

In diesem Felsengange, wo das einsame Berglicht die öde Nacht düster erhellet, und lange Schatten sich wie magische Gruppen auf der Spiegelfläche des Wassers hinziehen, bis sie wie nächtlicher Nebel auf dem Gebirge sich in einander vermischen, gelangt man allmählich zum ersten Begegnungsplatze. Hier ist der Stollen auf eine geringe Länge sehr weit; in der Mitte dieser Höhle stützt ein gemauerter Pfeiler das Gebirge.

Zu beyden Seiten dieses Pfeilers weichen die Böte einander aus; denn sonst hat der Stollen durchaus nur die Weite des Bootes, so daß zu beyden Seiten desselben an den Stollen-Wänden nur etwa 3 Zoll Zwischenraum bleiben. Es gibt bereits zwey solcher Begegnungsplätze, eine Maßregel, die um deswillen nöthig ist, weil bey statfer Förderung mehrere Böte zugleich ein- und ausfahren müssen.

Einige der mit dem Stollen übersahrenen Steinkohlenstöbe von $\frac{1}{2}$ bis $1\frac{1}{2}$ Lachter Mächtigkeit werden bereits bearbeitet; und wo dieß der Fall ist, da hat man in den Wänden des Stollen eine gewölbte Oeffnung in der Mauer, und 40 Zoll Straße gelassen, um die einstweilige Sohle dieser Hauptstrecken mit dem Wasserspiegel in gleicher Höhe zu haben. Behufs des künftigen Pfeiler-Baues kommen die schwebenden Strecken um

12 Zoll höher als die söhligigen zu liegen, damit die heruntergehenden Tröge oder Hunde (leicht fortzubringendes Förderungs-Werkzeug unter Tage) mit Bequemlichkeit auf Schlitten, deren man sich in der Sohle bedienen wird, gesetzt werden können.

Aus den solcher Gestalt vorgerichteten Hauptstrecken wird nun, mittelst der Tröge oder Hunde, auf jenen Schlitten nach dem Stollen gefördert, so daß das Boot an dem Eingange der Strecke vorfährt, und seine Ladung einnimmt. Daß auf diese Art, bey einer starken Begleitung der in Anbau zunehmenden Flöße, durch drey bis vier Böte eine große Förderung besritten werden kann, leuchtet in die Augen, wenn man erwägt, daß zwey Haspelzieher aus 30 Lachter Teuffe, in der ständigen Schicht, nur 50 Scheffel ziehen können, da hingegen das Boot 40 Scheffel auf ein Mahl einnimmt, und zu Tage bringt.

Bey einem starken Absatze dürfen daher die mit dem Stollen überfahrenen Flöße nur mit einer verhältnißmäßig starken Mannschaft belegt werden, um so viel Steinkohlen zu beschaffen, als man bedarf, weil der Fall niemahls eintreten kann, daß es an schneller Förderung fehlen sollte. In der beschriebenen Art wird der Stollen durch die Gestein- und Kohlenlagen weiter fortgetrieben. Noch hat er die eigentlichen drey Flöße der Fuchs-Grube nicht erreicht; allein es läßt sich mit Gewißheit vorausssehen, daß er, wenn dieß einst der Fall ist, der Grube viele kostbare und tiefe Schächte ersparen wird. Auch sind bis jetzt schon acht neue vorliegende Flöße entdeckt worden. Die, theils wegen des ursprünglichen Baues, theils zur Vorsicht bey etwa vorkommenden großen Reparaturen, erforderlichen Lichtlö-

Der sind obenher alle verbühnt und leicht beschützt, um besseren Luftzug zu verschaffen. Ein einziges ist offen geblieben, und durch dieses Lichtloch gehen hölzerne Lutten (Röhren, durch welche man frische Luft an diejenigen Derter leitet, wo sie nöthig ist,) bis vor das Stollort, so daß sie, um die Schiff-Fahrt nicht zu hindern, an der Fürste (oberes Gewölbe) angebracht sind.

Die äußere Luft von Stollmundloche drückt herein und preßt die verdickte innere Luft in diesen Röhren, durch welche sie oben auf dem Berge ins Freye gelangt. Zur Beförderung des Luftzuges hat man oben über Tage eine 40 Fuß hohe Wetter-Schlotte angebracht, mit der diese Lutten in Verbindung stehen: es können daher dieselben, so wie das Stollort fortrückt, allmählich verlängert werden, und sie haben dann den Nutzen, daß man, bis der Stollen die Flöße der Fuch-Grube erreicht hat, um des Wetterwechsels oder Luftzuges willen, keinen neuen Schacht abteuffen darf.

Die Art des Schiffens geschieht so, daß ein einziger Mann ein oder auch zwey hinter einander zusammengehängte Böte führt. Er sitzt dann im ersten Boote, und schiebt sich vorwärts, indem er mit beyden Händen gegen hölzerne Pföcke an den Seilenwänden des Stollen stößt. Diese Pföcke sind in verhältnißmäßiger Höhe, so wohl in der Mauer, als auch im festen Gesteine, angebracht, und ungefähr 8 Fuß weit von einander entfernt. So bald jedoch das Boot auf das oben beschriebene Bassin und ans Tageslicht kommt, versteht es sich von selbst, daß es bis ans Ufer gerudert werden muß.

Der Fuch-Gruben-Stollen ist bereits auf eine Länge von 400 Lachter schiffbar. Bey

der Generalbefahrung von 1794 ward er das erste Mal beschifft, und das damahlige Stollort mit der Jahres-Stufe bezeichnet, woben einige Glieder der Fuchß-Gruben-Gewerke als Zeugen mit eingeschifft, und bey bergmännischer Musik, die in einem besondern Kahn voranzfuhr, und völliger Erleuchtung des Stollen durch angehängte Lampen, bis vor Ort gebracht wurden. Eine Menge von Zuschauern bey dem Bassin begleitete uns mit erwartungsvollen Blicken, und äußerte ihre Bewunderung auf eine sehr unterhaltende Art, als sie bey unserer Zurückkunft, lange vorher, ehe wir sichtbar wurden, den Schall der Feld-Instrumente unter der Erde hörte, als wir endlich wieder anlandeten, und den ersten mit Steinkohlen beladenen Kahn hinter uns herfahren ließen und zu Tage brachten,

Salignaf, die Blinde.

Vor ungefähr 30 Jahren lebte zu Sain-
tonge in Frankreich ein junges Frauenzim-
mer, das Mademoiselle de Salignaf hieß.
Sie hat ihr Gesicht, als sie zwey Jahr alt war,
verloren. Man hatte nämlich ihrer Mutter ge-
rathen, Taubenblut auf die Augen zu legen, da-
mit sie in den Blattern, die sie damahls hatte,
nicht Schaden nehmen möchten. Das Mittel aber
stimmete so wenig zu der Abücht, daß es sich viel-
mehr in die Augen einfräß. Unterdessen hatte die
Natur, zum Erfaze dieses schmerzhaften Verla-
stes, ihr persönliche Schönheit, Sanftmuth der
Seele, Lebhaftigkeit des Geistes, Schnelligkeit
der Begriffe, und viele andere Gaben verliehen,
die das Unglück etwas lindern konnten.

Sie spielte Karten ohne Anleitung, und öfters geschwinder, als die andern von der Partie. Erst machte sie die beyden Spiele, womit gespielt werden sollte, zurechte, indem sie dieselben mit verschiedenen Stichen, aber so unmerklich, zeichnete, daß man bey dem schärfsten Anschauen ihre Zeichen kaum unterscheiden konnte; sie änderte diese bey jeder Partie, und niemand verstand sie als sie allein. Sie sonderte die Farben aus, und legte die Karten so, wie sie folgen müssen, mit eben der Genauigkeit, und fast mit eben so vieler Leichtigkeit, zurecht, als nur diejenigen thun können, die ihr Gesicht haben. Alles, was sie sich von denen, die mit ihr spielten, ausbath, war, jede Karte zu nennen, die ausgespielt wurde; und diese behielt sie so genau, und spielte so schön, daß man stets eine große Stärke in Verbindung der Begriffe, und ein starkes Gedächtniß bemerkte.

Ein sehr wunderbarer Umstand ist es, daß dieß Frauenzimmer sogar Lesen und Schreiben gelernt hatte. Sie führte einen ordentlichen Briefwechsel mit ihrem ältern Bruder, der sich Handlungsgeschäfte wegen zu Bourdeaux aufhielt, und es wurde ihm von ihrer Hand alles überschrieben, was seine Sachen anging. Wenn man an sie schrieb, so wurden die Buchstaben nicht mit Tinte geschrieben, sondern eingestochen, und mit ihrem zarten Gefühle unterschied sie jeden Buchstaben, indem sie dessen Züge mit dem Finger nachfolgte, und so Wort vor Wort las. Sie selbst, wenn sie schrieb, bediente sich eines Pinsels, weil sie nicht wissen konnte, wenn ihre Feder trocken war. Ihr Führer auf dem Papiere war ein kleines Lineal, das so breit als ihre Schrift war. Wenn sie den Brief geendiget hatte, so

machte sie ihn naß, wodurch die Züge ihres Pinsels fest wurden, und nicht verdunkelt, oder leichtlich entstellt werden konnten. Die Zeilen waren sehr gerade, die Buchstaben wohl gestaltet, und die Rechtschreibung vollkommen richtig. Man gab ihr Anfangs Buchstaben, die in Pappe gerissen waren, zu fühlen, und brachte sie dahin, daß sie ein A von einem B und so das ganze Alphabet unterscheiden, nachgehends aber ganze Worte buchstabiren lernte, worauf sie anfang, so wie sie sich der Gestalt der Buchstaben erinnerte, solche selbst auf dem Papiere zu zeichnen, und sie endlich so zu stellen, daß Worte und Ausdrücke daraus wurden.

Sie hatte die Cither fast von selbst so gut spielen gelernt, daß ihre kleinen Gesellschaften darnach tanzen konnten. Um ihrem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, hatte sie selbst ein Mittel erfunden, ihre Melodien in Pavier zu stechen. In der Folge lernte sie von einem ordentlichen Lehrmeister spielen, ausgenommen, daß sie ihre Art, die Noten aufzuschreiben, beybehielt; und um solche desto besser zu unterscheiden, wurden ihr die Notenzeilen weitläufiger gezogen. Sie lernte auch singen, und die Werkzeuge ihrer Sinnen waren so fein, daß, wenn sie eine neue Melodie singen hörte, sie im Stande war; die Noten zu nennen, und solche während des Singens niederschreiben zu lassen.

In figurirten Tänzen wußte sie ihre Sachen recht gut zu machen, und einen Menuet tanzte sie mit unnachahmlicher Leichtigkeit und Anmuth. Für die Frauenzimmerarbeiten hatte sie eine wahre Meisterhand. Sie machte Geldbeutel von vielen Farben, sie nähete und säumte vollkommen wohl, und wußte eben so geschickt mit Marli und Fi-

let oder Knötchenarbeit umzugehen. Bey aller ihrer Arbeit sädelte sie sich die Nadeln, so klein sie auch waren, selbst ein. Sie hatte eine Uhr an der Seite hängen, und ihr Gefühl ließ sie in Zählung der Stunden und Minuten keinen Fehler begehen.

Die Höhlen im goldenen Stollen bey Glatz.

Unter der Menge von ausgezeichneten Dingen, womit die freigebige Natur mehrere Gegenden des Glatzischen Ländchens beschenkt hat, sind einige durch Zufall in Ruf und Ansehen gekommen; andere dagegen, obgleich nicht von geringerem Werthe, sind unbekannt geblieben.

Zu letztern gehören die Höhlen im goldenen Stollen unweit Reinerz. — Sie liegen am östlichen Abhange des hohen Menzgebirges — auf dem Grenzdorfe und Grunwalder Territorium — dessen Dörfer zum Rentamte nach Glatz gehören.

Sie sind nur anderthalb Stunden von Reinerz, eine Stunde von den merkwürdigen Seefeldern, und nur eine halbe Stunde von dem höchsten Punkte der hohen Menze befindlich. Der Weg, der von Reinerz aus dahin führt, ist zwar etwas steil, aber gewiß in jeder Hinsicht belohnend, besonders wenn man ihn zu Fuße macht.

Die Gegend, wo diese Höhlen befahren werden müssen, gehört unstreitig unter die fürchterlich schönen; man ist hier ganz abgesondert von der Menschheit — seinen eigenen Empfindungen

und Gefühlen überlassen — nur das Herabfallen des goldenen Flössels, was über der Einfahrt hinauf nördlich entspringt — unterbricht jene heilige Stille. Um die Einfahrt herum liegen Trümmer von grünlich, grau und röthlich glänzendem Glimmerschiefer, der, wie bekannt, alle größere Höhen des Blatzer Gebirges bedeckt.

Das Dach der Einfahrt kann nicht besser als mit einem sehr schön colorirten Teppich verglichen werden, da auf demselben durch das immerwährende Herabrieseln für westlich entspringende Quellen der Vegetations-Prozeß der Laubmoose, Farnekräuter und anderer Pflanzen, sehr ergegend ist.

Die Einfahrt war sonst sehr beschwerlich, da das Mundloch nicht mehr als eine Ehle im Durchmesser hatte; jetzt ist es auf Veranstellung des Herrn Landrath von Reibnitz merklich erweitert worden, und wird es gewiß noch mehr werden, wofür ihm jeder Naturfreund danken wird. Diese noch so ziemlich enge Passage ist über 20 Ehlen lang, und fällt unter einem Winkel von 40° in das Gebirge westnördlich ein. Das hier entstehende Gestein ist bröcklich, röthlich, kalkigt, und mit Braunstein durchzogen. Die Sohle dieser Passage ist ein graulich glänzender, bröcklicher Glimmerschiefer, der durch das Einfallen der Tagewasser zum Theile schon zersezt ist, und daher unter dem Körper des Einfahrenden leicht wegglist.

Hat man einmahl diese enge Passage zurückgelegt, die man nur auf den Knien herabrutschen kann, so gelangt man, auf einer aus 16 Sprossen bestehenden Leiter, deren Daseyn man ebenfalls dem Herr Landrathe von Reibnitz zu

verdanken hat, in einen geräumigen Schacht. Sonst mußte man sich an einer fichtenen Stange herablassen. Hier nimmt die Höhle ihren eigentlichen Anfang. Wer dieselbe zum ersten Mahle betritt, glaubt aus einer engen Gasse auf einen freyen Markt zu treten. Diese Haupthöhle ist ziemlich geräumig, hoch, und an den Seiten und am Gewölbe mit mannigfaltigen Verlüftungen versehen. Sie theilt sich in zwey Hauptgänge: der eine kleinere streicht von West nach Ost; man kann bequem darin gehen, und er ist gegen 40 Schritte lang. Er endet sich in eine Höhle vom zweyten Range. Aus dieser streichen wieder zwey Gänge oder Klüfte; der eine, kleinere, südwestlich; man kann ihn, nachdem man einige Schritte in gerader Stellung zurückgelegt hat, nicht anders als auf dem Bauche in ausgestreckter Lage passiren. Er endet sich in eine sehr kleine Höhle vom dritten Range, an deren Wänden noch Spuren von Tagewasser sichtbar werden, als Samen von Fichten, Grasshalmen, kleine Holzstücke &c.

Aus ihr streichen ebenfalls 2 Gänge, der eine südöstlich, der andere nordöstlich; beyde sind aber nicht gangbar, und zum Theile mit Schlamm angefüllt. Die eine hier auf der Sohle angehäuften Erde ist bräunlich-ocherartig, sehr leicht und glänzend, wahrscheinlich in die Höhle geschwemmt. Das Holz mit Glimmerblättchen vermischt.

Der andere, größere Gang der Höhle vom zweyten Range streicht nordöstlich, ist leicht befahrbar, und verliert sich ebenfalls in einige unbefahrbare Klüfte. In beyden Gängen war allenthalben ein schöner, feinkörniger, weißer Kalkstein sichtbar.

Der zweynte Hauptgang streicht von Norden gegen Süden, und macht mit dem beschriebenen fast einen rechten Winkel. Die Sohle in diesem ist durch die abgeschlagenen, und durch andere Einwirkungen herabgefallenen Steinmassen sehr uneben; bald steigt man aufwärts, bald abwärts, weßhalb sich die Länge nicht genau bestimmen läßt. Man gelangt nach einigen Minuten in eine Höhle vom zweyten Range, die unzählbare Spuren ihres Bildners — des Wassers — an sich trägt; allenthalben scheinen sie hier eingedrungen zu seyn. An ihrer südlichen Seite fällt eine tiefe Kluft senkrecht ein, die bis jetzt nicht befahrbar ist.

Hier bemerkte ich ziemliche Stücke von anstehendem Kalkspathe, mit einem röthlichen Anstriche, der von Eisen kommt; das feste Braune davon ist nichts als Eisen. Bekanntlich ist das ganze mächtige Kalklager des hohen März-Gebirges in einem eisen-schüssigen Gesteine. Der Ocher, der hier gefunden wird, ist bloß von Holz entstanden. Man hat dessen nähmlich zweyerley: Einen von verwittertem Eisen, den zweyten von verfaultem Holze. Aus der specifischen Schwere ergibt sich, daß der hier gefundene von der letzten Art sey. Es ist also wohl nicht glaublich, daß dieser Ocher, gebrannt, eine dem Zinnober ähnliche Farbe geben sollte. Zinnober ist ein schweres mineralisches Product, dieß aber ein leichtes, folglich sind sie nicht einerley. Er färbt freylich ab, wie jeder Ocher, aber wie himmelweit ist diese Farbe von der des Zinnobers verschieden. Dieß nur beyläufig für diejenigen, die hier Zinnober gefunden haben wollen. Der Kalkstein ist auch hier feinkörnig-weiß, und hin und wieder mit Braunspath durchzogen.

Aus dieser Höhle gelangt man in eine andere vom ersten Range, die viele Merkmale großer Revolutionen an sich trägt; südwärts geht eine Kluft hinein, wo der Kalkstein in seiner ganzen Schönheit sichtbar ist, fast noch schöner weiß, als der zu Carara.

Ueber dieser Kluft hat sich eine einem Backofen ähnliche Figur gebildet, auf die eine senkrechte Kluft einfällt, und nach Südwest sich in einen Gang hinzieht. Den Beschluß macht noch eine Höhle vom ersten Range, die größte von allen; aus ihr strecken zwey Gänge, der eine nach Süden, und der andere nach Norden; beyde wären aber noch nicht befahrbar.

Die Seitenwände dieser Höhlen, wie auch die Gewölbe, sind mit einem ins Gelbliche fallenden Kalkfinter überzogen. Man bemerkt an ihnen auch auf einigen Stellen schöne Moosdentarten.

Woher doch die Benennung goldner Stollen kommen mag? — höre ich fragen — darauf kann ich leider keine befriedigende Antwort geben. Der gemeine Mann glaubt, daß es daselbst Gold und andere Metalle gebe, und erzählt sich davon gar wunderfame Hissörchen. Vor nicht langer Zeit nämlich wäre z. B. eine Familie dahin auf gewisse Zeit verbannt worden; wenn diese abgelaufen seyn würde, dann würde es da wieder Gold und edle Metalle, wie vormahls, geben. Die Wälschen wären ehemahls oft gekommen, eingefahren, und kein Mensch hätte sie auffahren sehen.

Daß diese Höhlen ihren Ursprung bergmännischen Bemühungen der Vorzeit zu danken haben sollten, glaube ich nicht, wie gewiß keiner, der nur etwas mit Verban bekannt ist; sie sind ge-

wiß ein Werk der Natur. Und wozu wollte man es hier der Natur absprechen, da sich an anderen Orten in der Kalksteinformation ähnliche Höhlen und noch größere befinden. Das Kuzloch bey Kauchung in Schlesien u. a. können zum Beweise dienen. Die Luft war in dieser unterirdischen Welt durchaus gut geschaffen, selbst in den engsten Fabriken bemerkte ich nicht den mindesten Einfluß auf das Athmen und Brennen der Wachslichter.

Die gutmüthigen Wilden an der Magellanischen Meerenge.

Der Weltumsegler Byron fand bey den allerarmfeligsten menschlichen Geschöpfen, welche die Küsten der Magellanischen Meerenge bewohnen, bey Leuten, deren Seele an menschlichem Gefühle so sehr abgestumpft war, daß eine Mutter unter ihnen ihr Kind von der Brust riß, um es gegen ein Paar Glaskorallen zu vertauschen, doch noch Aeußerungen von Bescheidenheit, Mäßigung, Gutmüthigkeit und Dankbarkeit, welche ihn und seine Gefährten in die angenehmste Nahrung versetzten: denn diese höchst armfeligen aber gutmüthigen Wilden nahmen ihn am Strande mit vielen Freundschaftsbezeigungen auf, und bewirtheten ihn mit gewissen wilden Beeren, welche diese Gegend hervorbringt, und welche, nebst dem, was das Meer an Schalenthieren und todten Fischen auswirft, wo nicht ihre einzige, doch ihre vorzüglichste Nahrung auszumachen schienen. — Nachdem er eine Zeit lang bey ihnen gewesen war, und sich durch Zeichen mit ihnen unterhalten hatte, schickte er seine Leute nach dem

Schiffe zurück, um Schiffszwieback zu hoblen, und blieb unterdessen bey ihnen allein. Der Zwieback wurde jetzt gebracht, und Byron fing an ihn unter sie zu vertheilen. So oft ein Stück davon zur Erde fiel, hatte er jedes Mal das Vergnügen, zu sehen, daß niemand von ihnen es eber aufheben wollte, bis er die Erlaubniß dazu gegeben hatte. Ein sonderbarer Zug in dem Charakter dieser Wilden! So ungesittet und viehisch in jeder anderen Betrachtung, und dabey doch so bescheiden, so mäßig in ihren Begierden! Eine andere, eben so liebenswürdige Eigenschaft des Charakters, die man an ihnen wahrnahm, stach gleichfalls stark gegen ihre sonstige Wildheit ab. Dieß war ein Gefühl von Dankbarkeit, welches sie auf folgende Weise an den Tag zu legen suchten. Da sie nämlich bemerkten, daß die Matrosen Gras für einige Schafe abschnitten, welche man auf dem Schiffe hatte, fingen sie augenblicklich an, alles Kraut, welches sie nur finden konnten, auszuraufen und nach dem Boote zu tragen. Byron wurde durch diesen Beweis ihres guten Willens gar sehr gerührt, und er konnte bemerken, daß das Vergnügen, welches er darüber äußerte, ihnen wiederum Freude machte. — Diese gutmüthigen Wilden hatten ihn bald so lieb gewonnen, daß sie, da er wieder ins Boot stieg, alle sogleich in ihre Rachen sprangen, und ihn begleiteten. Man kam ans Schiff. Hier ließen sie, beym Anblicke eines so großen und wunderbaren Gebäudes, vor Erstaunen und Schrecken die Ruder sinken, und blieben eine gute Weile wie versteinert. Endlich bewog man einige derselben, wiewohl mit Mühe, an Bord zu kommen. Hier machte man ihnen allerhand kleine Geschenke, und es dauerte hierauf nicht lange, so schie-

nen sie vollkommen ruhig und unbesorgt zu seyn. Um ihnen eine Ergeßlichkeit zu machen, fing einer der Matrosen an, auf der Geige zu spielen, und einige andere tanzten. Das war eine herrliche Unterhaltung für sie! Sie wurden darüber so entzückt, und zugleich so begierig, sich dankbar dafür zu bezeigen, daß einer von ihnen in den Rachen sprang, einen Beutel von Seehundsfell mit rother Farbe hohlte, und dann des Geigers Angesicht sehr emsig damit anzuschmieren begann. Er wollte hiernächst dem Befehlshaber die nähmliche Ehre anthun, und dieser hatte alle Mühe von der Welt, die sonderbare Höflichkeitserweisung von sich abzulehnen, weil man seine Weigerung für übertriebene Bescheidenheit hielt.

Das Gänse = Ey mit vierzehn Dottern.

In Obernick, Trebnitzer Kreises in Schlessien, trug eine Gans zwey Jahre lang ein Ey bey sich; endlich legte sie dasselbe. Es war von außerordentlicher Größe (noch ein Mahl so groß als ein gewöhnliches). Man fand darin 14 kleine Eyerdotter von der Größe kleiner Vogeleyer. Die Schale dieses Gänse = Eyes war sehr dick und hart.

Das Erdbeben auf Jamaica vom Jahre 1692.

Dieses Erdbeben war außerordentlich verheerend. Innerhalb zwey Minuten wurde die

Stadt Port-Royal verwüstet, und die Häuser in einen Abgrund von vierzig Faden tief versenkt. Es wurde zugleich ein hohles, dumpfes, rollendes Geräusch, wie beym Donner, verspürt, und in weniger als einer Minute sanken drey Theile der Häuser und ihrer Einwohner unter Wasser. Während daß die Häuser auf der einen Seite der Straße versanken, fielen sie auf der andern zusammen. Der Sand auf den Straßen wurde, gleich Meereswellen, emporgehoben, und überschüttete alles. Alle Quellen strömten ihr Wasser mit der größten Hestigkeit von sich. Ebenso war auch die See in der größten Unruhe, und alles, was da herumlag, wurde von den Wellen überströmt. Die Risse in der Erde waren an einigen Stellen so groß, daß eine Straße jetzt noch ein Mahl so breit war als vorher. An einigen Orten öffneten und schloßen sie sich wieder zu verschiedenen Mahlen. Dieser Deffnungen gab es um die Zeit mehr als zwey bis drey hundert, wo hinein viele Menschen stürzten. An einigen Orten schloßen sie sich unmittelbar wieder, und zerquetschten die Hineingefallenen. Andere weit schrecklichere Deffnungen verschlangen ganze Straßen, andere eben so fürchterliche spien Cataracte von Wasser von sich, die jetzt selbst das noch verschlangen, was vom Erdbeben verschont worden war. Ueberall verspürte man einen heftigen Gestank, so wie von dem entlegenen einstürzenden Gebirge die ganze Luft mit einem dicken Dampfe angefüllt, und dadurch das Schrecken der Einwohner noch vergrößert wurde. Als diese schreckliche Angst vorüber war, sahe man auf der ganzen Insel nichts als Verwüstung; kaum eine Pflanzung war verschont geblieben, alles war in einander gestürzt; Häuser, Menschen, Bäume,

alles verhängte einen allgemeinen Ruin. Hier standen ungeheurere Wasserseen, die, nachdem sie von der Sonne ausgetrocknet waren, einen unfruchtbaren Sand zurückließen; dort sahe man unabsehbare Risse in der Erde. Viele Flüsse waren, während des Erdbebens, in ihrem Laufe von den eingestürzten Bergen verschüttet worden, und bildeten sich erst nach einiger Zeit wieder neue Canäle. Die Berge schienen besonders von den heftigen Stößen gelitten zu haben, so daß man deutlich sahe, daß der Hauptsitz des Erdbebens daselbst gewesen war. Diejenigen, welche noch von dem allgemeinen Verderben übrig waren, gingen an Bord der Schiffe in den Hafen, wo viele zwey Monate verweilten, weil die Stöße noch jeden Tag mit mehr oder weniger Gewalt fortbauerten.

Die eiserne Brücke zu Wearmouth.

Die erste eiserne Brücke wurde in Colbrooke Dale errichtet und zwar von weichem Eisen. Seit m entwarfen mehrere Künstler in verschiedenen Gegenden Europens Plane zu ähnlichen Eisenbrücken: da aber die Dehnbarkeit des Eisens nicht denjenigen Grad von Solidität gestattete, den dergleichen Werke erfordern: so fand es seine Geaner, bis endlich Payne auf den glücklichen Gedanken verfiel, Blöcke von Gußeisen zu verfertigen, die, da sie sich nicht zusammenrücken lassen, den gehörigen Widerstand leisten können. Im Jahre 1790 machte er den ersten Versuch mit dieser Art eiserner Brücken, der vollkommen glückte.

Burdon vervollkommnete Pannes Gedanken bey der Brücke von Wearmouth: er ließ die Bogenseücke derselben aus leicht tragbaren Kosten verfertigen, welche so zusammengesetzt sind, daß eins das andere hält, die Bogen die gehörige Stärke erhalten, und durch die leeren Zwischenräume innerhalb der Roste, die durch die Abstände der Stäbe derselben entstehen, die Brücke eine solche Leichtigkeit bekommt, daß ihr Gewicht 15 Mal geringer ist als das einer steinernen von gleicher Größe. Unter Wilsons Leitung wurde Ende Septembers 1793 dieses Werk angefangen, und im August 1796 konnte diese Brücke, deren Oeffnung größer als eine der bis jetzt bekannten ist, benutzt werden. Der Bogen derselben bildet das Segment eines Kreises, dessen Chorde oder Oeffnung 236 Fuß beträgt. Die Höhe vom Mittelpuncte des Gewölbes bis zur Chorde ist 34 Fuß, und bis zum niedrigsten Wasserstande 60 Fuß. Der Bogen ist so weit, daß Schiffe von zwey bis drey hundert Schiffstonsnen, in der Entfernung von 50 Fuß von jedem Pfeiler, leicht durchfahren können. Die Breite der Brücke ist 36 Fuß; das eiserne Gerippe derselben ist mit eichenen Balken bedeckt, die durch eine Kittlage gegen Fäulniß verwahrt sind, und worauf sodann verschiedene Steinlagen und alle möglichen Bequemlichkeiten und Sicherheitsmaßregeln angebracht sind. Das ganze Gewicht wurde auf 900 Tonnen geschätzt, wovon 260 von Eisen, und zwar 23 Theile von gegossenem und nur 3 von geschmiedetem Eisen sind. Die Kosten betragen 26,000 Pfund Sterling, die durch Subscription zusammengebracht, und durch eine Auflage, welche das Parlament auf eine be-

stimimte Zeit zu erheben erlaubte, reichlich ersetzt wurden.

Aegyptens Knochenhöhlen.

Die Aegyptischen Knochenhöhlen verdienen schon darum unsere Aufmerksamkeit, weil sie einiges Licht über die in den Knochenhöhlen Deutschlands gefundenen fossilen Knochen verbreiten können; uns besonders wenn man den Thierdienst der älteren Bewohner Deutschlands erweisen könnte. Wenn 100000 Hundsköpfe in einer Aegyptischen Höhle als Beweise gottesdienstlicher Verehrung dieser Thiere gefunden werden, so sehe ich nichts Ungereimtes darin, mir *Sommering* zu behaupten, daß unsere Bärenknochen auf ähnliche Art durch Menschenhände in die Höhlen gerathen sind, und daß man sie gleichfalls für die Ueberbleibsel oder Beweise abgöttischer Verehrung zu halten hat. Die Lagen von schwarzer, voll Flügeldecken von Käfern besendlicher Erde, die darin befindlichen Fragmente von Urnen, welche man in der Gadenreuther und anderen Höhlen findet, die Verschiedenheit der Knochen und ihr Zusammenfinden; alles das ließe sich mit einiger Wahrscheinlichkeit erklären, wenn man eine aufmerksame und gründliche Vergleichung der Aegyptischen Knochenhöhlen mit unsern Deutschen anstellen wollte und könnte.

Wenn gleich die in unsern Höhlen befindlichen Knochen nicht gerade auf dieselbe Art bewahrt worden sind, wie die Aegyptischen, so verdient doch das alle Aufmerksamkeit, daß man in den meisten Knochen-Höhlen Deutschlands Urnen neben den Knochen gefunden hat.

Zu den wunderbarsten Erscheinungen, welche einem aufmerksamen Beobachter in den Aegyptischen Grabstätten aufstießen, gehören allerley Thiere von verschiedenen Geschlechtern und Gattungen. Vögel, wilde Thiere, Insecten, deren jedes Einzelne mit irgend einem Gewande, bald diesem, bald jenem, zu seiner Verwahrung bekleidet ist. Glaubwürdige Freunde haben mir erzählt, daß sie ein unterirdisches Gewölbe entdeckt, und, nachdem sie es geöffnet, kahle, abgenutzte Bänder von Leinwandzeugen gefunden hätten. Als eine große Menge davon losgewunden worden, habe man ganz zu unterst ein eingewickeltes Kalb gefunden. Andere haben mir erzählt, sie hätten einen Habicht entdeckt, und nachdem sie die leinenen Binden weggenommen, gefunden, daß er noch seine vollen Federn gehabt habe. Dieser Vogel wurde von den alten Aegyptiern als ein Symbol der Sonne verehrt.

Auf ähnliche Art findet man auch Kägen, Sperlinge, Käfer und andere Thiere aufbewahrt. Nach Forskäl wurden in Aegypten dreyerley Arten Käfer, aus dem Geschlechte *Senetuo*, für heilige Geschöpfe gehalten, und als lebendige Bilder der Sonne und Symbole des Osiris betrachtet.

Ein Emir, den ich als einen glaubwürdigen, wahrheitsliebenden Mann kannte, erzählte mir, daß, als er sich in Kôz aufgehalten habe, einmahl Schatzgräber zu ihm gekommen wären, und ihm gesagt hätten, daß sie bey ihrer Arbeit in eine tiefe Höhle gerathen wären, worin sie einen Schatz vermutheten. Er sey mit ihnen in Begleitung einer Anzahl bewaffneter Leute hinausgegangen, und da hatte man bey dem Aufgraben eine große Urne gefunden, die oben mit Gyps

verschlossen war. Sie wurde mühsam geöffnet, und nichts darin gefunden, als kleine in Leinwand gewickelte Dinge. Man riß die Leinwand begierig auf, und wickelte sie aus einander, da kamen kleine Fischchen, Siret genannt, zum Vorschein, die aber, so bald sie an die Luft kamen, in Staub zerfielen. Die Urne wurde zum Vorsteher der Stadt Kôz gebracht, und in Gegenwart von beynabe hundert Personen alle Stücke herausgenommen; man fand aber weiter nichts in dem ganzen Gefäße, als lauter eingewickelte Siret.

Ich selbst sah in den Aegyptischen Grabstätten zu Buzir allerhand merkwürdige Dinge. Unter andern entdeckte ich in diesen Grabstätten mit vieler Kunst angelegte unterirdische Höhlen, in denen allen ich eine außerordentliche Menge von eingewickelten Knochen fand. Eine von diesen Höhlen war mit Knochen von Hunden, eine andere mit Knochen von Ochsen, und eine dritte mit Knochen von Katzen angefüllt, alle aber mit Bandagen von Leinwand umwunden. Man wundert sich nicht über die Sorgfalt, mit welcher die Knochen von diesen Thieren aufbewahrt worden sind, wenn man bedenkt, wie sehr die Hunde bey vielen Völkern des Alterthums, besonders bey den Persern und Medern, in Ehren gehalten wurden; man sieht dieses auch in den Nachrichten des Zend-Avesta und in den Gebräuchen der heutigen Perser. Ochsen und Kühe waren aber den alten Aegyptiern besonders heilige Thiere, und sie hatten den Ochsendienst mit vielen andern Völkern gemein. Die Katzen waren der Isis und Bubastis heilig. „Wenn,“ sagt Herodot, „in einem Hause eine Katze stirbt, so scheeren sich alle Bewohner die Augenbraunen ab; stirbt aber ein Hund, so sche-

ren sie sich den ganzen Leib und das Haupt. Die Leichname der Koen werden an heilige, bedeckte Orte gebracht, werden eingesalzen oder gepökelt, und in der Stadt Teubastis begraben. Die Hündinnen begräbt ein jeder in seiner Stadt in heiligen Särgen." Einige Menschenknochen, die ich in den angeführten Höhlen sah, waren vom Alter sehr angefressen, so daß die äußere, glatte Tafel derselben vernichtet war. Doch hatten sie übrigens noch viele Härte und starken Zusammenhang, auch sahen sie nicht so alt aus, wie die Knochen derjenigen, die im Jahre der Flucht 597 (im Jahre Christi 1200) erschlagen worden sind.

Diese Knochen, vornehmlich die älteren, sind in Pech oder geschmolzenes Harz getaucht worden; denn man findet, daß sie Farbe, Härte und Schwere von Eisen haben.

Auch Schädel von Rindvieh und Schafen habe ich gesehen. Ich konnte die Schädel von Ziegen, Schafen und Ochsen oder Kühen unterscheiden.

Von den Schafen und Widdern habe ich zu bemerken, daß sie Symbole des Ammon und der Neitha waren; der Ziegenbock aber war ein Symbol des Mondes oder Aegyptischen Pans.

Bei den Kuh- und Ochsenköpfen hatte sich das Fleisch so fest an die Binden angehängt, daß ein Theil davon schwärzlichroth aussah, die Knochen ragten aber ganz weiß unten hervor. Einige Knochen hatten eine rothe Farbe, andere sahen schwarz aus. Derselbe Fall war es auch mit den Menschenknochen.

An vielen Stellen fand ich ganze Haufen von Hundsknochen, und vielleicht über 100,000

Hundschädel, die von den Schatzgräbern ausgegraben worden waren.

Die Richter von Buzir erzählten mir allerlei merkwürdige Dinge, unter welche auch folgende Nachricht gehört. Man fand eine steinerne Grabkapelle, und als man sie geöffnet hatte, kam man innerhalb derselben noch zu einer andern, in welcher nach geschehener Eröffnung ein Sorsforsta entdeckt wurde; als dieses Behältniß aufgemacht war, sah man eine Sehlhija, oder Samebraz, sorgfältig zu ihrer Erhaltung in Leinwand gewickelt, liegen. Die Sehlhija ist eine Eidechsenart.

Das Carneval zu Rom.

Die erwünschte Zeit des Carnevals wird den Römern mit der Glocke vom Capitol, welche man nur in sehr außerordentlichen Fällen, als beym Tode und der Wahl des Papstes läutet, angekündigt. Es fänkt den Tag nach dem Feste der heiligen drey Könige an. Wenn jemand das Leben verwirkt hat, so verschiebt man die Vollstreckung des Todesurtheils gemeiniglich bis auf diese Zeit, um das Volk für Excessen im Carneval zu warnen; das Urtheil wird am Ende der Engelsbrücke vollzogen, und den ganzen Morgen laufen eine Menge bußfertiger Sünder in allerley kurzen bunten Mänteln umher, und betteln Geld zu Seeleumessen für den Missethäter.

Man kann zwar die ganze Zeit des Carnevals in Masken gehen, aber es ist vornehmlich in den beyden letzten Tagen, da das Pferderennen gehalten wird, gewöhnlich. Da man kirt sich alles, und läuft auf dem Corso umher, Man sieht wenigstens einige tausend Masken, die zum Theile

sehr sauber und artig gekleidet sind. Viele Hundert Kutschen fahren in zwey Reihen auf und nieder, ohne daß die geringste Verwirrung vorfällt; dessen ungeachtet aber geht alle Mahl der Barigello mit einigen Häschern nimmer. Es kommt einem Fremden sonderbar vor, die Herrschaften in den Kutschen, die Kutscher, Pagen, Bedienten, alle in Masken zu erblicken. Viele Bedienten sind als Harlekine verkleidet, und die Pferde mit Bändern und Glocken behangen. Die Kutschen sind so gemacht, daß die Decke auf beyden Seiten zurückgeschlagen werden kann, damit die, welche darin sitzen, freyer sehen und gesehen werden. Die Polichinellskleidung ist die gewöhnlichste. Oft sitzt ein Römischer Fürst als Polichinell im Wagen, und seine Gemahlinn als Caäferinn mit entblößtem Busen neben ihm. Manche fahren auch selbst. Wenn sich Bekannte begegnen, so werfen sie sich, zum Bewillkommungs-Complimente, eine Hand voll kleiner Bohnen, von Mehl oder Stärke, oder von feinem Gypse zu, wovon ein jeder einen kleinen Korb voll in der Hand hält. Auf die Art werden die Vorbeyfahrenden von den Masken auf den Balcons der Palläste bewillkommet, und man verstreuet einige Pfund von dergleichen Bohnen, so daß es nach geendigter Promenade im Corso hin und wieder aussieht, als wenn es gehagelt hätte. Die Prälaten, alte Damen, und viele Fremde fahren ohne Masken. Viele Polichinells laufen von einem Wagen zum anderen, veziren die Damen, und sagen ihnen viel Schönes vor. Von einer Maske wird alles angenommen. Sonst sah man oft ganze Triumphwagen, und alle Bedienten waren als Asiatische Sclaven, oder als Bacchanten gekleidet; weil solche Aufzüge aber viel Geld

Kosten, so kommen sie nach und nach ab. Auf jeder Seite des Corso sind zwey Reihen erhöhter Bänke, worauf Masken sitzen, die keine Kutschen haben, oder bezahlen können. Man übersieh auf die Art das Ganze besser, als wenn man selbst fährt. Auch bey dem Regenwetter unterbleibt diese Lieblingslustbarkeit der Römer nicht, obgleich man sich alsdann nicht so zahlreich dabey findet, und sie auch nicht so gut in die Augen fällt.

So lange das Carneval währt, gehen viele Processionen und Bruderschaften umher, um vom Himmel die Vergebung der zu dieser Zeit vorkommenden vielfältigen Ausschweifungen zu erbitten. Man stößt sich nicht daran, zuweilen auf einer Seite der Gasse eine singende Procession, und auf der andern eine Partie Masken, die allerley alberne Dinge vornehmen, zu sehen.

Das Pferdenennen in den beyden letzten Tagen des Carnevals ist für einen Fremden eine merkwürdige Sache. Wenn die Promenade ein Paar Stunden gedauert hat, so wird das Signal mit ein Paar Schüssen gegeben; die Kutschen halten zu beyden Seiten des Corso still, und die Zuschauer begeben sie auf die Seite, um den Pferden die Mitte des Corso frey zu lassen. Diese stehen voll Ungeduld hinter einem gespannten Stricke, und sind kaum zu halten, bis in die Trompete gestossen und der Strick niedergelassen wird. Sie rennen alsdann mit der größten Geschwindigkeit, ohne daß jemand darauf sieht, und ohne durch die Menge der Menschen und Kutschen sehen zu werden, fort, oder scheinen vielmehr zu fliegen. Auf den Seiten und unter dem Schwanz haben sie kleine Kugeln mit Stacheln, wodurch sie unaufhörlich angespornt wer-

den. Nach den Bemerkungen des Herrn von Condamine durchlaufen sie eine Länge von acht hundert und fünf und sechzig Französischen Klastern in zwey Minuten und ein und zwanzig Secunden. Beym Anfange und Ende des Rennens wird ein Zeichen mit der Kanone gegeben. Am Ende des Corso ist eine Leinwand ausgespannt, um die Pferde aufzuhalten. Wer ein Pferd greift, bekommt eine Lesione; ein elender Preis in Betrachtung der damit verknüpften Gefahr.

Der Preis für das gewinnende Pferd ist ein reiches Stück Brocard von zwanzig bis dreyßig Ducaten an Werth, welches die Juden liefern müssen. Man trägt es auf einer Stange unter Trompetenschall durch den Corso, und alsdann bekommen es die Stallbedienten des Prinzen, welcher den Preis gewonnen hat. Es kann zwar ein jeder ein Pferd zum Rennen hergeben, gemeinlich aber thun es einige Römische Prinzen, welche Liebhaber von Pferden sind, und solche dazu halten. Sonst werden sie zu nichts gebraucht, sondern beständig im Laufen geübt. Sobald ein Pferd den Preis erhalten hat, so hört man den Mahmen des Prinzen mit einem freudigen Viva! durch den ganzen Corso erschallen.

Fruchtbare Begattung eines Hühnerbans mit einer Aunte.

Der Hofmedicus zu Zelle, Herr Laube, hat in seinen Beyträgen zur Naturkunde des Herzogthums Zelle folgende merkwürdige Begebenheit aufgezeichnet.

Auf einem gewisse Hofe nährte man eine einzige Aente unter lauter Hühnern. Sie konnte den wiederhohlen Anfällen ei es muthigen Habns nicht lange widerstehen und mußte sich nach seinen Einfällen beuemen. Sie brütete ihre Eyer, und brachte sechs Junge aus, die zwar der Mutter ähnlich waren, aber doch in vielen Stücken dem Vater glichen. Sie hatten die mütterlichen Neigungen und juckten ihre Nahrung im Wasser. Allein der Bau ihres Körpers, ob er wohl äntenartig zu seyn schien, war doch nicht völlig zu dieser Absicht eingerichtet, und versagte ihnen im Schwimmen den nöthigen Dienst. Sie versanken im Wasser, und ein Theil davon mußte den ersten Versuch mit dem Leben büßen. Zwey blieben am Leben, als ein Eigenthum des genannten Herrn Taube und des Pastors Herrit Roque zu Zell. Es waren Aenten, die viele Eyer legten, welche von den gewöhnlichen Aentenehern in nichts unterschieden waren. Ihre hauptsächlichste Abweichung besteht im Schnabel und in den Füßen. Der oberste Theil des Schnabels ist völlig von einer Aente, vorne breit und an den Seiten gefiedert. Der Oberschnabel ist gekrümmt, ausgebogen, kürzer als der untere, und hat völlig die Gestalt eines Hühnerschnabels. Durch diese Bildung ist das Thier unvermögend einzelne Körner aufzulesen. Wenn es auf der Erde fressen soll, so mus ihm viel auf einen Haufen geworfen werden. Beym Wassertroge schnattert es wie eine Aente. Die Füße haben zwar, der Stellung nach, die Gestalt der Aentensüße, allein die Krallen sehen immer den Hühnerkrallen ähnlich, und sind durch keine Schwimmbaut mit einander verbunden. Dieser Mangel verursacht, daß die Hühneränte sich auf dem

dem

dem Wasser nicht halten kann, sondern wie jedes Huhn untersinkt. Man hat bemerkt, daß sie sich weder zum Aenter noch zum Hahne gehalten haben, ob man ihnen gleich zu beyden oft Gelegenheit gegeben hat.

Einfahrt in den Krater des Vesuv.

Der Entwurf, des Gipfel des 3600 Fuß über die Meeresfläche erhabenen Vesuv zu ersteigen, ist schwer auszuführen. Die Hälfte hinauf muß man bis an die Kniee in Asche waten, und über äußerst steile Abhänge klimmern. In dessen haben ihn einige berühmte Gelehrte, unter andern Spallanzani und Dolomieu, erreicht. Der Ritter Hamilton, der, während seines langen Aufenthaltes in Neapel, viele Ansichten des Vesuv zeichnen ließ, hat ihn 62 Mal erstiegen; aber niemand hat es, wenigstens seit dem Ausbruche im Jahre 1779, der die Form des Vesuv gänzlich veränderte, gewagt, in den Krater des Vulcans selbst zu steigen; selbst Hamilton nicht, der den Berg aus so vielen Gesichtspuncten betrachtet und so oft besucht hat. Acht Franzosen war es vorbehalten, diese gefährliche Unternehmung zu wagen, und sie, trotz der Furchtsamkeit ihrer Führer, der vorgeblichen Unmöglichkeit, welche die Neapolitaner dabey fanden, und der Beispiele von verwegenen Reisenden, die verschlungen wurden, glücklich ausgeführt zu sehen.

Um die Gefahr dieser Unternehmung zu würdigen, muß man eine genaue Idee von der Form, den Bestandtheilen und der Lage des Vesuv haben. Dieser Vulcan hat die Form eines abgestumpften Kegels; das mittelländische Meer be-

spült einen Theil seiner untern Basis, die drey Lieues im Umfange hat: seine Mündung, oder die obere Basis, die etwas eingebogen ist, hat 937 Toisen Umfang. Das Erdreich ist, von der niedern Basis bis gegen die Höhe, fruchtbar, und mit Lava und Steinen, die das Feuer nicht angegriffen hat, mit Bimsstein, Luff- und Kalksteinen von verschiedener Art und Farbe, nach den verschiedenen Graden des Eindrucks, den sie vom Feuer erlitten haben, vermischt. Die Hälfte der Höhe gegen den Gipfel zu besteht größten Theils aus reiner Asche, die aber gröber ist als die gewöhnliche.

Man zählt bis jetzt 24 Ausbrüche des Vulcans (der erste erfolgte im Jahre 79 nach Christi Geburt): sie häuften allmählich die vulcanischen Materien an; aber der Ausbruch im Jahre 1779 veränderte die Stelle des Kraters und der Deffnung. Gegenwärtig ist der Krater 200 Fuß unter dem obern Rande der Mündung des Vulcans.

Diese 200 Fuß des Innern des Besuchs mußte man durchwandern, um zum Krater zu gelangen, und dort die zahlreichen Rauchwolken, die langen Spalten, das Feuer, das noch an verschiedenen Orten aufsteigt, und die verschiedenen noch rauchenden Bestandtheile des Kraters zu beobachten.

Die innern Wände des Vulcans sind entweder senkrecht, oder doch sehr jäh, und bestehen aus Asche, Lava und großen Kalksteinen; da aber diese Lava und Steine mit der Asche nicht zusammenhängen, so können sie nicht zum Stützpunkte dienen, und die geringste Bewegung, die geringste Ortsveränderung, reißt diese felsartigen Stücke mit sich fort, und stürzt sie zusam-

men, wenn man unvorsichtig genug ist, darauf zu treten. Man kann daher nicht anders, als mit Händen und Füßen hinabrutschen, indem man sich in einem Strome von Asche und Lava fortziehen läßt. Gefährlicher noch sind die schrecklichen Höhlungen, über die man nicht anders hinwegkommen kann, als daß man an den untern Abhang springt.

Dies ist der schwache Umriss der Unternehmung, die in der Stadt Neapel und in der Geschichte der Reisen, und wenn man so sagen darf, in den Jahrbüchern des Vesuv, Epoche machen wird.

Ohne Rücksicht auf die Furcht, die die Neapolitaner den Franzosen einzufloßen suchten, reiseten sie, nachdem sie von ihnen Abschied genommen hatten, als wenn sie sich auf ewig trennten, den 18ten Julius 1801 um halb 12 Uhr Abends aus dem Hotel des Französischen Gesandten, an der Zahl 14, mit Stricken und andern nöthigen Werkzeugen, und besonders mit einem Fonds froher Laune, ab, die sie während der ganzen Expedition, selbst in den Augenblicken der drohendsten Gefahren, nicht verließ. Um Mitternacht kamen sie, zu Wagen, am Fuße des Vulcans an. Hier bestiegen sie, den Generaladjutanten *Dampierre* an der Spitze, geübte Maulthiere, und langten, einer hinter dem andern, bey der dicksten Finsterniß der Nacht, auf der Hälfte der steilen Anhöhe des Vesuv an. Ihre Führer waren zahlreich, und ihre Fackeln gaben dem Ganzen ein geheimnißvolles und feyerliches Ansehen, das mit dem schallenden Gelächter und der frohen Laune aller derer, aus denen die Caravane bestand, einen auffallenden Contrast machte. Als sie die Hälfte des Weges zurückgelegt

hatten, mußten sie absteigen, und kletterten nun, bis an die Kniee in Asche wadend, den steilsten und schwierigsten Theil des Besuchs hinan. Mit Schweiß bedeckt, und durch Anstrengung erschöpft, erreichten sie den Gipfel um halb 3 Uhr. Sie genoßen sogleich des glänzendsten Schauspiel, der prächtigen Ansicht der Stadt und des Hafens von Neapel, blühender Küsten rings umher, und des weiten Meeres, das sie bespült. So bald endlich die Morgenröthe hervorzubrechen anfing, die zu eilen schien, ihnen ihr Licht zu schenken, umgingen sie einen Theil der Oeffnung des Vulcans, um die bequemste Stelle zum Einsteigen zu wählen. Der Generaladjutant *Dampierre* und der Bürger *Vicar* stiegen zuerst an der ausgezeichneten Stelle, ohne Unfall, hinein. Nachdem sie aber ein Drittheil des Weges zurückgelegt hatten, hielt sie eine Höhlung von 50 Fuß, über die sie hinweg sollten, plötzlich auf. Da sie es unmöglich fanden, auf einer so beweglichen Asche festen Fuß zu fassen, und außerdem überzeugt waren, daß die Reibung der Stricke bald so wohl den Stützpunkt, als auch alle Massen rings herum, in einer großen Entfernung mit sich fortreißen würde, so beschloßen sie, zurückzugehen; da über dies einige Steine, die eben in dem Augenblicke, da sie sich mit den Mitteln zum Hinabsteigen beschäftigten, vom Gipfel herabrollten und alles auf ihrem Wege erschütterten. Der Generaladjutant *Dampierre* fühlte das Terrain, auf dem er stand, in Bewegung gerathen, und sah es, wie er es verließ, vor seinen Augen verschwinden; so daß er nur noch Zeit hatte, schnell zurückzukehren, um dem Bürger *Vicar* zuzurufen, daß er ihm folgen möchte. In der That hatten sie ihre Stelle kaum verlas-

sen, als das ganze Terrain, auf dem sie gestanden hatten, und alle benachbarten Anhöhen, nach und nach einsanken, und mit Getöse in den Krater stürzten.

Ehe die Franzosen indessen die Unternehmung aufgaben, und traurig nach Neapel zurückkehrten, gingen sie noch ein Mal um die Mündung des Besuvs herum, und entdeckten einen langen, ziemlich ebenen, obgleich sehr steilen Abhang, der an den Mittelpunct führte. Ohne die Höhlungen, über die man hinweg mußte, zu untersuchen, stieg der Gesandtschaftssecretair, B. Debeer, in Begleitung eines Lazaroni, zuerst hinein, um den Weg zu versuchen. Ein Drittheil des Weges durch einen Strom von Asche, die seine Tritte unter ihm in Bewegung setzte, fortgezogen, fand er es doch möglich, an dem Rande einer 12 Fuß tiefen Höhlung zu fußen, über die er hinweg mußte. Erschröcken weigerte sich der Lazaroni Anfangs geradezu, weiter zu gehen; aber das Versprechen eines Doppelducaten besiegte ihn; er kreuzte sich sogleich am ganzen Leibe, rief die Mutter Maria und den heiligen Antonius von Padua an, und stürzte sich mit dem B. Debeer über die erste Höhlung hinab. Bald darauf fanden sie eine zweyte; da diese aber weniger tief war, als die erste, so kamen sie leichter darüber hinweg. Endlich gelangten sie, unter beständigem Stürzen von Lava, Asche und Steinen, an den Fuß des Kraters, und streckten ihre Arme mit Freudengeschrey nach den Uebrigen aus, die es mit Bravos von Vergnügen und Enthusiasmus erwiederten.

Der Ingenieur Houdouard folgte dem Bürger Debeer unverzüglich. Nachdem er denselben Hindernissen begegnete, und über die

selben gefährlichen Höhlungen weggesprungen war, kam er am Krater zu ihm. Hier warfen sie sich, beyde von der fast unvermeidlichen Schwierigkeit, wieder herauszusteigen, überzeugt, einander unwillkürlich in die Arme, wie zwey Freunde, die sich in der Nothwendigkeit befinden, ihr Leben auf einer wüsten Insel zu beschließen. Sie untersuchten sogleich, jedoch mit vorsichtigen Schritten, den ungeheueren Ofen, der noch an vielen Stellen raucht.

Der unerschrockene Bizar, der ihr Schicksal zu theilen lebhaft wünschte, rief ihnen zu, einer von ihnen möchte ihm über die beyden Höhlungen helfen. Da aber nicht sogleich jemand erschien, so stürzte er sich allein hinein, sprang über die beyden Höhlungen weg, und kam in einem Strome von Asche, Steinen und vulcanischen Materien bey ihnen an. Der Adjutant Dampierre, der Arzt Bagueris, Fresinet und Andras, Französische Reisende, und der Post-Inspector Moutin, folgten ihnen bald nach, und langten nach Ueberstehung derselben Gefahren an. Das Reaumur'sche Thermometer, das einzige Instrument, das sie besaßen, zeigte auf dem Gipfel des Vesups 12 Grade; die Luft war kalt und etwas feucht; im Krater stieg der Mercurius auf 16 Grade, und sie fühlten die sanfteste Temperatur.

Die Oberfläche des Ortes, der, von oben herab betrachtet, dem bloßen Auge ganz eben schien, zeigte, als sie ihn erreicht hatten, eine große, raube Fläche. Sie mußten beständig auf sehr poröser und fast durchaus harter Lava gehen, die aber doch an einigen Orten, besonders am Eingange, noch weich war, und sich unter ihren Füßen bog. Das Schauspiel, das ihnen

am stärksten auffiel, waren die Rauchwolken, die theils aus dem Schooße des Kraters, theils aus den innern Wänden des Berges, hervorstiegen. Dieser Rauchwolken waren ziemlich viele, und die Stoffe, die sie ausdünsteten, erhoben sich schnell. Bey der Ankunft im Krater wollten sich die Unternehmer vergewissern, ob diese Dünste schädlich wären; sie gingen hindurch, und athmeten sie zu verschiedenen Mahlen ein, fühlten aber dabey keine Beschwerde. An einer dieser Rauchwolken zeigte das Thermometer 54 Grade, an einer andern stieg es nur auf 22. Bey allen diesen Versuchen wurde das Instrument immer mit einem feuchten Stoffe bedeckt, den die freye Luft, und zwar ohne irgend eine Spur von Nachtheil, bald wieder zerstreute.

Auf der Oberfläche des Kraters bemerkten sie einen zur Hälfte mit einer großen Masse von Bimsstein bedeckten Punct, der in seinem ganzen Umfange eine starke Hitze verbreitete; doch stieg der, Anfangs an den Eingang, dann aber, so weit als das Terrain und die Hitze es erlaubte, weiter hinein gehaltene Thermometer nicht über 22 Grad; eine Sonderbarkeit, die sie in Erstaunen setzte, ohne daß sie sich dieselbe zu erklären vermochten.

Die vulcanischen Producte, die sie in dem ganzen Krater beobachteten, sind äußerst poröse Laven, die das Feuer an gewissen Orten in Schlacken verwandelt hat. Ihre Farbe ist dunkelbraun, zuweilen röthlich; selten findet man weiße. Die den Rauchwolken zunächst liegenden Stoffe sind ganz von Schwefel bedeckt oder durchdrungen. Letzteres Mineral findet sich ziemlich oft in einem Zustande von Opigenation. Seine Farbe ist zuweilen weiß, zuweilen gelblich; der starke

Eindruck aber, den er auf der Zunge zurückläßt, entdeckt seinen Zustand. Der erwähnte heiße Punct liefert dieselben Resultate.

Auch findet man basaltische Laven, aber in geringer Anzahl, und nur eine war von beträchtlichem Gewichte und schönem Glanze.

Im nördlichen Theile des Kraters befinden sich zwey große Spalten, davon eine 20, die andere aber ungefähr 15 Fuß tief ist. Der Gestalt nach gleichen sie einem umgestürzten Kegel; die Materien, die sie bekleiden, sind denen auf der übrigen Oberfläche gleich. Es steigt kein Rauch aus ihnen empor; auch fühlt man hier keine Wärme. Indessen zeigen einige schwefeliche Producte, daß die Stellen erst seit einiger Zeit zu brennen aufgehört haben.

Nach Endigung dieser wenigen Beobachtungen mußte man sich mit den Mitteln zur Rückkehr beschäftigen. In der That ist es weit schwerer, Höhen mit so beweglichen Stützpunkten zu erklettern, als über sie hinab zu kommen. Ueber dieß kann nur einer nach dem andern, und nur in langen Zwischenräumen, steigen, um nicht die, die ihm folgen, zu verschütten; denn jeder Fußtritt bringt plötzlich die Asche 30 Fuß ober- und unterhalb in Bewegung, so daß der Steigende bey jedem sechsten Schritte in einen Strom von Asche und Steinen kommt, der ihn unwillkürlich über einen steilen Abhang, so wie über alle Hügel, die ihn zuweilen umringen, fortreißt, wenn er nicht die Kraft hat, dem Strome Widerstand zu leisten.

Als unsere Franzosen bey den beyden Höhlungen ankamen, mußten sie auf die Schultern eines Mannes kriechen, der unten stand, und einen langen Stock, den ein anderer von oben her-

ab hielt, ergreifen, außer dem aber sich überall nur lose anhalten. Indessen erreichten sie, bey gehöriger Vorsicht, den Gipfel des *Besuv*, ohne bedeutenden Zufall; nur waren sie von Schweiß, Asche und Rauch bedeckt, und durch Anstrengungen erschöpft. Ihre sechs Gefährten, die nicht mit hinabgestiegen waren, empfingen sie mit Enthusiasmus, und reichten ihnen Erfrischungen, deren sie sehr bedurften.

Hat man eine große Schwierigkeit besiegt, so scheinen geringere unbedeutend. In weniger als 25 Minuten stiegen sie den *Besuv* hinab, und überzeugten sich, nach Untersuchung mehrerer Steine, von der Wahrheit der Beobachtung, daß der *Besuv* der einzige bekannte Vulcan ist, der aus seinem Schooße ursprüngliche Substanzen auswirft, ohne daß sie vom Feuer verändert worden wären, wie man sie noch jetzt in den Gruben findet.

Um halb 9 Uhr früh langten sie unter den Einwohnern von *Portici* an, die sehr darüber erstaunten, sie ohne den geringsten Unfall zurückkommen zu sehen. Ihr wohlschmeckendes Obst und ihr vortrefflicher Wein (*lacrimae Christi*) ließen sie bald ihre Ermüdung vergessen, und sie erreichten *Neapel* gesund und wohl, und mit eben dem Frohsinne, mit welchem sie es verlassen hatten.

Das Wampum der Wilden.

Das *Wampum* der Amerikanischen Wilden ist ein Gürtel von verschiedenen Farben; schwarz und weiß sind aber die gewöhnlichsten. Das erstere wird aus einer Art Venusmuschel, das andere aus Riesmuscheln gemacht; beyde

werden in Gestalt von länglichen Korallen verarbeitet und gebohrt, um auf lederne Riemen gereiht und zu Gürteln gebraucht zu werden.

Diese Gürtel dienen zu verschiedenen Zwecken. Bey einer Versammlung werden sie mit den gehaltenen Reden ausgegeben, und die Zahl der Reihen hat ihre eigene Bedeutung. Sie sind die Urkunden ihrer Vorträge. Wird ein Wampum zurück geschickt, so ist es ein Zeichen, daß man z. B. den Vergleich nicht annimmt, wobey er gegeben wurde.

Reaumur's Art, die Eyer ohne Hühner auszubrüten.

Herr von Reaumur wollte das Geheimniß der Aegypter entdecken, Eyer ohne Beyhülfe der Hennen auszubrüten. Nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es ihm endlich auf folgende Art damit.

Er ließ ein altes Faß in einen Stall oder eine Scheune setzen, und einige Körbe mit etwa 200 Ethern hinein hängen, darauf dieses Faß mit zwey Schichten Mist umgeben, und mit einem Deckel zumachen, der acht mit Korkestopfeln verwahrte Löcher hatte, durch deren Auf- und Zumachen die Wärme gemäßiget und vermehrt werden konnte. Sein Thermometer setzte er in die Mitte, um daran sehen zu können, ob die Hitze von dem gehörigen Grade sey. Die Eyer wurden auf diese Art fast alle ausgebrütet, und er hat vermittelst derer, die er vom ersten Tage an bis auf den letzten zerbrach, den Fortgang der Bildung des Kuchleins beobachtet und vortreflich beschrieben. Uebrigens verspricht er, auf diese Art

aus 45000 Eiern 30000 junge Hühner zu erhalten, und mithin das Geflügel ungemein zu vermehren, indem von 30 Hühnern kaum 6 gut brüten, und diese deßhalb 2 oder 3 Monath ohne zu legen zubringen. Die auf jene Art ausgebrüteten jungen Hühner werden keine Cluckhenne nöthig haben, wenn man ihnen nur, wie in Aegypten, einen Wärter gibt, der die Grade der Wärme zu ihrer Ausbrütung versteht, und sie zu gehöriger Zeit füttert. Reaumur's Gärtner verwaltete dieses Amt ohne Abbruch seiner Geschäfte. Den Grad der Wärme zu bestimmen, hat der Herr von Reaumur ein untrügliches und leicht zu verfertigendes Thermometer für die Bauern erfunden. Man legt nämlich auf den Boden eines Glases im Fasse eine Kugel, die halb von Butter halb von Fett ist. Wird sie hart, so ist die Wärme zu schwach, schmilzt sie, so muß man die Wärme durch die Oeffnungen des Deckels mäßigen.

Das Beinhaus bey Murten in der Schweiz.

In dem berühmten Gebäude von *Wais de Baud* — das *Beinhaus* genannt — werden die Gebeine der *Burgunder*, die, unter Anführung Herzog *Carls* des Kühnen, die *Schweizer* unterjochen wollten und hier fielen, zum ewigen Denkmahle der Schweizerischen Tapferkeit aufbehalten. Es ist ein schönes längliches Viereck, welches vor nicht gar langer Zeit auf Kosten der Städte *Bern* und *Freyburg* massiv erbauet worden ist. Die Länge beträgt ungefähr 17 und die Breite 6 Schritte. An den beyden län-

gern Seiten sind zwey, und an den schmälern nur ein eisernes Gitter in der Mauer angebracht, damit die Luft durchstreichen, und die durren Gebeine vor Fäulniß bewahren könne. Die Ueberbleibsel von 20000 oder 26000 Burgundern sind zwischen vier Mauern aufgehäuft, die etwa drey Fuß hoch sind, und von den äußeren Mauern so weit abstehen, daß zwar ein freyer Gang zwischen beyden übrig bleibt, man aber doch von außen durch die weiten Oeffnungen der Gitter hinanreichen, und die nächsten Gebeine berühren kann. Nicht leicht reiset hier jemand vorüber, der nicht irgend einen Rest der traurigen Schlachtopfer des rasenden Ehrgeizes Carls des Kühnen zum Andenken mitnähme. Durch diese beständig fortdauernden Entwendungen und das Verzehren der Luft und Feuchtigkeit, die in jedem Augenblicke Theile auflösen, sind die Gebeine der Burgunder, die der Ueberlieferung zu Folge bis an die innere Decke eines gleichgroßen Gebäudes vormahls emporstiegen, so sehr zusammengeschwunden, daß sie sich in Form eines spitz zusammenlaufenden Dachs nur noch einige Schuh über die steinerne Einfassung erheben, von welcher sie zusammen gehalten werden. So sehr sich aber auch der Haufe von Gebeinen vermindert hat, so ist er doch immer ein merkwürdiges und rührendes Denkmahl von der Tapferkeit der alten Helvetier, und von den schrecklichen Verwüstungen, welche die Raserey eines Einzigen in unzähligen Familien anrichten kann. An manchen Gebeinen sieht man noch die Spuren der ungeheuern Schlachtschwerter und Streitärzte, wodurch sie gespaltet wurden. Die noch übrigen Knochen sind durch die Länge der Zeit so ausgehörrt worden, daß, wenn man auch unter dem

Winde steht, oder an einzelne Knochen riecht, man nicht den geringsten Geruch spüren kann. Viele Knochen sind an gewissen Theilen so angefrissen, daß man den ganzen innern Bau derselben so gut beobachten kann, als wenn sie künstliche Präparate wären. Dieß innere Zellengewebe der Knochen ist nicht minder fein und bewundernswürdig, als das von den zartesten Blättern und Pflanzen, die man zwischen den Fingern zerreiben kann. Man liest an allen Seiten Inschriften, die, wie alle Inschriften von Männern auf Männer seyn sollten, kernhaft, ohne allen Prunk, ohne Prahlereyen oder Spott gegen die Ueberwundenen sind. Man könnte einen ganzen Tag zubringen, wenn man alle die Nahmen und Gedanken lesen wollte, die nicht nur an die Wände, sondern auch sogar an die Gebeine der Burgunder gekripelt sind.

Die umliegende Gegend schien recht zu einem Schlachtfelde und zum Schauplaze einer so fürchterlichen Niederlage, als Carl der Kühne 1476 hier litt, von der Natur bestimmt zu seyn. Carl hatte sich an dem ganzen Gestade des Sees gelagert, und das Schweizerische Heer, das kaum halb so stark als das Burgundische war, brach von den sanften Anhöhen, die sich in einiger Entfernung vom See erheben, mit unwiderstehlicher Gewalt in die feindlichen Scharen ein. Die Burgunder wurden bey Tausenden in den See gesprengt. Carl selbst war einer von den wenigen, welche ihre Pferde durch den See trugen. Einer Tradition zu Folge hing sich der Kammerdiener des Herzoges an den Schweif des Pferdes, und schwamm mit seinem Herrn glücklich dem entgegengesetzten Ufer zu. Als aber Carl noch ein Mahl umblickte, und sein

ganzes Heer, womit er die Schweiz zu unterjochen gedacht hatte, zerstreuet, in den Staub gestreckt, oder im See umkommen sah, zog er wüthend ein Pistol hervor, und erschoss seinen treuen Diener, als einen Elenden, der nicht werth sey, so viele tausend tapfere Krieger zu überleben.

Das Kalumet der Wilden.

Das Kalumet ist bey den Amerikanischen Wilden eine Tobakspfeife, die weit größer ist, als die, woraus sie gewöhnlich rauchen; sie wird von Marmor oder Thon gefertigt, und ist entweder roth, weiß, oder schwarz; die rothen aber werden am meisten geschätzt. Das Rohr ist aus starkem Holze gemacht, ungefähr fünftehalb Fuß lang, mit Federn von allerley Farben verziert, und mit vielen Flechten von Weiberhaar in verschiedenen Gestalten durchwebt. Der Kopf ist schön polirt, und es sind zwey Flügel daran befestigt, die ihm das Ansehen eines Mercurstaves geben.

Das Kalumet ist das Symbol des Friedens, und die Wilden halten es so hoch in Ehren, daß die Verletzung eines Vergleiches, wobey man es gebraucht hat, ihrer Meinung nach, die unglücklichsten Folgen nach sich ziehen würde.

Die Targue in Frankreich.

In den Häfen der Französischen Küste am mittelländischen Meere, ist die Targue eine vortreffliche Schule für Gewandtheit im Schwimmen, und besonders für den Pöbel ein sehr be-

lustigendes Schauspiel. Man legt eine Segelstange quer über ein Schiff; sie wird mit Fett bestrichen, und an ihrem Ende ist der Preis befestiget. Derjenige, der ihn erlangen will, muß mit bloßen Füßen, und ohne alle andere Bekleidung, als eine leinene Hose, über die runde, schlüpfrige Stange gehen, und das Ende berühren. Die Anzahl der Seeleute, die sich zu diesem Spiele einschreiben lassen, ist immer ansehnlich. Eine unendliche Menge Menschen besetzt das Ufer oder tausend Rähne. Die Streiter erscheinen in ihrer Kampffleidung, thun einen, zwey Schritte, wanken einige Augenblicke, und fallen dann ins Meer; sie sinken unter, kommen zwanzig Schritte davon wieder zum Vorscheine, steigen auf die erste beste Schaluppe, die sie erreichen können, und fangen den mißlungenen Gang von vorne wieder an. Nach und nach verliert sich das Fett, der Körper erhält sich mehr in dem Gleichgewichte, und so wird der Preis errungen. Unaufhörliches Zurufen und Handeklatschen, das von dem Wiederhaller der Wasserbucht verdoppelt wird, ehrt den Ueberwinder, und sein Nahme wird ausgerufen.

Sechsfingerige Zwillingbrüder.

Zu Neuendorf, unterhalb Fürstenstein in Schlesien, gebar vor kurzem eine Bäuerinn Zwillingssöhne, deren jeder an jeder Hand 6 Finger und an jedem Fuße 6 Zehen hatte. (Berlinische Nachrichten, vom 5ten Febr. 1801.)

Die Eishöhle bey Scelicze.

Die Graffschaft Thorna, am Fuße des Carpathischen Gebirges, hat ihren Nahmen von einem Schlosse gleiches Namens, und ist von engem Bezirke, aber sehr bergig. Einer von den merkwürdigsten Bergen dieser Gegend ist derjenige, der sich zwischen den Flecken Scelicze und Borsua erhebt, und sich zwar nicht durch seine Größe, aber desto mehr durch seine Gestalt auszeichnet, und durch die darin befindliche Höhle, welche von dem dabey liegenden Flecken Scelicze ihren Nahmen hat. Die Gegend ist im Ganzen sehr rauh und unfruchtbar; sie besteht meist aus Hügeln und Wäldern, und hat immer raube und kalte Luft; starke und fast beständige Südwinde, die von dem beschneyeten und hohen Carpathischen Gebirge von Mitternacht her zurückgetrieben werden, machen sie so unfreundlich, daß sie auch, wenn es in der ganzen übrigen Landschaft sehr warm wird, für Mücken und Fliegen zu kalt bleibt.

Die Deffnung der Höhle ist eine weite nach Süden gefehrte Kluft, achtzehn Klafter hoch und neun Klafter breit; folglich weit genug, die Südwinde aufzufangen und einzunehmen. Die verborgenen Felsengänge, in welche sich die Höhle ausbreitet, erstrecken sich gegen Mittag. Das Wunderbare bey dieser Höhle ist, daß in ihrem Innern die Luft lau und warm ist, wenn außen die strengste Winterkälte wüthet; eiskalt aber ist sie, wenn die Sonne am heißesten brennt. So bald bey eintretendem Frühlinge der Schnee schmilzt, schwiszt aus der inneren Wölbung der Höhle, da, wo die äußere Fläche des Felsen der

Mit-

Mittagssonne ausgefetzt ist, ein lauterer Wasser, das hier und da herabträufelt; dieses wird durch die Kälte innerhalb der Höhle zu Eis, woran Zapfen so dick wie große Fässer herabhängen, sich in Nester ausbreiten, und seltsame Gestalten bilden. Auch das von den Zapfen auf die sandige Erde herabträufelnde Wasser gefriert unglaublich schnell; daher sind nicht nur die oberen, aus sehr festen Felsen bestehenden Wände, sondern auch der Boden der Höhle, mit häufigem und glänzendem Eise bedeckt, welches der Höhle ein Ansehen gibt, als wenn sie mit Krystallen ausgekleidet wäre.

Ein so seltener Anblick rührt die Hereintretenden um so mehr, je weiter sich die Höhle ausbreitet, und je tiefer sie sich senkt. So weit man hineinkommen kann, ist sie fünfzig Klafter tief und sechs und zwanzig breit. Die Höhlen der verschiedenen Abtheilungen sind wegen der ungleichen Felsenbogen nicht von einer Größe. Die Tiefe der Höhle ist wegen der jähen Kluff, die hinunter führt, nicht untersucht worden; denn es wolle es niemand wagen, über das Glatteis hinabzuklimmen. Es ist schon beschwerlich, auf den ausgehauenen Stufen, den bereits untersuchten Theil der Höhle zu besichtigen.

Wenn man ein stark geladenes Gewehr losbrennt, so schallt der Knall viele Minuten lang, bald hier bald da, entsetzlich wieder; woraus man schließen kann, daß sich das Gewölbe noch weiter in die Tiefe ausbreitet, und nach allen Seiten fortstreichende Gänge hat. Mit einem Senkbley kann man hier nicht messen, weil die Höhle nicht senkrecht, sondern unter vielen Krümmungen hinabgeht.

Nur im Sommer ist die Höhle voll Eis, und je stärker die Sonnenhize ist, desto häufiger ist dasselbe. So bald der Frühling eintritt, hört die Luft in der Höhle auf lau zu seyn, wie sie es im Winter gewesen ist, und je weiter der Sommer herannahet, desto heftiger wird die Kälte, und sie nimmt immer mehr überhand, je heißer es von außen wird. Im heißesten Sommer und in den Hundstagen ist inwendig alles voll Eis; alsdann gefriert das herabträufelnde Wasser so schnell, daß da, wo heute nur schwache Zapfen hingen, den Tag darauf große Massen, wie Tonnen, oder dem Einsturze drohende Felsenstücke zu sehen sind.

Hier und da, wo das Wasser an den Seiten der Höhle herabfließt, sieht man seltsame Ueberzüge von E isrinden, die, wie nach der Kunst, als Tapeten gemacht, erscheinen. Uebrigens hängt das Eis nach eben dem Verhältnisse unter sich zusammen, nach welchem das Wetter außen abwechselte. Denn wenn die Hize lange anhält und heftig ist, so befindet sich mehr Eis an den Zapfen und am Boden der Höhle; wird die Wärme von den Südwinden oder von den Regengüssen gemäßigt, so gefriert das Wasser langsamer, und das Eis schmilzt so stark, daß es kleine Bäche von sich fließen läßt. Bey erneuerter Hize gefriert es aber wieder. Einige haben die Bemerkung gemacht, daß die Veränderungen in der Höhle den Wechsel der Witterung so gut anzeigen, als ein Wetterglas.

Es enthält diese Höhle so viel von dem durchsichtigsten Eise, daß sechs hundert Wagen, mit vier Pferden bespannt, in einer Woche es nicht wegführen könnten. Wenn die Landleute in der benachbarten Gegend mit ihrer Feldarbeit beschäftigt sind; so nehmen sie das Eis aus der Höhle,

und fühlen damit das laue Brunnwasser ab, oder schmelzen es an der Sonne, um es zu trinken, welches sie für gesund halten.

Hier und da in der Höhle sind Orter, wo der Grad der Kälte verschieden ist. Von außen ist der Eingang sehr angenehm, denn es kommt einem ein angenehmes Lüfchen, wie ein Hundstagswind entgegen. Ist man einige Schritte fortgegangen, so überläuft einem ein Schauer; und wenn man noch weiter geht, zittert man vor Frost. In der Tiefe ist vollends eine Winterkälte; denn je weiter man hineinkommt, je kälter wird es. Auf dem Rückwege findet natürlich das Gegentheil Statt. Nach verflossenen Hundstagen, wenn der Sommer in den Herbst übergeht, richtet sich die Höhle wieder nach der äußeren Luft. Die ersten Monathe, wenn die Nächte kalt werden, fängt das Eis, da die äußere Luft nach und nach kühler wird, und die Flüsse gefrieren, hier aufzutauen an, als ob man es ans Feuer brächte, und bey eintretendem Winter wird die Höhle völlig trocken, ohne daß man Merkmahle vom Eise fände; alsdann ist die ganze Höhle gelinde warm, und das Ungeziefer und andere Thiere, welche die Kälte nicht vertragen können, nehmen in diese vorige Eisgrube ihre Zuflucht. Man trifft alsdann Schwärme von Fliegen und Mücken, Fledermäuse und Nachteulen, auch Hasen und Füchse in ihr an, bis sie wieder bey angehendem Frühlinge voll Eis wird.

Die Zeltsteuer der Juden in der Türkey.

Im vorigen Jahrhunderte geriethen einige Juden in Constantinopel mit verschiedenen Türken daselbst in einen Streit über das zukünftige Leben. Die ersteren behaupteten, ihre Nation wäre die einzige, welche an jenem Tage zum Besitze des Paradieses gelangen würde; worauf die Türken fragten: „Wenn diesem, eurer Meinung nach, so ist, so sagt uns doch, wo werden wir denn bleiben?“ Die Juden hatten die Dreistigkeit nicht, zu sagen, daß die Türken gänzlich davon ausgeschlossen seyn würden, sondern antworteten nur: Ihr werdet euern Platz außer den Grenzen des Paradieses bekommen, und von ferne unserer Glückseligkeit zusehen. Dieser sonderbare Streit kam vor den Großvezier, welcher, da er bey dem geringsten Vorwande die Juden mit mehreren Abgaben zu drücken suchte, diese Gelegenheit ergriff, und sagte: weil denn diese S. uns unsern Aufenthalt außer den Mauern des Paradieses anweisen, so ist es billig, daß sie uns mit Gezelten versorgen, damit wir nicht unter freyem Himmel liegen müssen. Zu gleicher Zeit befahler, daß die Juden im ganzen Türkischen Reiche, über den gewöhnlichen Tribut, noch jährlich eine Summe zur Bestreitung der Kosten für die Gezelte des Großsultans aufbringen sollten, und diese Abgabe müssen sie noch bis auf den heutigen Tag bezahlen.

Der Rhein zwischen Mainz und Coblenz.

(Aus einem Briefe.)

Ich versprach mir viel Vergnügen von der berühmten Rheinfahrt zwischen Mainz und Coblenz; aber, was ich auf dieser entzückenden Reise empfunden und genossen habe, hat alle meine Erwartungen übertroffen. Ich bin in keiner geringen Verlegenheit, wie ich Ihnen, Freund! unbeschreibliche Dinge beschreiben soll. In Sachsen und Schlesien, Brabant und Flandern, habe ich manche mahlerisch-schöne Gegenden gesehen, aber deren keine hält den Vergleich aus mit dem ganz eigenthümlichen Zauber dieser Rheinufer.

Ich begann mit meinem Gesellschafter die Abreise von Mainz auf die gewöhnliche, wenig kostspielige Art, mit einer verdungenen Yacht. Dieß so genannte Rheinschiff ist mit Rudern bemannet, und hat ein Verdeck, welches oben mit einer Gallerie umgeben ist. Man hält sich, nach Belieben, entweder unter dem Verdecke auf, wo man vor Unwetter vollkommen in Schutz ist, und durch die Fenster doch um sich sehen kann; oder man geht an einem so heitern Tage, wie der heutige war, oben auf die Gallerie, und ist ganz im Freyen. Stromabwärts geht die Fahrt äußerst rasch, und man kann, wenn man will, die ganze Reise bis Coblenz in 14 Stunden vollenden haben. Wir führen indessen absichtlich nicht so ununterbrochen fort; sondern haben uns die Erlaubniß bevorwortet, und in der Fracht mit einbedungen, zur Auffuchung der Sehenswürdigkeiten längs den beyden Ufern landen zu dürfen,

so oft, und wo es uns belieben werde. Dieß ist auch schlechterdings nöthig, wenn man nicht den Rhein hinab fliegen und manches Merkwürdige ungesehen lassen will.

In den ersten Stunden schwimmt man zwischen den fruchtbaren Ufern des paradiesischen Rheingau's auf der breiten Fläche des eilfertigen Stromes dahin. Man ergeht sich an den schattigen wohl angebaueten Inseln, welche der sich theilende mächtige Rhein umschlingt, und an den grünen Wiesen und reichen Kornfeldern seiner beyden Ufer. Dann erhebt sich die Ebene allzjemach immer mehr zu einem ungeheuern Amphitheater. Aus tiefer Ferne schimmert die herrliche Cultur dieser sanften Anhöhen in ihren mannigfaltigen Mischungen von Grün angenehm daher. Zur Linken blickt man die königliche Landschaft bey'm Städtchen Ingelsheim, die schon vor einem Jahrtausende für Kaiser Carl den Großen so ungewöhnliche Reize hatte, daß er sich daselbst den überaus prächtigen Palast erbauete, dessen Lage und Bruchstücke noch jetzt Achtung für Carl's Geschmack einflößen. Zur Rechten blickt die erhabene, durch ihren Göttertrank so berühmte Probstei Johannisberg von ihrem Wohnhügel herab; und rund umher liegen nahe und fern blühende Städtchen, Dörfer und Landitze wie hingesaet.

Da wir uns Bingen näherten, erhöheten sich die Ufer allmählich, und eine zusammenhängende Kette von fruchtbaren Bergen zu beyden Seiten umgab uns. Jetzt schwinden Wiesen und Kornfelder, und das Reich des epheubefränzten Weingottes beginnt. Die Bergabhänge des rechten Ufers mit Reben geziert, und die Erdbabsätze, deren einer immer höher ist als der andere, bit-

den bey Rudesheim einen schönen Halbzirkel.

Diesem Dorfe schräg gegenüber liegt Bingen, eine uralte Stadt, deren schon Tacitus erwähnt. Der Rhein wird hier in mehr als einer Hinsicht merkwürdig. Er fängt hier seinen zu beyden Seiten von hohen Gebirgsufern eingeeengten Gang an, welche Schranken ihn erst bey Coblenz wieder verlassen. Mitten in seinen Fluthen steht unweit der Stadt auf einem unter der Wasserfläche verborgenen Felsen der eben so feste als verrufene Mausethurm, der schon seit vielen Jahrhunderten den gegen ihn tobenden Wellen des Rheinstromes Troß biethet. Eigentlich heißt er Mauth-, das ist Zollthurm; denn seine Bestimmung war unstreitig, in Verbindung mit der ihm gegenüber liegenden Feste Ehrenfels, auf welcher noch jetzt die Zollgerechtigkeit hastet, die Schiffe zur Erlegung eines Rheinzolles zu zwingen, der dem Domcapitul zu Mainz alljährlich 30,000 Gulden einbrachte; eine Summe, die in den frühern Jahrhunderten sehr bedeutend war. Vielleicht fanden die Handelnden den hiesigen Zoll unverhältnißmäßig und gar zu drückend, und gaben in dieser Rücksicht jenem Mauththurme mitten im Rheine, der sie zwang, den Zoll zu erlegen, mithin ihre Schiffe gleichsam bemaufete, den Spottnahmen Mausethurm.

Bey dieser Rheinwarte ist unweit der Stadt, da, wo sich die Nahe in den Rhein ergießt, das so genannte Bingerloch, dieser merkwürdige Rheinfall, der vormahls der Schiffahrt so hinderlich und gefahrvoll war, und noch jetzt denen, welche zum ersten Male zwischen ihm hinfahren, ein unwillkürliches Schaudern ent-

Loch. Eine quer über dem Bette des Stroms verborgen liegende Felsenkette bildet nämlich in dieser Gegend einen schwer zu räumenden Damm, welcher den mächtigen Rhein, wenn er nicht gar zu groß ist, hier gewaltsam anschwilt, so daß seine schäumenden Fluthen mit einem fürchterlichen Geräusche über den Damm hinabstürzen, und sich über die scharfen Hervorragungen des felsigten Rheintales in mehreren kleinen Strudeln fortwälzen. Gegen das rechte Ufer zu ist in diesen natürlichen Felsendamme nach und nach mit vieler Mühe eine für die Schiff-Fahrt notwendige tiefe Oeffnungen gesprengt worden, durch welche jedes Schiff, das nicht verunglücken will, gerade hindurch muß. Diese 50 Schritt breite Oeffnung in dem hier weggeräumten Damme wird das Bingerloch genannt. So lange sie in den frühern Jahrhunderten noch nicht tief und breit genug war, und so lange hier und da scharfe felsigte Hervorragungen im Flußbette zurückblieben, mußte sie, vorzüglich bey kleinem Wasser, den Schiffern allerdings noch sehr fürchtbar seyn; jetzt aber ist sie ohne Grund, und bloß durch die Vergangenheit, noch übel berüchtigt. Zwar bleibt die Durchfahrt durch dieses Loch immer sehr grausenvoll; denn die, auch bey einer völligen Windstille, sich thürmenden Wellen, mit welchen sich ein großer Theil des Wassers brausend über jenen unsichtbaren Felsendamme hinabstürzt — der alles mit sich fortreißende Strom, der sich mit dem Schiffe vogelschnell durch das Bingerloch hindurchdrängt — die an beyden Ufern hoch aufgethürmten Gebirge und Felsenmassen, die den Horizont verfinstern und gleichsam einen großen Trichter bilden, in welchen man mit dem Schiffe eilfertig hineinragt — und endlich das scheinbar

gegründeten Vorgeben, als ob hier ein unterirdischer Schlund das Wasser verschlinge, unter der Erde fortführe, und bey St. Goar, wo ein ähnlicher Rheinstrudel ist, wieder ausspene — dieß zusammen verursacht freylich beym Durchfliegen durch das Bingerloch ein Emporstreben der Hoare. Indessen ist die Gefahr, welche unter gewissen Umständen damit verbunden seyn mag, in der That nur gering. Das oberhalb trichterförmig zusammenströmende Wasser zeigt den rechten Weg zum unsichtbaren Loche von selbst; der Steuermann hat auf nichts seine Aufmerksamkeit zu richten, als daß er sein Schiff in einer gerade fortlauenden Richtung erhält. Bloß auf großen Floßhölzen und schwer beladenen Schiffen wird bey niedrigen Wasser durch diese Durchfahrt ein vorzüglich erfahrener — immer aber ein verständiger, nüchterner Steuermann erfordert.

Ungrachtet die unterbrochenen Gebirgsketten, zwischen welchen sich der Rhein, von Bingen an, fortschlängelt, die Aussicht begrenzen, und den Strom oft ganz zusammenengen; so zerstreuet doch die Fahrt zwischen ihnen hin immerfort höchst angenehm, und ist nichts weniger als eiförmig. Oft schien es mir, als ob die steilen Felsen an beyden Ufern in der Urzeit je einmahl eine zusammenhangende Masse gewesen wären, in irgend einer gewaltsamen Revolution des Erdballs aber von einander gerissen wurden, und dem jetzigen Strome seinen gemessenen Gang anwiesen.

Allenthalben, wo zwischen dem Rheine und seinem hohen Ufer eine schmale bewohnbare Fläche ist, da reihen sich an einander lachende Uferdörfer und Städte voll blühenden Wohl-

standes, oder Ritterfeste und Raubschlösser in prächtigen Ruinen. Hier und da hangen Warttürme, auf den Gipfeln der Berge und hervorspringenden Felsklippen erbauet, drohend über den Strom, dessen Ufer sie bekrönen, und in dessen Spiegelfläche sie sich mahlerisch verdoppeln.

Es war an einem Sonntage, da ich zwischen diesen romantischen Trümmern aus der Vorzeit sanft hinunterschwamm. Die zahlreichen Glocken der Uferstädte und Dörfer ertönten von allen Seiten, und das Gebirge gab ihren melodischen Schall über der stillen Wasserfläche im vielfachen Echo auf eine unglaublich feyerliche Art zurück. Zwischendurch hörten wir die geistlichen Gesänge der andächtigen Reisenden, welche in mehreren vor uns vorbeihenden Bötten und Schiffen zu vierzig Personen nach einem Wallfahrtsorte ihre heilige Lustpartie machten. Dieses alles, und besonders die feyerlichen Melodien der Andächtigen, die hier auf dem Wasser schwimmend auf eine so ungewöhnliche Art ihren Gottesdienst halten, war mir so ganz neu, und so unbeschreiblich feyerlich, daß ich, ohne zu wissen, wie, bis zu stillen Freudenthränen gerührt ward. Meinen Begleitern ging es nicht anders, niemand sprach ein Wort; selbst die Ruderer legten ihre Patschbülzer nieder, alles in unwillkürlicher Stille horchte auf die feyerlichen Töne aus der Nähe und Ferne. Das Ganze wirkte hinreißend auf jede gefühlvolle Seele.

Unstreitig eine der reizvollsten Ansichten gewährt hier der Rhein oberhalb Bacharach, da, wo man dieses Städtchen im Hintergrunde hat. Die freundlichen Dörfer Lorch, Lorchhausen, Heimbach und Bibach schlängeln sich mit ihren vormahligen Befestigun-

gen und thurmreichen Mauern längs den Ufern ziemlich dahin. Ueber ihnen prangen in verschiedenen Abstufungen die grünen Weinpflanzungen selbst an den abhängigsten Bergen, und hier und da, wo sie zu steil sind, schimmert der nackte Felsen durch. Von den Gipfeln der Felsenkolosse blicken Grausen erregend die Reste der Ritterzeiten herab. Den Strom entlang schwimmt von Zeit zu Zeit eine angenehme, grüne Insel; eine Menge auf- und abfahrender Schiffe, Yachten und Rähne, in eifertiger Thätigkeit, verkleinern sich im Hintergrunde der klaren Wasserfläche bis zu bloßen kaum sichtbaren Punkten. Unterhalb des Rheins, der hier einem Land-Meere gleicht, blickt aus uiefer Ferne das amphitheatralisch erbauete Städtchen B a c h a r a c h mit seinen thurmreichen Mauern und Ruinen daher. Allenthalben aber sieht man sich eingeschlossen von Gebirgen; man glaubt in der Tiefe eines langen, mit Wasser überschwemmten Thals zu seyn, aus welchem die hohen Ufer rund umher dem Schiffe nirgend einen Ausgang gestatten.

Bey dem E h u r p f ä l z i s c h e n St ä d t c h e n B a c h a r a c h wird ein vortrefflicher Muscatellerwein gewonnen. Schon dem Aeneas Sylvius — Papst Pius dem Zweyten — behagte er so wohl, daß er sich alljährlich ein Fäßchen davon nach Rom kommen ließ. Die hiesigen Berge, welche dieß beliebte Erzeugniß hervorbringen, haben einen Boden, dem viele Theile von Schieferstein eingemischt sind, und enthalten Steinkohlen. Ersterer verstärkt, zu Gunsten des hiesigen Weinbaues, die kochenden Sonnenstrahlen, und beydes zusammen soll der Traube vorzüglich den angenehmen Geruch und den Wohlgeschmack geben.

Dieser hier wachsende edle Wein — der indessen jetzt zu seinem Nachtheile etwas ausgearbeitet seyn soll — veranlaßte die in den ersten christlichen Jahrhunderten hier hausenden Römer, ihrem Weingotte hier einen Altar zu errichten. Dieser *Bachusaltar* — *Bachiara* — dem, wie man allgemein behauptet, *Bacharach* den Namen verdankt, ist noch diese Stunde vorhanden, und jedem Rheinschiffer unter diesem Namen bekannt. Er besteht aus einem großen viereckigten Felsenstücke, das eine wagerechte Oberfläche hat, und unweit der Stadt mitten im Rheine, zwischen seinem rechten Ufer und der *Heiles-Insel*, liegt. Er ist aber gewöhnlich vom Strome überschwemmt, und nur dann, wenn der Rhein außerordentlich klein ist, ragt er über dessen Oberfläche hervor. In diesem Jahrhunderte war es erst drey Mahl der Fall, nämlich in den Jahren 1719, 1750 und 1783. Auf dem Steine sollen verschiedene Buchstaben eingehauen seyn. Mit eigenen Augen habe ich mich indessen weder von ihrem Daseyn überhaupt, noch davon überzeugen können, daß der Inhalt dieser nicht mehr völlig leserlichen Inschrift auf die ehemahligen Römischen Opferverrichtungen Bezug habe; denn das Wasser ist heuer viel zu groß. Die hiesigen Einwohner sehen den Altar sehr gern zum Vorschein kommen; denn die Erfahrung hat gelehrt, daß dann jedes Mahl ein vorzüglich gutes Weinjahr ist. Vielleicht liegt eben hierin die Ursache, warum die Römer gerade diesen oft unter der Rheinfläche verborgenen Felsen zum Opferplatze für ihren *Bachus* erwählten.

Ueber die Stadt *Bacharach* liegt die ursprünglich von den Römern erbauete, und nach

her von den Hunnen eroberte feste Burg Staleck, deren Thurmmauern zum Theile 14 Fuß dick sind. Die mit 16 Thürmen verzierte und befestigte Ringmauer der Stadt schließt sich an die auf dem Berggipfel gelegene Burg Staleck an, und letztere beschützt Bacharach, und beherrscht den Rhein. Hier wird der stärkste Pfälzische Rheinzoll erhoben.

Ehurfürst Carl Theodor hat im Jahre 1754 mit großen Kosten von Bacharach aus durch das Thal und dann den Berg hinauf, eine Kunststraße über Simmore, quer über den Hundsrück bis an die Mosel nach Berncastell, anlegen lassen; nachdem vor achtzehn hundert Jahren schon die Römer eine jetzt freylich verfallene Heerstraße, wovon man noch Spuren findet, quer über den Hundsrück angelegt hatten.

Ich befand mich auf der Fahrt, mit welcher ich nach Coblenz reisete, unter andern auch in der Gesellschaft eines geschickten Landschaftszeichners, der jede vorzüglich mahlerische Gegend, welche ihm auf seinen Reisen durch Frankreich, England und Deutschland aufgestoßen war, auf der Stelle in seine Landschaftensammlung, die er bey sich führte, eingetragen hatte. Sein Bleystift und seine Augen waren hier in einer fast ununterbrochenen Thätigkeit. Kaum war er mit Eintragung einer Ansicht in sein Buch fertig geworden, so eröffnete sich schon wieder eine andere, wo möglich noch schönere Gegend. Die bezauberndste von allen ist vielleicht die gegen Oberwesel. Sie allein ist einer Wallfahrt nach Coblenz werth. Auch hier gleicht das Ganze wieder einem länglich runden See, den thurmhohe Felsen umkränzen, und aus

dessen excentrischem Mittelpuncte das siebenthürmige Feenschloß Pfalzgrafenstein, gemeinlich die Pfalz genannt — auf eine höchst romantische Art mitten aus der breiten Rheinfläche hervorragt, und in seinem blendenden Weiß freundlich daherblickt. Dieses schöne, feste Schloß ist in Gestalt eines regelmäßig länglichen Sechsecks in der Mitte des Stroms, auf einem unerschütterlichen Felsengrunde von Quadersteinen, so dauerhaft erbauet, daß es der Gewalt des immer reißenden Stroms nicht nur, sondern auch selbst im Winter dem heftigsten Eisgange Troz biethet.

Da man, wenn der Rhein nicht sehr klein ist, von dem Felsengrunde nichts sieht, worauf dieß Schloß erbauet ist, so scheint dasselbe im eigentlichsten Sinne, vielleicht auf das Geheiß irgend eines Zauberstabes, aus dem Flusse hervorgewachsen zu seyn, dessen heftige Fluthen sich oberhalb schäumend an ihm brechen, und es dann zu beyden Seiten gleich sehr umströmen, und dessen Spiegelfläche unterwärts das Bild des schönen Zauber Schlosses dem Auge des Vorüberfahrenden verkehrt zurückwirft. Dieser höchst ungewöhnliche Standpunct eines Gebäudes, das, bey seiner durchaus eigenthümlichen Gestalt und Bauart, statt der Fenster von Außen nur Schießscharten zeigt, — seine sechs Thürmchen an den sechs Ecken, aus deren Mitte ein siebenter, wie das Oberhaupt, prächtig hervorragt — ferner seine blendend weiße Farbe; die gegen das schwarze Schieferdach der Thürme und gegen die umliegende, aus Weinbergen, Waldungen und schieferartigen Felsen zusammengesetzte Gebirgslandschaft schön und auffallend absteicht — und endlich die daran grenzenden Ufer-Städtchen

Kaub und Oberwesel, welche in Verbindung mit den nachbarlichen Dörfern, und den hoch erhabenen, zerstörten und unzerstörten Burgschlössern, den schiffreichen Rhein noch lebhafter machen; — das alles zusammen macht die wunderschöne Aussicht hier einzig in ihrer Art.

Es fehlt gänzlich an glaubwürdigen Nachrichten von dem Ursprunge dieser dem Pfälzischen Städtchen Kaub gegenüber liegenden Feste Pfalz, und der eigentlichen Zeit ihrer Erbauung. Wahrscheinlich war hier Anfangs nur eine Warte, welche nachmahls in eine Feste verwandelt wurde, deren zwölf kleine Stücke und Invaliden-Besatzung dem hiesigen Rheinzolle zum Schutze diente. Diese 24 Mann Besatzungs-Truppen pflegen durch das Anziehen einer Glocke die vorbeifahrenden Schiffer an die Berichtigung des Zolles zu erinnern, und stehen unter dem Commandanten der benachbarten uralten Bergfestung Gutenfels. Trinkwasser erhält die Besatzung des Schlosses Pfalz aus dessen merkwürdigem Brunnen, welcher mitten im Rheine durch die dicken Felsenmassen gehauen ist, worauf das Schloß steht. Das sehr gute Wasser dieses Brunnens steht mit dem Rheinwasser in keiner Verbindung, sondern quillt aus einer Quelle herauf, welche tief unter dem Rheine aufgesucht ist. Wer in dieses sonderbare Schloß ohne sichtbare Thür und Fenster hinein will, muß mit einem Fahrzeuge zu Wasser nach einer gewissen Gegend dicht an dasselbe hinanfahen, wo dann über ihm die Besatzung eine Fallthür eröffnet, und Anstalten zum Hinaufbefördern trifft. In der Nähe bey dem Städtchen Kaub liegt die Pfälzische

Bergfeste **Gutenfels**, welche dieß Rheinschloß commandirt.

Ungeachtet die felsigten Ufer des Rheins hier fast überall steil sind, so hat sie doch der unermüdete Fleiß der Einwohner da, wo es thunlich war, urbar gemacht, und mit Reben bepflanzt. Wo auch nur eine Felsenspitze im sonstigen Plätzchen hervorragte, da ward sie zum Anbaue des edlen Rebensaftes benutzt. Fleißige Hände sprengten und ebneten sich einen Weg zu ihr hinauf. War sie zu nackt, um einem Weinstocke Haltung und Nahrung zu geben, so trug man mit vieler Unverdrossenheit die erforderliche Erde dahin, um gleichsam die Blöße der Natur zuzudecken, deren Milde und Dankbarkeit man nicht vergeblich auf die Probe stellte. Es ist außerordentlich, wie sehr die ohnehin schon mannigfaltigen Reize der schönen Natur auch durch dergleichen sichtbare Cultur des Bodens hier und da vermehrt worden sind.

Wir landeten in der Vorstadt des am rechten Ufer des Rheins gelegenen Städtchens **Raub**, das sich in das Thal hinabzieht, und hatten uns zu lange daselbst verweilt. Es war schon im Zwischenlichte eines der schönsten Sommerabende, da wir von den prächtigen Thürmen des Schlosses **Gutenfels** vorbey, und zwischen den andern Ueberbleibseln aus jenen unglücklichen Fehdezeiten hinführen, wo das Recht des Stärkern das Rauben zum privilegirten Handwerke gemacht hatte, und wo man, wie leider bis auf diesen Tag noch zu geschehen pflegt, nur die kleinen Diebe zwischen Himmel und Erde schweben ließ. Die Sonne hatte ihre Strahlen dem Rheinthale vor dem hohen Gebirge schon längst nicht mehr mittheilen können, und ein schauerliches

liches Halbdunkel umhüllte schon jeden Gegenstand unseres Gesichtskreises. Furchtbar hingen Klippenhervorragungen mächtiger Felsen über das Bett des Flusses hin; und noch furchtbarer droheten Burgruinen, auf uns herabzustürzen. Die Phantasie, der man immer so gern, und oft so unweise, den Ziegel schießen läßt, schwärzte sich lebhaft in die Zeiten eines Hols von Berlin und eines der hiesigen Gegend gehauseten Fust von Stromberg zurück. Ich erblickte dessen Knappen auf des Schöpfes Limmern, und hörte ihren Ruf, als ob er aus den Gebirgsklüften hervorginge. Und doch war es nur ein müthwilliges Echo, daß jedes unserer Worte an den Klippen und Felsenwänden spukhaft nachplauderte.

Wir fuhren auf unserer Nacht des nächsten Tages — an einem höchst angenehmen Sommermorgen — weiter. Dieser versprach uns abermahl einen so heitern Tag, als wir gerade haben mußten, um die Annehmlichkeiten und Freuden unserer Rheinfahrt hierher vollzählig zu genießen. Nach unserer Meinung begannen wir unser heutiges Tagewerk sehr früh; und doch fanden wir den ganzen Rhein schon lebhaft von Schiffen.

Die Schiffe, welche den Rhein aufwärts gehen, werden, des heftigen Stromes wegen sämmtlich gezogen, gesetzt auch, sie gingen ledig hinauf. Die Pferde, welche dieses Geschäft zu verrichten pflegen, stehen längs dem Rheine stationsweise dazu in Bereitschaft. In dieser Absicht ist zwischen dem hohen steilen Felsenufer und dem Strome selbst entweder auf der einen oder der anderen Seite, selten aber an beiden Ufern zugleich — eine schmale Uferstraße über den unebenen felsigten Boden für die ziehenden Pferde gesprengt und geebnet

worden. Die Pferde werden eines hinter das andere gespannt, und zwey bis sechs Stücke sind hinreichend, ein einzelnes Schiff zu transportiren. So oft einem solchen Schiffe ein anderes begegnet; welches mit dem Strome fährt, so muß jenes das an dem Mastbaume befestigte Seil, woran die Pferde ziehen, unter das Wasser herabsinken, und das letztere darüber wegrudern lassen.

Zwischen dem Hessenkasselschen Städtchen Goarshausen und St. Goar, welches letzte hier Sankewähr ausgesprochen wird, ist der merkwürdige Rheinstrudel, dessen ich bey Beschreibung des Bingerlochs schon erwähnt habe. Der große Volkshaufe glaubt zum Theile noch, daß hier das Rheinwasser wieder zum Vorscheine komme, welches von dem vorgeblich unterirdischen Schlunde bey Bingen verschlungen werde, da mehrere Meilen lang auf einem unterirdischen Wege fortströme, bis es sich endlich hier mit dem obern Rheine wieder vereinige. Aber noch nie hat man bemerkt, daß irgend ein Holz im Strudel zu Bingen verschlungen und ganz unsichtbar geworden, hier bey St. Goar aber wieder ausgeworfen und zum Vorscheine gekommen wäre.

Gewöhnlich nennt man den hiesigen Strudel die Bank, oder das Werb bey St. Goar; man würde ihn aber eben so, wie das erwähnte Bingerloch, viel bestimmter einen Rheinfall nennen; denn das ist er im Grunde, und daher entstehen seine Strudel. Das Wasser stürzt hier nämlich über ein sehr unebenes felsiges Flußbett auf eine Länge von zwey hundert Schritten, gegen fünf Schuh hoch mit einem entsetzlichen Ungestüm in die Tiefe

hinunter, und bildet auf diese Art mehrere kleine Strudel. Eine mitten im Rheine liegende Insel, die hier den Strom in zwey Arme theilt, welche in der Gegend jener Strudel sich wieder vereinigen, vermehrt noch um vieles diese Wasserwirbel und das Toben der Wellen. Denn da der südliche Arm, so wohl vermöge der Directionslinie des heftigen Stroms, als auch mittelst der weniger großen Rauheit und eigenthümlichen Beschaffenheit des Flußbettes, weit mehr Kraft erhält, als der nördliche, dessen Bett außerordentlich rauhe Felsenhervorragungen zu haben scheint; so wird das Wasser des letzten dadurch in seinem Laufe um vieles aufgehalten, und so lange gehemmt, bis es durch den beständigen Zulauf doch endlich wieder so viel Kraft erlangt, um den südlichen Arm gleichsam wieder zu überwinden, und in ihn einzudringen. So wirkt denn eine Kraft gewaltsam in die andere ein, und bildet im gegenseitigen Kampfe verschiedene Wirbel.

Daß dies wirklich die Natur dieses ohne Noth verschrieenen Strudels seyn müsse, und daß er nichts weniger als von einem unterirdischen Schlunde des Rheins herrühre, bestätigt unter andern folgende Erfahrung auf eine Art, die keinen Zweifel übrig läßt. Ist der Rhein sehr angeschwollen, so bemerkt man wenig oder gar nichts von jenen Wirbeln, und nur dann sind sie da, wenn das Wasser klein ist. Auch pflegen sie nach Maßgabe der Höhe des Stroms nicht nur ihr Daseyn überhaupt, sondern auch ihren Ort zu verändern. Die Wuth und das Toben der Strudel steigt nämlich, im umgekehrten Verhältnisse, auf einen desto höheren Grad, je niedriger das Wasser ist, welches sich bey dem hie-

figen starken Gefälle des Rheins über dessen rauhes Bett fortwälzt, und hört ganz auf, so bald der Fluß so angeschwollen ist, daß das Wasser über jene Rheininsel fortschießt, und so das gegenseitige gewaltsame Einwirken der beyden Rheinarme aufhebt.

So heftig das Wasser bey unserer Ueberfahrt über die Strudel, ungeachtet der gänzlichen Windstille, auch tobte, so ist doch, wenn man bey dem Steuermanne die gehörige Aufmerksamkeit voraussetzen darf, keine Gefahr dabey. Unser Schiffer gab sich nicht einmahl die Mühe, dem Hauptstrudel auszuweichen, sondern ließ seine Yacht mit der Schnelligkeit eines Pfeils mitten über das in einer Schneckenlinie sich bewegende Wasser hinwegschiefen. So sehr auch das Brausen der schäumenden Fluthen der Sache den Schein eines großen Wagestücks gab; so war doch in der That weiter nichts nöthig, als daß die Ruderknechte in diesen Wirbeln ihre Kräfte eine Zeit lang verdoppelten, und der Steuermann mit Geistesgegenwart der Gewalt der Fluthen, da wo es nöthig war, entgegenwirkte.

Ueber St. Goar liegt auf einem steilen Felsen die Hessenkasselsche Bergfestung Rheinfels. Die Rheinfahrt ist auch in diesen Gegenden wieder sehr angenehm, aber doppelt so schön ist sie es besonders da, wo wir uns den Churtrierschen Städtchen Welmich und Boppart näherten. Letztere ist eine Amtsstadt und uralt; vormahls hieß sie Botobriga. In ihrem Gebieth wird Silber gefunden, und bey Oberwesel ist ein Triersches Kupferbergwerk. Das Schloß Boppart, über der Stadt dieses Namens, halten einige für eins von den fünfzig Castellen, welche Drusus Germanicus längs dem Rhei-

re zu Bezwingung der Deutschen anlegte. Die Stadt ist auf eine ganz ungewöhnliche Weise mit viereckigen und runden Werken längs der sehr dicken Stadtmauer befestigt. Auch findet man, ganz wider die Gewohnheit des Mittelalters keine Thürme umher, wohl aber die Anlage dazu, deren keine indessen höher ist, als die Ringmauer.

Auch erwähnen mehrere Schriftsteller eines hier gewesenen Königshofes oder königlichen Pallastes, dessen Trümmer zum Theile noch gezeigt werden. Hiervon mag der hier in den Rhein fließende Bach seinen Rahmen Königsbach erhalten haben.

Zwischen Boppard und dem Hessenschen am linken Rheinufer gelegenen Städtchen Braubach macht der Rhein plötzlich einige starke Krümmungen. Ueber Braubach ragt die Hessendarmstädtische Bergfeste Marxstein oder Marksburg hervor. Als Landgraf Johann der Streitbare ihre Außenwerke vermehren ließ, fanden sich in der Erde außerordentlich viele Bogen, Pfeile und Spieße; woraus zu erhellen scheint, daß diese Feste einst harte Belagerungen ausgestanden hat.

Hier ist es, wo der bekannte Römische Pfahlgraben, oder Volgraben, wie man hier spricht — seinen Anfang nahm, der sich durch die Gegend bey Homburg vor der Höhe und Butzbach in die Grafschaft Hohenlohe hineinzog, wo er mit der sogenannten Teufelsmauer zusammen hing, und zur Vertheidigung des Rheingaus und des übrigen von den Römern in Besitz genommenen Landstrichs oberhalb Frankfurt am Main, gegen die tapfern Ratten aufgewor-

fen war. Hier im Walde bey **Braubach**, so wie an vielen andern Orten, findet man auch die unverkennbarsten Spuren dieses in bestimmten Entfernungen mit Thürmen befestigten Pfahlgrabens der Römer. Seinen Rahmen hat er von den Pfählen, womit er verpalisadirt war.

Ein Stündchen unterhalb **Braubach** bey dem Städtchen **Lahnstein**, nimmt der **Rhein** die **Lahn** auf. Diesem Zusammenflusse gegenüber steht am linken Ufer des **Rheins**, bey der Stadt **Rheins**, unter frehem Himmel, ein sehr sehenswerthes und wohl erhaltenes Alterthum, welches unter dem Namen **Königstuhl** — *Thronus imperialis* — bekannt ist. Dieses von Quadersteinen aufgeführte Achteck hat sieben Schwibbögen im Zirkel, die auf neun Pfeilern ruhen, wovon der neunte in der Mitte steht. Seine Höhe beträgt etwa 16, und der Durchmesser 26 Fuß. Eine Treppe führt auf seine Oberfläche, die ohne Obdach, und mit steinernen Bänken eingefast ist. Eine lachende Ufergegend umgibt diesen **Königstuhl**, und um ihn her sind eine Menge Fruchtbäume gepflanzt.

So viel ich weiß, ist dieser von allen, welche einst in verschiedenen Gegenden **Deutschlands** erbauet waren, der einzige, der sich bis auf unsere Zeiten so vollkommen erhalten hat. Sie dienten bekannter Maßen den Chur- und Fürsten des **Deutschen Reichs** zum Versammlungs- und Wahlplatze, wenn sie sich über wichtige Rechtsangelegenheiten zu besprechen, oder gar ein neues Oberhaupt zu wählen hatten. So viel man weiß, hat die Versammlung der Churfürsten auf diesem **Königstuhle**

zum letzten Mahle im Jahre 1486, bey der Wahl Kaisers Maximilian des Ersten Statt gefunden. Die erste Nachricht von diesem Stuhle hier bey Rhens findet sich in der Wahlgeschichte König Heinrich des Siebenten, Grafen zu Lützelburg, wo die hiesige Versammlung schon eine uralte Gewohnheit genannt wird.

Die Ursache, warum man gerade diese Gegend zur Wahlstätte auserfah, scheint darin zu liegen, weil die vier Rheinischen Churfürsten hier ihre Städte und Schlösser so ganz in der Nähe hatten, daß ihnen der Trompetenschall des Reichsherolds die vollzogene Wahl augenblicklich verkündigen konnte. Churmanuz besitzt nämlich die dicht dabey über dem Rheine gelegene Stadt Lahnsstein mit dem Schlosse Lahneck — Churtrier den Flecten Capelle mit dem Bergschlosse Stolzenfels — Churkölln, die neben dem Königsstuhle gelegene Stadt Rhens — und Churpfalz; endlich besaß damahls die Stadt Braubach nebst der Bergfeste Marksburg, welches beydes Hessendarmstadt jetzt von Churpfalz zur Lehn trägt.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war dieser Königsstuhl nahe daran, in Trümmer zu zerfallen. Da aber Rhens für die dieser Stadt zugesicherte Zollfreyheit auf immer verpflichtet ist, ihn in Bau zu halten; so wurde er im Jahre 1624 wieder ausgebessert, und so steht er nun noch da. Die Treppe wand sich vormahls um den mittelsten Pfeiler hinauf, jetzt aber führt sie von außen auf die Oberfläche des Stuhls. Darneben siehet jene

Jahreszahl und folgende mir unverständliche Buchstaben:

LD. DE. MR.

Um das Andenken an die vormahls hier geschehenen Reichswahlen zu erhalten, pflegt jetzt das ganze Publicum von Coblenz alljährlich eine Lustpartie dierher zu machen. Am dritten Pfingsttage nämlich wählt die Coblenzische Bürgerschaft ihre beyden jährlich abwechselnden Bürgermeister hier aufs neue, und macht sich, nach vollbrachter Ceremonie einen lustigen Tag.

Bev dem Einflusse der L a h n in den Rhein endeten nun die hochaufgethürmten Gebirgsketten, die uns, von Bingen an, in das tiefe Rheinbett eingekerkert hatten. Das Gebirge wechselte unterhalb Rheins wieder mit solchen Bergen ab, die sich sanfter erhoben. Allmählich ward die Landschaft, besonders am linken Ufer, immer offener, und endlich blühten die einzelnen Höhen aus der himmlisch-schönen Gegend um Coblenz daher, und verkündigten uns das baldige Ziel unserer Wasserfahrt.

Am frühesten zeigte sich uns die herrlich gelegene, hoch erhabene Carthaus *) deren

*) Der geistliche Orden der Carthäuser ist bekannter Maßen eine Stiftung des Bruno, der ihu zu Carthreuse oder Carthuse, unweit Grenoble, im rauhen Gebirge des Delphinats, zu Ende des 11ten Jahrhunderts stiftete. Er legte seinen Anhängern vor

Kloster-Brüder das Gelübde stumm zu seyn, hier gerade am wenigsten hätten thun sollen, wo die das Kloster umgebende unbeschreiblich schöne Natur sie zum lautesten Danke des Schöpfers auffordert, dessen Verehrung sie sich gewidmet haben. Ueber die Carthaus blickt ein Bergwald hervor, dessen dunkels Grün gegen den weißen Anstrich des Klosters auffallend und schön absteht. Auf dem rechten Ufer liegt stolz und furchtbar die Feste Ehrenbreitstein auf ihrem Berakoloß. An den jähen Felsen, dessen Gipfel sie krönt, schmiegt sich einerseits das Churtrierische Residerzschloß an, und andererseits schlängelt sich das Städtchen Thal-Ehrenbreitstein in das Thal hinein. Ihm gegenüber, und bloß durch den breiten Rhein getrennt, liegt Coblenz selbst, an dessen Wasserseite vor kurzem das schöne neue churfürstliche Schloß erbauet ist, welches der freundlichen Stadt in den Augen der Fremden, die von der Wasserseite von Maynz sie zuerst erblicken, zu einer noch größern Empfehlung-gereicht. Der Rhein zwischen Stadt

allen Dingen ein immerwährendes Stillschweigen auf. Sie tragen für beständig ein weißes härenes Tuch auf dem bloßen Leibe; essen niemahls Fleisch: fasten des Freytags bey Wasser und Brot, und dürfen sich nie außerhalb dem Kloster sehn lassen. Sie theilen sich in die Deutsche, Spanische, Französische und Italiánische Nation, und halten jährlich am 12ten May ihr General-Capitel.

und Festung ist beständig voller Leben und Wirksamkeit; aus dem schiffreichen Hafengehen, wenigstens in dieser Lage, tast jeden Augenblick Schiffe ab, oder es kommen welche an, und die hiesige sehr schöne fliegende Brücke ist jetzt in einer ewigen Bewegung. Kurz, die ganze Gegend ist so an sich ziehend und unterhaltend, daß selbst meine gespannten Erwartungen übertroffen wurden.

Coblenz hat die Gestalt eines Dreyecks am rechten Ufer der Mosel, da wo sich dieser Fluß in den Rhein ergießt. Sie liegt unter den Kanonen der hoch erhabenen Feste Ehrenbreitstein, und hatte noch vor wenig Jahren auch ihre eigene Befestigung. Dieß letzte ist jetzt nicht mehr so ganz der Fall, seitdem der Churfürst für gut fand, den Theil ihrer Festungswerke, der zunächst an den Rhein stieß, schleifen zu lassen, und auf dieser geebneten Fläche sein neues Schloß zu erbauen. Die Bürgerschaft machte zwar Einwendungen dagegen; allein der Churfürst versicherte, daß ihnen die Schleifung ihrer Stadtwerke keine Gefahr zuziehen könne, da er ein zu naher Blutsfreund des königlichen Hauses in Frankreich sey, um mit diesem Reiche in Krieg verwickelt werden zu können. Jetzt haben Zeit und Umstände sich auf die unvorhergesehenste Art geändert.

Die Zahl der Häuser zu Coblenz beläuft sich nicht viel über 1000, und ihre Bevölkerung beträgt etwa 12000 Seelen. Einige Häuser sind regelmäßig, und diese haben größtentheils drey Stockwerk. Seit Erbauung des neuen Schlosses sind die öffentlichen Plätze vermehrt und mit Anlagen zu einer schattigen Promenade bereichert; die Bäume sind indessen noch jung. Außer

der Hauptkirche zu U. L. Frauen sind hier noch zwey Collegiatkirchen, drey Nonnen- und drey Mönchsklöster. Auch haben mehrere gräfliche Familien ansehnliche Palläste hier. Die Brücke über die Mosel ist zwar schon alt, aber noch sehr fest. Erzbischof Arnold der Zweyte umgab Coblenz im Jahre 1249 zuerst mit Mauern, und nachher wurde sie stark befestigt.

Was das Alter des Orts hier betrifft, so ist gewiß, daß nicht nur die ersten Fränkischen Könige hier einen Königshof hatten; sondern daß auch die Römer schon zu Kaiser Julius Zeiten hier hauseten. Ueberhaupt war damahls die ganze umliegende Gegend im häuslichen Besitze der Römer, wovon sich noch jetzt Spuren aller Art finden. So liegt z. B. zwischen Ehrenbreitstein und dem schönen Städtchen Neuwied eine Abtey, welche noch diese Stunde Römerdorf — in alten Urkunden Villa romana — genannt wird. Nahe dabey liegt ein Berg, und findet sich ein Graben und eine nüste steinigte Stätte, welche drey noch jetzt bey den hiesigen Einwohnern unter dem Nahmen des Götzenberges, des Heingrabens und des Römerberges bekannt sind. Man findet hier noch zuweilen kupferne und silberne Münzen, aus ganz verschiedenen Zeitaltern der Römischen Geschichte, z. B. Münzen von Julius Cäsar, Marcus Aurelius und Constantius Agrippa. Die vor einigen Jahren auf dem Götzenberge ausgegrabenen zwey Säulen von einer ausländischen Steinart, deren jede sechs und einen halben Fuß lang ist, scheinen die Bruchstücke des dort gestandenen Römischen Tempels zu seyn. Jetzt werden sie in dem Capitelshause der prächtigen Prémonstratenser-Abtey zu Römerdorf aufbewahrt.

Auch die Heerstraße längs dem Rheine ist ein Werk der Römer, wodurch sich die Kaiser Marcus Aurelius, Antonius und Lucius Aurelius Verus verewigten. Neben dieser Aureliusstraße fand man im Jahre 1748 bey dem Züllichschēn Städtchen Rheinmagen — sonst Rigomagus genannt — am Rheine, einen um das Jahr Christi 163 gesetzten Römischen Meilenstein, welcher die Entfernung der Stadt Rigomagus von der Stadt Colonia Agrippina — Köln — auf dreyßig tausend Schritte angibt.

Dem Städtchen Unkel gegenüber, in der Gegend des linken Rheinufers, wo der schwarze Basalt in Menge gebrochen, und der aus lauter Basaltsäulen bestehende übel berüchtigte großellunkelstein im Strome gefunden wird, fand man die Trümmer eines Römischen Denkmahls von Steinen, welches die Römer im Jahre Christi 162 den Erbauern dieser Aureliusstraße zu Ehren gesetzt hatten. Sie werden jetzt in dem Cabinette der Alterthümer zu Mannheim aufbewahrt.

Ein nicht weniger merkwürdiges Alterthumsstück arab man im Jahre 1718, bey Grundlegung des Eurföldnischen Schlosses zu Bonn, aus der Erde. Man fand nämlich ein ungewöhnlich großes Menschengerippe daselbst; darneben stand ein Aschenkrug, in welchem sich, nebst mehreren Römischen Münzen, eine ziemlich große kupferne Platte mit folgender Inschrift fand:

F. G. S. D. S. a. b. V. L.

Ich erstieg in einer angenehmen und heiteren Frühstunden den steilen Felskoloß, auf welchem die alte Feste Ehrenbreitstein erbaut ist. Der Weg windet sich von der Seite des Rheins über dem alten Schlosse steil hinauf, und ist eben darum

ziemlich beschwerlich. Der Weg durchs Thal auf der Landseite macht große Umwege und ist weniger steil. Die Natur hat sehr viel gethan, um die jetzt gesprengten Felsen zum Wohnsitz menschlicher Stärke vorzubereiten. Aber auch die Kunst veräumte nichts, um ihn durch ungeheurere Wälle und Mauern, Gräben und Bollwerke der Unüberwindlichkeit näher zu bringen. Allein, was ist in unsern Tagen noch unüberwindlich? — Die Festung bestreicht den Rhein und zugleich die Mündung der Mosel.

Das Ungeheuer von metallener Kanone, das ich auf Ehrenbreitstein fand, ist vielleicht nie größer gegossen worden. Indessen ist diese unbehülfsiche Cartoune — der Greif genannt — doch mehr der Seltenheit, als des Nutzens wegen, merkwürdig. Denn die verhältnißmäßige Lavette möchte ich doch sehen, auf welcher sie aus der Stelle gebracht werden könnte, ohne sie sogleich zu zerdrücken. Sie liegt daher auf der Erde über ein Paar Balken. Ihre Schwere beträgt 300 Zentner, und ihre Länge 17 Schuh. Sie schießt mit einer Ladung von achtzig Pfund Pulver eine Kugel von 160 Pfund. Bey dem Zündloche ist ihr folgende Inschrift in altdentscher Mundart eingegossen:

- „Vogel Greif heiß ich;
- „Meinem gnädigen Herrn von
- „Erier dien ich.
- „Wo er mich heißt gewalden
- „Do will ich Dohrn und Mauern zerspalten.
- „Simon aoff mich 1528.“

Der Festungsbrunnen ist 280 Fuß tief. Es ist auch eine kleine Kirche hier oben. Die Aussicht von oben herab in die lachende Landschaft umher übertrifft alles, was ich auf der Reise hierher Schönes gesehen habe. Schwerlich wird man am gan-

zen R h e i n e einen Standpunkt finden, der noch anziehender wäre, als dieser hier. Mit dem Gesichte nach C o b l e n z gewandt, lag zu meinen Füßen im Vordergrunde dieß schöne Städtchen, in seiner dreyeckigten Gestalt und mit einem geschäftsvollen Menschengewühle. Auf den Flüssen neben der Stadt herrschte die lebhafteste Wirkksamkeit einer Menge Schiffer. In der breiten Fläche des R h e i n s scheinen die beyden Inseln zu schwimmen, derer jede ein Kloster in ihrem angenehmen Gehölze verbirgt. Ueber der Stadt ragt die erhabene, mit Waldung und Weinreben umgränzte E a r t h a u s aus dem sie umgebenden irdischen Paradiese hervor, die selbst eine nicht weniger entzückende Aussicht hat. Ihr zur Seite schlängelt die M o s e l daher, und schlüpft durch die 14 Schwibbögen der M o s e l b r ü c k e, um sich dann in den R h e i n zu stürzen. Aber ihr schwarzgraues Wasser kämpft gleichsam einen schweren Kampf mit dem grünlichen Wasser des R h e i n s, ehe es sich vereinigen kann, und man bemerkt deutlich die scharfe Scheidewand beyder Flüsse bis auf die Entfernung einer Viertelstunde unterhalb der Moselmündung *). Zur Linken schleicht der R h e i n

*) Da das Wasser beyder Flüsse nicht gleich weich ist, so bemerkt man hier das nämliche Phänomen, wie bey der Mündung der H a v e l, wo sie sich in die E l b e ergießt. Die Schiffe nämlich, welche auf dem weniger tragenden Flüsse auf das specifisch schwere Wasser des andern Flusses fahren, pflegen sich, wenn auch die Schiffsladung um nichts vermindert wird, sondern ganz dieselbe Schwere behält, ein wenig zu heben, welches man rund um das Schiff deutlich an dem schwarzen angefeuchteten Striche bemerken kann, bis auf welchen es vorher unter der Oberfläche des weniger tragenden Wassers war.

aus seinen bisher hohen Ufern durch die nun offenere Landschaft, dem Scheine noch langsam daher, als wollte er lange in den herrlichen Gefilden verweilen, die er, nebst der Mosel, bewässert. Rechts überschauet man seine Silberfläche mit allen ihren sanften Krümmungen, bis weit hinter die Städtchen Neuwied und Andernach, wo er sich endlich in kaum erreichbarer Ferne von neuem zwischen Felsenuffern und Bergketten dem Auge entzieht. In den weiten Thalgegenden gegen Abend begrenzen Wiesen und Fruchtgefilde das rechte Rheinufer, bis endlich in blauer Ferne ein Halbzirkel von Bergen und Waldungen in der nach und nach sich mehr erhöhenden Landschaft dem unersättlichen Blicke des Naturfreundes Schranken setzen. Ich hätte hier nicht Stunden, sondern Tage lang um mich herschauen und genießen mögen; aber die Zeit des Genusses eilte schnell vorüber. Ich mußte mich gewaltsam, und wahrscheinlich auf immer, von diesen an sich ziehenden Gegenständen losreißen.

Die Steinpappen.

Unter die nützlichen Erfindungen unseres Zeitalters gehören auch die besonderen Steinpappen, die ein Mann zu Carlskrona erfunden hat. Diese Steinpappen werden von der gewöhnlichen Pappenmaterie mit etwas steinigtem Zusage gefertigt, und haben die besondere Eigenschaft, daß sie durch keine Masse aufgelöst, vielmehr darin noch fester werden; daß sie in der Luft immer mehr Steinähnlichkeit erhalten, und im Feuer nicht brennen, wenigstens sehr lange widerstehen. Man hat sich von diesen Eigenschaften durch mehrere Versuche überzeugt. So konnte unter andern

ein mit dieser Pappe in- und auswendig bekleidetes kleines hölzernes Haus durch die heftigste Flamme der darin angehäuften und angezündeten Materien nicht in Brand gesetzt werden. Auch wird diese Steinpappe noch dadurch empfehlungswürdig, daß sie eben nicht theurer als die gewöhnliche Buchbinderpappe zu stehen kommt. Man kann sie zu Dächern der Häuser nutzen, da sie ihrer Leichtigkeit wegen nur einen schwachen Dachstuhl erfordert, wie denn auch zu Carlskrona bereits ein Lusthaus damit bedeckt ist.

Draakenberg hohlt sich, 130 Jahre alt, Körbe.

Ein Däne, Namens Dräakenberg, geboren 1626, diente bis in sein 9tes Jahr als Matrose auf der königl. Flotte, und brachte 15 Jahre seines Lebens in der Türkischen Sclaverey, und also im größten Elende zu. Als er 111 Jahr alt war, und sich nun zur Ruhe gesetzt hatte, fiel ihm ein, doch nun zu heirathen, und er nahm eine 60jährige Frau; diese aber überlebte er lange, und nun in seinem 130sten Jahre verliebte er sich noch in ein junges Bauernmädchen, die aber, wie man wohl denken kann, ihm den Korb gab. Er versuchte sein Heil nun noch bey mehreren; da er aber nirgends glücklicher war, so beschloß er, ledig zu bleiben, und lebte so noch 16 Jahre. Erst im Jahre 1772 starb er im 146sten Jahre seines Alters. Er war ein Mann von ziemlich heftigem Temperamente, und zeigte in den letzten Jahren seines Lebens oft noch seine Stärke.

Das Schifferstechen in Frankreich.

Das Schifferstechen ist eins der berühmtesten Spiele in den Häfen der Französischen Küste des mittelländischen Meeres. Die Zurüstungen dazu sind prächtig. Zwölf leichte Schiffchen, die ein wenig lang und enge, und wovon sechs himmelblau und sechs hellroth angestrichen sind, gehen auf einander von zwey entgegengesetzten Seiten zu. Jedes ist mit zwölf Rudern, und mit unerschrockenen Kämpfern besetzt. Auf dem Vordertheile des Rahns liegt ein Bret, das neun bis zehn Zoll breit ist, und vier Fuß hinaussteht. Derjenige, welcher stechen soll, steht auf dem Ende dieses Bretes in Ueberhosen, hält in der rechten Hand eine Lanze ohne Spitze, in der linken eine Art hölzernen Schildes. Nach dem Klange der Trompeten, und dem Brüllen der Kanonen, fahren die Kähne ab, geschwinder als Vögel fliegen. Sie rennen auf einander los, und wenn sie sich nahe kommen, so bedecken sich die Stecher mit dem Schilde, und legen die Lanzen ein, um ihren Gegner damit ins Wasser zu stürzen. Der, welcher die mehresten hinabgestürzt hat, ohne selbst von seiner Stelle gewichen zu seyn, erhält den Preis. In dem Schifferstechen, welches im Jahre 1762 bey Gelegenheit des Friedens gegeben wurde, erschien auch ein alter Mann als Stecher, der den Preis drey Mahl in seinem Leben davon getragen hatte. Seiner Kräfte und seines Glücks gewiß, erschien er vom Kopfe bis auf die Füße in blaues Papier gekleidet, und sein Haupt war mit einer Art buntscheckiger Mütze bedeckt, welche die Augen aller Zuschauer auf sich zog. Er erhielt auch zum vierten Male den Preis.

Schnecken = Ergänzungs = Fähigkeit.

Jedermann kennt die Gartenschnecke. Ihr künstlicher Bau ist sehr zusammengesetzt, und sie kommt darin, durch verschiedene sehr merkwürdige Einrichtungen, der Organisation derjenigen Thiere gleich, welche für die vollkommensten gehalten werden. In dem Kopfe der Schnecke befindet sich ein wahres Gehirn, welches sich, wie bey großen Thieren, in zwey halbkugelige Klumpchen von beträchtlicher Größe zertheilt. Aus dem untern Theile dieses Gehirns gehen zwey Hauptnerven hervor, und aus dem obern Theile 10 dergleichen, welche sich durch den ganzen Umfang des Kopfes ausbreiten; einige davon theilen sich in viele Zweige. Vier dieser Nerven beselen die vier Hörner der Schnecke, und leiten alle ihre Bewegungen. Es ist ein ungemeines Vergnügen, diese mannigfaltigen Bewegungen dieser auf alle Weise beweglichen Röhren zu betrachten, welche das Thier in seinen Kopf zurückziehen, und nach Belieben wieder hervorstrecken kann. Man kann sich die künstlichen Einrichtungen kaum vorstellen, welche an den zwey großen Hörnern beobachtet worden sind. Man kennt jenen schwarzen glänzenden Punct, der sich am Ende von jedem befindet. Dieser Punct ist ein wahres Auge. Dieß ist nach dem Buchstaben zu verstehen, und nicht etwa eine bloße Hornhaut, wie bey den gewöhnlichen Insecten. Das Auge dieser Schnecke hat zwey von den vornehmsten Häuten unsers Auges; es enthält auch drey Feuchtigkeiten, nämlich die wasserichte, die krystallinische und die gläserne. Endlich hat es auch einen Sehnerven, der für den Scharfblick des sorgfältigen Bergliederers nicht verkennbar ist. Die Muskeln, welche die ver-

schiedenen Bewegungen des Kopfes, und der Hörner bewirken, übergehen wir mit Stillschweigen; wir wollen nur noch das Einzige berühren, daß die Schnecke einen Mund hat, der mit Lippen und Zähnen, mit einer Zunge und einem Gaumen versehen ist: Wird man nun wohl glauben, daß diese Hörner der Schnecke, diese bewundernswürdigen optischen Maschinen, sich vollkommen wieder erzeugen, wenn man sie ganz abschneidet? und doch ist nichts gewisser als diese Wiedererzeugung. Sie geschieht so vollkommen, daß die genaueste Untersuchung und Zergliederung zwischen den neu erzeugten und den zuerst abgeschnittenen nicht den geringsten Unterschied entdeckt. Ohne Zweifel ist diese Wiedererzeugung solcher Seehörner schon ein sehr großes Wunder; aber, was noch größer und nichts desto weniger wahr ist, ist dieß, daß der ganze Kopf der Schnecke, der Sitz aller Empfindung des Thieres, und wie vorher angeführt wurde, der Sammelplatz so vieler verschiedenen und meist sehr zusammengesetzten Organe — daß dieser Kopf, wenn man ihn der Schwarte wegschneidet, von ihr wieder durch einen neuen ersetzt wird, der von dem alten nicht im geringsten verschieden ist. Inzwischen ist hierbey merkwürdig, daß die Wiedererzeugung des Kopfes der Schnecke nach andern Gesetzen als bey vorher erzählten Fällen erfolgt. Wenn sich nämlich dieser Kopf zu erzeugen anfängt, so zeigen sich die verschiedenen Theile, woraus er zusammengesetzt wird, nicht alle zugleich: sie erscheinen oder entwickeln sich einer nach dem andern; und erst nach einer geraumen Zeit scheinen sie sich zu vereinigen, und das Ganze zu bilden, welches man Kopf nennt. Einmahl erscheint auf dem Halse oder Rumpfe des Thiers nur ein Kügelchen, welches die ersten ungebildeten Be-

Standtheile der kleinen Hörner, des Mundes, der Lippen und der Zähne in sich enthält. Ein anderes Mahl sieht man nur Anfangs eins von den großen Hörnern, das mit seinem Auge versehen ist, erscheinen. Unten, an einem abgelegenen Orte, erblickt man die ersten Züge der Lippen. Bald bemerkt man eine Art Knoten, von dreyen Hörnern gebildet; bald entdeckt man ein Knöpfchen, welches nur die Lippen enthält; bald zeigt sich der Knopf vollkommen, bis auf eins oder mehrere Hörner. Kurz, es gibt hierbey eine Menge Abänderungen, welche man für Wunder ansehen könnte, wenn es in der Natur wirklich Wunder gäbe. Aber der einsichtsvolle Naturforscher weiß, daß hiet alles nach beständigen Gesetzen geschieht.

Aller dieser Verschiedenheit in der Wiedererzeugung des Kopfes der Schnecke ungeachtet, so erstaunlich sie ist, kommt sie dennoch sogleich zu Stande, und das Thier fängt unter dem Augen des Beobachters an zu fressen. Könnte man bey diesem allen noch den geringsten Zweifel gegen die Vollständigkeit dieser Wiedererzeugung hegen, so kann er damit benommen werden, daß die Zerschneidung des wieder hervorgebrachten Kopfes die gleichartigen und ungleichartigen Theile davon zeuge, welche den alten ausmachten. Endlich ist noch ein Schritt übrig. — Die Schnecke ist, in Vergleichung mit den Polypen, ein Rhinoceros, und besitzt eine Menge von Organen, die bey den Polypen nicht anzutreffen sind. Indessen scheint dennoch die Schnecke auf der Leiter des Thierreichs noch nicht hoch genug erhoben zu seyn; daher uns immer noch die Neigung übrig bleibt, sie für ein unvollkommenes Thier zu halten. Wir stellen sie gern nahe an das Insect, und dadurch

wird das Wunderbare der Wiedererzeugung gar sehr vermindert. Würde sie uns mehr Thier scheinen, so würde sie uns auch in noch mehreres Erstaunen setzen. Demnach sollte man noch vielmehr erstaunen, wenn sich an irgend einem kleinen vierfüßigen Thiere die Eigenschaft finden ließe, daß es sich nach seiner Zerstückelung beynabe gänzlich wieder erzeuge. Ja, erstaunen muß man darüber, daß ein solches Thier wirklich vorhanden ist. Diese Eigenschaft besitzt der Wasser salamander. Er hat, wie die vierfüßigen Thiere, wirkliche Knochen, die mit Fleisch bedeckt sind. Er hat wirkliche Wirbelbeine, Kinnbacken, die mit einer großen Anzahl scharfer Zähne besetzt sind, und seine Schenkel haben beynabe dieselben Knochen, welche man an den Schenkeln bey andern vierfüßigen Thieren findet. Er hat ein Gehirn, Herz, Lunge, Magen, Eingeweide, Leber, Gallenblase u. s. w. Insonderheit besteht sein Schwanz aus einer Reihe kleiner Wirbelbeine, die mit größter Kunst bearbeitet und an einander gefügt sind. Ueber dieses befindet sich auch ein Oberhäutchen, eine Haut, Drüsen, Muskeln, Blutgefäße und Rückenmark damit verbunden.

Das bloße Anführen aller dieser Theile gibt schon einen großen Begriff von der Organisation des Salamanderschwanzes. Wenn man nun aber dem noch beysügte, daß alle diese Theile, wenn sie zerschnitten, zerstückelt oder völlig abgehauen worden sind, sich wieder ersetzen, und sogar wieder vollkommen erzeugen; so würde dieß von vielen für eine seltsame Fabel gehalten werden. Es hat zwar schon die Erfahrung gelehrt, daß weiche und bloß fleischigte Theile sich wieder ersetzen können, aber das wird sich nicht leicht jemand vorstellen können, daß neue Wirbelbeine an der Stelle

der abgeschnittenen wieder zum Vorschein kommen sollten. Mag man dieß inzwischen schwerlich glauben können, so bleibt es dennoch eine auf Erfahrung gegründete Wahrheit. — Was wird man aber noch mehr dann sagen, wenn diese neuen Wirbelbeine nochmahls abgehauen, und wieder durch andere, und diese durch dritte u. s. f. ersetzt werden? Wenn diese auf einander folgende Wiederhervorbringung neuer Wirbelbeine immer mit eben so viel Leichtigkeit, Regelmäßigkeit und Genauigkeit zu geschehen pflegt, als bey den weichen Theilen? Und wie viel erstaunenswürdiger ist nun endlich die Wiederverzeugung der Schenkel des Salamanders? — Diese sind mit articulirten und gelenksamen Fingern versehen, wovon die vordern vier, und die hintern fünf haben. — Uebrigens versteht man hier durch die Schenkel den Oberschenkel, den eigentlich so genannten Schenkel, und den Fuß. Ein Schenkel ist ein organisches Ganze, das aus einer sehr beträchtlichen Anzahl großer, mittelmäßiger, kleiner, fester und auch weicher Theile zusammengesetzt ist, die also unter sich sehr verschieden sind. Ein Schenkel ist auswendig und inwendig mit einem Oberhäutchen, mit einer Haut und einem zellförmigen Gewebe überzogen. Er hat Drüsen, Muskeln, Pulsadern, Blutadern, Nerven, die alle an sich wieder besonders künstlich gebauet sind. An allen vier Schenkeln befinden sich, nach Spallanzani, 99 Knochen. Wenn man nun die vier Schenkel des Salamanders zerschneidet, so treibt er wieder vier neue hervor, welche den abgeschnittenen so vollkommen gleich sind, daß man an denselben, wie an jenen, die 99 Knochen wieder zählen kann. — Sollte dieß wohl nicht für eine Fabel zu halten seyn, wird man sagen? — Man wird sich dabey leicht vorstel-

len, daß die vollständige Wiederhervorbringung dieser vier Schenkel für die Natur ein großes Werk sey, und so verhält es sich auch; denn bey einem ganz ausgewachsenen Salamander wird die Vollendung erst zu Ende eines Jahres zu Stande gebracht. Aber an jüngern geschieht es mit einer so wunderbaren Geschwindigkeit, daß die vollkommene Wiedererzeugung der vier Schenkel bloß ein Werk von wenigen Tagen ist. Es ist also für einen jungen Salamander ein leicht zu ersetzen der Verlust, wenn man ihn seine vier Schenkel und auch seinen Schwanz abschneidet. Ja, man kann ihm solchen mehrmahls nach einander abschneiden, und er wird ihn allezeit wieder herstellen. Spallanzani hat wenigstens 6 solcher Hervorbringungen nach einander beobachtet, und dabey 687 neu entstandene Knochen gezählt, auch noch dabey angemerkt, daß die Wiederhervorbringungskraft bey diesem Thiere sich nicht zu verringern scheine, weil die letzteren Hervorbringungen eben so geschwind erfolgen, als die erstere, und sich sogar bey denjenigen Salamandern, denen man alle Nahrung nimmt, mit eben der Stärke zeigt, wie bey denen, die man sorgfältig nährt. Von den weichen Theilen, welche die Knochen der Schenkel bedecken, wird man wohl vermuthen, daß ihre Wiedererzeugung noch leichter vor sich gehen kann, als die von den festen Theilen. Man wird also darüber nicht so sehr erstaunen, wenn man mit dem Vergrößerungsglase den Kreislauf des Geblüts in den wieder herorgebrachten Schenkeln beobachtet, daß man ihn genau eben so finden wird, wie in den Schenkeln, welche keine Operation erlitten haben. Man wird darin die Gefäße, die das Blut von dem Herzen zu den äußersten

Theilen bringen, und diejenigen, die es von den äußersten Theilen zu dem Herzen zurück führen, deutlich unterscheiden. Wenn die Wiedererzeugung der Schenkel vorzugehen anfängt, so bemerkt man an dem Orte, wo ein Schenkel entstehen soll, einen kleinen gallenartigen Kegelein, welcher der Schenkel selbst im Kleinen ist, und in dem schon alle Gliederfügungen deutlich bewirkt werden. Die Finger zeigen sich nicht alle auf ein Mal. Anfangs erscheinen die wiedererzeugenden Schenkel nur wie vier kleine zugespitzte Kegelein. Bald hernach aber sieht man auf beyden Seiten der Spitze jedes Kegeleins zwey andere, kleinere Kegelein hervorstehen, die mit der Spitze des erstern die Grundbestandtheile dreier Finger ausmachen. Die von den andern Fingern erscheinen erst nachher.

Wenn endlich die vollkommene Wiedererzeugung eines so zusammengesetzten organischen Ganzen, wie der Schenkel eines kleinen vierfüßigen Thieres, eine sehr wunderbare Sache ist, so ist es dieß nicht weniger und vielleicht noch mehr: — daß, wenn man dem Schenkel, an welchem Orte man wolle, ein Stück abschneidet, allezeit ein Stück wieder hervor kommt, welches dem abgeschnittenen völlig gleich ist. Wenn man also, anstatt die Schenkel ganz abzuschneiden, nur einen kleinen Theil davon abschneidet; so kommt die Anzahl der wieder hervorgebrachten Knochen mit der Anzahl derselben im abgeschnittenen Stücke genau überein. Wenn man z. B. den Schnitt an der Glieder-Fuge der Spindel macht, so sieht man eine neue Fuge mit genau so vielen Knochen wieder entstehen, als unter der Fuge waren.

Ferner hat der Salamander Kinabacken, die mit einer großen Anzahl kleiner spiziger Zähne

ausgerüstet sind. Jeder Kinnbacken besteht aus einem elliptischen Knochen, dem er seine Figur, seine Proportion und seine Consistenz zu danken hat. Man beobachtet daran ferner verschiedene Knorpel, Muskeln, Pulsadern, Blutadern, Nerven u. s. w. Auch sogar dieß alles ersetzt und erzeugt sich wieder, mit eben der Leichtigkeit, Schnelligkeit und Genauigkeit, als die äußern Theile.

Riesen an Körperkraft.

Louis de Boufleurs, mit dem Zunahmen der Stärke, der in der Mitte des 16ten Jahrhunderts lebte, war sehr stark und behende. Wenn er beyde Füße zusammengestellt hatte, so konnte ihn kein Mensch einen Schritt weder vor noch rückwärts stoßen. Er zerbrach ein Hufeisen mit leichter Mühe, und konnte einen Stier beydem Schwanze überall hinziehen. Er hob ein starkes Pferd in die Höhe, und trug es auf seinen Schultern fort. Er sprang in voller Rüstung auf ein Pferd, ohne es mit den Händen zu berühren, und ohne den Fuß in die Steigbügel zu setzen. In einem Laufe von zwey hundert Schritten kam er dem schnellsten Spanischen Pferde zuvor.

Ein gewisser Barsabas, Major in Französischen Diensten, besaß eine solche Stärke, daß, wenn er zu Pferde fest saß und angeschlossen, er dem Pferde die Knochen zerbrach. Er kam einmahl in eine Schmiede, und brachte dem Schmid ein starkes Stück Eisen zu bearbeiten. Als dieser sich etwas entfernte, nahm Barsabas den Amboss, und verbarg ihn unter seinem Mantel. Der Schmid, welcher das Eisen auf demselben schmieden wollte, erstaunte sehr, als er ihn vermißte,

und noch mehr, als er sahe, daß dieser Officier den Amboss ohne Schwierigkeit wieder an seine Stelle setzte. An der Tafel seines Generals nahm Barsabas eine silberne Schale, in welcher sich Wein befand, und drückte sie in der Hand zu einem Becher so zusammen, daß der Wein bis über seinen Kopf in die Höhe spritzte. Ein Gasconier, den er in einer Gesellschaft beleidigt hatte, überreichte ihm eine Ausforderung. „Sehr gern, antwortete Barsabas, allein fühlen Sie einmahl hierher!“ Der Gasconier reichte ihm die Hand, welche der Major so drückte, daß alle Knochen zerquetscht wurden, und er also außer Stand gesetzt wurde, sich mit ihm zu schlagen.

Es gab ehemals außerordentlich große und starke Leyte in der Mark Brandenburg. Zu diesen gehört Joachim von Schapelow, der zu den Zeiten des Churfürsten Johann Georg, in der Mitte des 16ten Jahrhunderts lebte. Dieser mußte sich einst auf Befehl des Churfürsten mit einem andern ebenfalls sehr großen und starken Manne, der sich eben in Berlin aufhielt, in einem Kampf einlassen. Schapelow warf diesen sogleich nieder, dann ergriff er ihn wieder, hielt ihm die Hände fest, und hatte nichts weniger im Sinne, als ihn aus dem Fenster zu werfen; doch dieses wurde nicht verstattet. Der Churfürst erlaubte ihm einst, so viel Wein aus seinem Keller zu nehmen, als er mit einem Mahle herausragen könnte. Schapelow nahm ein volles Faß unter den rechten, und eins unter den linken Arm, dann faßte er mit den vier Fingern einer jeden Hand eins beym Spundloche, und also zusammen vier Fässer, und so ging

er mit der größten Schnelligkeit davon. Der Churfürst rief ihm nach: „Schapelow, Schapelow! dieß Mahl mag's geschehen, wir werden dich aber wohl nicht so bald wieder in unseren Weinkeller schicken.“

Ein anderer, mit Namen Heinrich von Kottwitz, war so stark, daß er mit der rechten Hand einen großen Mühlstein in der Mitte fassen, und bis an den Kopf in die Höhe heben konnte.

Klima in Italien zu Vespasians Zeit.

Einen äußerst schätzbaren Beytrag von der Lebensdauer zu den Zeiten des Kaisers Vespasian liefert Plinius, aus den Registern des Censur, einer völlig sichern und glaubwürdigen Quelle. Hier zeigt sich nun, daß in dem Theile Italiens, der zwischen den Appenninen und dem Po liegt, in dem Jahre dieser Zählung (dem 76sten unserer Zeitrechnung) 124 Menschen lebten, welche 100 und mehr Jahre alt waren, nämlich 54 von 100 Jahren, 57 von 110, 2 von 125, 4 von 130, ebenfalls 4 von 135 bis 137, 3 von 140. Außer diesen fanden sich noch besonders in Parma 5 Menschen, deren drey 120, und zwey 130 Jahre alt waren; in Piacenza einer von 130 Jahren, zu Faentia eine Frau von 132 Jahren. In einer einzigen Stadt bey Piacenza (Vellejadium) lebten zehn, von denen sechs 110, und vier 120 Jahre erreicht hatten.

Hufeland behauptet, daß die Dauer des menschlichen Lebens zu den Zeiten Moses, der Grie-

chen, der Römer, und jetzt immer dieselbe war, und daß das Alter der Erde keinen Einfluß auf das Alter ihrer Bewohner hat, den Unterschied etwa ausgenommen, den die verschiedene Cultur ihrer Oberfläche und die daher rührende Verschiedenheit des Klima hervorbringen kann. — Zwar werden jetzt in Italien, nach Verhältniß, nicht so viele und nicht so sehr alte Leute angetroffen, als zu Vespasians Zeiten; aber die Ursache ist, daß damals, wegen mehrerer Waldungen das Klima noch kälter war, und die Menschen fester machte *). Auch ist nicht unwahrscheinlich, daß die eigenthümliche Wärme der Erde selbst wandere, und sich zuweilen in einem Erdstriche mehr anhäufen, in dem anderen aber vermindern kann.

Der Mensch kann daher noch jetzt eben das Alter erreichen als ehemals. Der Unterschied liegt nur darin, daß es sonst mehrere, und jetzt weniger erreichen.

Posilippo-Grotte bey Neapel.

Posilippo-Grotte bey Neapel.

Der Berg Posilippo bey Neapel hat die reizendste Lage von der Welt, und die Eigenschaft, daß ein gewölbter Weg, die Grotte genannt, gegen 1000 Schritte lang durch ihn hindurchführt.

Vielleicht war diese Höhle Anfangs ein Steinbruch, den man nach und nach durch den ganzen

*) Man findet davon mehrere Spuren. So erzählt z. B. Plinius von Wintern, wo der Wein in den Kellern, und die Lirer bis auf den Grund gefroren war.

Berg getrieben hat, um sich den beschwerlichen Weg über denselben zu ersparen, und wahrscheinlich ist sie noch vor der Römer Zeiten gemacht worden. Der Pöbel macht aus dem Virgil einen Zauberer, und glaubt, sie sey durch dessen Zauberkrast entstanden. Varro, Seneca und Strabo erwähnen derselben. Letzterer erzählt mancherley Fabeln davon, und macht endlich einen gewissen Marcus Coccejus zum Urheber dieses Werkes, von dem man aber sonst nichts in der Geschichte weiß. Die Neapolitanischen Geschichtschreiber folgen hierin dem Strabo ohne allen Grund.

Seneca schreibt im 57sten Briefe: „Es sey nichts ausgedehnter als dieser Kerker, und nichts dunkler als diese Schlünde.“ Er klagt über den Staub in denselben, so daß man aus diesem allen schließen muß, daß die Luftlöcher, von denen Strabo meldet, nach der Zeit verstopft worden sind.

König Alphonsus der Erste, aus dem Arragonischen Hause, ließ die Höhle erweitern, und auch ein Paar große Luftlöcher darin anlegen. Unter dem Vicekönige Petrus von Toledo, zu Carls des Fünften Zeiten, ward der Gang noch breiter und höher gemacht, gepflastert, und die Luftlöcher, welche in der Mitte oben zu dem Berge hinaus gehen, wurden noch mehr vergrößert.

Zum sichern Beweise, daß dieses Gewölbe von Menschenhänden gemacht worden ist, dienen die Spuren des Meißels, die man an mehreren Orten sieht. Jetzt ist die Höhle des Ganges fünfzig, und die Breite dreyßig Fuß. Die Felsenmasse, aus welcher der Berg besteht, ist sehr fest, und erhält sich durch ihre ungeheuere Last, ohne

daß ihr bisher ein Erdbeben den geringsten Schaden hat zufügen können.

In der Mitte der Höhle ist eine Kapelle für die Maria anaelegt. Der Gang wird zwar einige Mal des Jahres gereinigt, aber der Staub darin bleibt doch beständig eine große Unbequemlichkeit. Weil es dunkel darin ist, so pflegt man vor der Einfahrt Fackeln anzuzünden. An beyden Eingängen wohnen auch Leute, die beständig Feuer und Kienfackeln in Bereitschaft haben, wofür eine Kleinigkeit bezahlt wird. Die Passage von Reisenden, Fahrenden und Gehenden dauert den ganzen Tag fort. Um alle Unordnungen zu vermeiden, pflegen sich die Bauern und Fuhrleute *alla montagna* und *alla marina* zuzurufen, welches andeutet, auf welche Seite der Höhle sich ein jeder halten soll. Ueber dieser Grotte sieht man noch Ueberbleibsel einer alten Wasserleitung, welche das Wasser aus dem *Serino* nach *Musene* in das große Behältniß führte.

Nicht weit von der *Vosilippischen* Höhle liegt das so genannte Grab des *Virgils*, und zwar linker Hand in einem Garten des *Marquis S.*, an einem Berge, zu welchem der Zugang sehr beschwerlich ist.

Bebe und Brovslavsky, zwey Zwerge.

Nicolaus Ferry — auch *Bebe* genannt — wurde nach der Beschreibung, die der *Graf von Treßan* von ihm geliefert hat, zu *Palienes*, in dem Fürstenthume *Salm*s, geboren. Sein Vater so wohl als seine Mutter hatten eine gute körperliche Bildung, allein des

fen ungeachtet war er bey seiner Geburt nur 8 oder 9 Zoll lang, und wog nur 12 Unzen. Er war sehr schwächlich, und man trug ihn daher auf einer mit Hanf belegten Schüssel zur Laufe. Er konnte nie an der Brust der Mutter saugen, denn sein Mund war viel zu klein, als daß er damit die Warze hätte fassen können. Er wurde daher nur mit Ziegenmilch genährt. Im sechsten Monathe seines Lebens bekam er die Pocken, in welcher Krankheit die Ziegenmilch seine einzige Nahrung und Arznei war. In einem Alter von 18 Monathen fing er an zu reden. Als er zwey Jahre alt war, konnte er vollkommen gehen. Seine ersten Schritte waren ungefähr von der Größe einer Nußschale.

Die grobe Nahrung der dajigen Einwohner, die aus Hülsenfrüchten, Speck und Kartoffeln besteht, ernährte ihn bis in sein sechstes Jahr, während welcher Zeit er verschiedene heftige Krankheiten glücklich überstand. In seinem fünften Jahre war er vollkommen ausgebildet, ohne größer geworden zu seyn als 22 Zoll, und diese Sonderbarkeit machte sein Glück.

Der König von Pohlen, Stanislaus Leszinsky, hatte von diesem außerordentlichen Kinde gehört, und verlangte es zu sehen. Er ließ es nach Lüneville bringen, und behielt es in der Folge bey sich. Der kleine Bebe hielt sich sehr an den König, ungeachtet er sonst wenig Empfindung von Zärtlichkeit verrieth. So viel Mühe man sich auch mit seiner Erziehung gab, so war es doch nicht möglich, bey demselben Vernunft und gesunde Beurtheilungskraft zu entwickeln. Die wenigen Kenntnisse, welche man ihm beyzubringen im Stande war, konnten ihn auf keinen Begriff von Religion und auf keinen

zusammenhängenden Schluß leiten. Seine Fähigkeit überstieg nie die Fähigkeiten eines gut abgerichteten Hundes. Er schien die Musik zu lieben, und schlug zuweilen den Tact ziemlich richtig. Er tanzte sogar mit vieler Genauigkeit; allein alsdann sahe er seinen Lehrer genau an, um alle seine Schritte und Bewegungen nach den erhaltenen Zeichen auszurichten.

Dieser Zwerg befand sich bey seinem Aufenthalte auf dem Lande einmahl auf einer Wiese, wo das Gras größer war als er selbst. Er glaubte daher, sich in einem Holze verirrt zu haben, und schrie nach Hülfe. Er war gewisser Leidenschaften, als des Zorns und der Eifersucht, vorzüglich empfänglich, und alsdann war sein Gespräch abgebrochen und unordentlich. Mit einem Worte, er verrieth nur jene Art von Empfindung, welche aus Umständen, sinnlichen Eindrücken und einer augenblicklichen Erschütterung entsteht, und die wenige Vernunft, welche er zeigte, schien sich nicht über den Instinct einiger Thiere zu erheben.

Die Prinzessin Talmond versuchte es, ihm einigen Unterricht zu geben; allein ungeachtet ihrer Klugheit konnte sie doch aus diesem Zwerge nichts machen. Es entsprang nichts weiter daraus, als eine stärkere Zuneigung zu dieser Prinzessin, welche so heftig wurde, daß sie in Eifersucht ausartete. Einen Beweis davon liefert folgende Geschichte. Die Prinzessin streichelte einmahl in seiner Gegenwart einen kleinen Hund. Beberix riß ihr denselben wüthend aus den Händen, und warf ihn mit diesen Worten zum Fenster hinaus: „warum lieben Sie ihn denn mehr als mich?“

Bis zu einem Alter von 15 Jahren hatten alle Organe dieses Zwerges ihre natürliche Thätigkeit, und seine kleine Gestalt war sehr gut und angenehm. Er war damahls 29 Zoll lang. Allein nun singen seine Kräfte an abzunehmen, sein Rückgrath krümmte sich, der Kopf hing vorwärts, die Füße wurden schwach, das eine Schulterblatt senkte sich, die Nase wurde dick; kurz, Bebe trug alle Kennzeichen des hinfälligen Alters an sich. Dessen ungeachtet nahm er doch noch in den vier folgenden Jahren an Höhe zu.

Der Graf Eröß an, welcher den Gang der Natur bey dem Wachstume dieses Zwerges beobachtete, hatte vorausgesehen, daß er vor dem dreyßigsten Jahre, und doch gleichwohl als ein alter Greis, sterben würde. In den letzten Jahren seines Lebens schien er ganz hinfällig zu seyn. Er konnte kaum gehen, die äußere Luft fiel ihm, wenn sie nicht sehr heiß war, beschwerlich; man führte ihn in die Sonne, welche ihm neue Kräfte zu geben schien, und doch konnte er kaum hundert Schritte in einem fort gehen.

Im May 1764 wurde er von einer sehr großen Unpäßlichkeit befallen, worauf er einen Schnupfen und ein Fieber bekam, und in eine Art von Schlassucht fiel, aus der er nach kurzer Zeit wieder zu sich kam, allein ohne reden zu können.

In den letzten vier Tagen seines Lebens bekam er ein deutlicheres Bewußtseyn wieder; seine Reden, die Zusammenhang und Nachdruck hatten, setzten alle diejenigen, welche um ihm waren, in Erstaunen. Er starb den 9ten des Heumonaths 1764 in einem Alter von beynähe 23 Jahren, nachdem er eine Größe von 33 Zoll erlangt hatte.

2) Brovslavsky.

Beynabe um die nähmliche Zeit fand sich zu Lüneville ein Pohlischer Edelmann, mit Nahmen Brovslavsky, ein, der noch von kleinerer Gestalt, als Bebe, war. Die Aelttern desselben waren beyde mehr als mittelmäßig groß, und hatten 6 Kinder gehabt, wovon der älteste nur 34 Zoll groß und wohl gebildet war. Der Zwyte, wovon hier die Rede ist, und dessen Geschichte der Graf Treßan gleichfalls erzählt, war nur 28 Zoll lang, ungeachtet er damahls schon 22 Jahre alt war. Die drey jüngern Brüder hatten eine Größe von fünf Fuß und sechs Zoll. Das sechste Kind war ein Mädchen, dessen Länge höchstens 20 bis 21 Zoll betrug, das übrigens wohl gebauet und sehr artig war, auch viel Geist verrieth.

Die Aehnlichkeit zwischen Bebi und Brovskavsky bestand nur in dem Körperbaue; denn letzterer genoß einer guten Gesundheit, war gerade, und in seinen Bewegungen sehr behende. Er konnte Strappazen ertragen, und mit Leichtigkeit Lasten aufheben, die für seinen Körper ansehnlich waren.

Was ihn aber noch mehr vor Bebe auszeichnete, war dieß, daß er die Vorzüge eines ausgebildeten Geistes besaß, daß sein Gedächtniß sehr treu, und seine Beurtheilungskraft richtig war. Er las und schrieb sehr gut, verstand die Rechenkunst, die Deutsche und Französische Sprache, und redete beyde mit sehr großer Fertigkeit. Er war bey allem, was er unternahm, sinnreich, und lebhaft in seinen Antworten. Mit einem Worte, Brovslavsky konnte, nach dem Ausdrücke des Grafen Treßan, als ein

vollkommen ausgebildet, abgleich sehr kleiner Weib dagegen, als ein unreifer Mensch angesehen werden.

Die Hexenhöhle in den Sevennen.

Von Herrn

Herr L o n j o n , Zollaufseher in der Stadt G a n g e s , ein großer Liebhaber von Naturseltenheiten, besuchte, nachdem er fast alle Höhlen, welche sich um G a n g e s befinden, gesehen hatte, auch la Baume des demoiselles oder die Hexenhöhle. Die Höhle liegt drey Viertheilmeilen von G a n g e s bey St. B a u z i l l e auf dem Gipfel eines spitzigen Berges, des R o i n d e l T o u r a c h , und ist in dieser Gegend sehr bekannt.

Herr L. durchstrich verschiedene Gänge, hatte seine stets gespannte Wissbegierde, wurde damit nicht befriedigt. Er traf eine Deffnung, so enge, daß er nur mit dem Kopfe hindurchkommen konnte; in diese ließ er eine Fackel werfen, und fand, daß sich der Raum vergrößerte, und daß Gewölbe erhob. Sein Verlangen stieg, er kam nach einigen Tagen wieder, und ließ eine Mine sprengen, um die Deffnung zu erweitern. Hierauf stieg er mit einem getreuen Bauer, seinem einzigen Begleiter, bey dieser Unternehmung hinab, mußte aber wegen unüberwindlicher Hindernisse bald zurückkehren.

Seit dem waren verschiedene Jahre verstrichen, als ich von ungefähr den Herrn L o n j o n zu M o n t p e l l i e r antraf. Gleichheit der Gesinnungen vereinigte uns. Er erzählte von la

Baume des demoiselles; mich verlangte, sie selbst zu sehen, und es wurde ein Tag dazu bestimmt.

Herr Brûnet, ein junger Mann aus Montpellier, der sich in einem Alter, wo man gewöhnlich nur an das Vergnügen denkt, den Wissenschaften widmet, begleitete mich, und mein Bedienter und zwey Bauern folgten uns. Mit einer Strickleiter von fünfzig Fuß, mit andern Seilen, mit Fackeln, und mit einigem Mundvorrathe versehen, machten wir uns den 7ten Junius 1780 zu dieser unterirdischen Reise auf den Weg.

Gleich im Anfange hatten wir viele Schwierigkeiten zu überwinden. Wir mußten beynahedeu drey Viertelstunden in die Höhe kriechen (steigen konnten wir es nicht nennen), ehe wir die Spitze des Berges erreichten. Die Strahlen der Sonne, die von den Felsen zurückprallten, die bröcklichtort, unter unsern Füßen hinabrollenden Steine, und die Last dessen, was wir zur Reise mitgenommen hatten, und wovon jeder einen Theil trug, alles dieß vermehrte die Beschwerlichkeit. Wir hatten kein Wasser mitgenommen, weil wir in der Höhle welches anzutreffen hofften; dieses zu entbehren, fiel uns am schwersten. Wir konnten unsern Durst nur mit etwas Obst stillen.

Mitten auf dem Berge hielten wir bey Mas de la Costene (Mas ist so viel als kleines Haus). Ein Mann mit einer Leiter vermehrte hier unsere Gesellschaft. Oben auf dem Felsen ist ein kleiner Busch von grünen Eichen, in dessen Schatten die Oeffnung der Höhle liegt. — Diese Oeffnung ist wie ein Trichter gestaltet, oben 20 Fuß weit und ungefähr 30 Fuß tief; sie liegt sehr schön, mit Bäumen, Pflanzen und wildem

Weine besetzt. Das Bild der schönen Natur scheint sich hierdurch dem, der sie so eben verläßt, um sich in die finstersten Tiefen hinab zu begeben, desto fester eindrücken zu wollen.

Ein langes an einem Felsen befestigtes Seil, an welches wir uns hielten, geleitete uns bis an eine Stelle hinab, wo wir eine hölzerne Leiter ansehen konnten. Wir befanden uns nun an dem Eingange der ersten Halle. Dieser ist schief, und mit Wurzeln besetzt. Zur Rechten ist wieder eine kleine Höhle, welche aber nicht tief hineingeht.

Im Vordergrunde zeigen sich vier herrliche Säulen, die wie Palmbäume aussehen, in einer Reihe stehen, und eine Art von Gallerie bilden. Es sind Stalaktiten, ungefähr dreyßig Fuß hoch. Sonderbar ist es, daß sie nicht bis an die Decke reichen, welche ganz eben ist, und daß sie oben breiter als unten sind, welches mit der gewöhnlichen Form der Stalaktiten, die unten aufstehen, nicht übereinstimmt. In diesem ersten Saale, der durch die gedachten Pfeiler in zwey Theile getheilt wird, machten wir ein Feuer an, fröhstückten dabey, und nahmen hierauf von dem Tageslichte Abschied.

In die zweyte Halle kommt man durch eine sehr enge Oeffnung, durch welche man nur seitwärts kriechen kann. Wir stiegen auf der hölzernen Leiter zwanzig Fuß tief hinab. Der schiefe Abhang des Bodens von der ersten bis in die zweyte Abtheilung beträgt ungefähr drey Ruthen. — Der Anblick dieses zweyten Saals setzte uns schon in Erstaunen. Man glaubt hier, besonders an der linken Seite, einen Vorhang zu erblicken, der eine unermessliche Höhe hat, mit Brillanten besäet ist, und die schönsten Falten wirft.

Versteinerte Wasserfälle, einige weiß wie Email, andere gelb, scheinen in gebrochenen Wellen auf den Zuschauer niederzustürzen. — Man wird im ersten Augenblicke davon erschreckt. Verschiedene Säulen, einige wie Obeliskten gestaltet, das Gewölbe mit Festons und Kränzen behangen, diese durchsichtig wie Glas, jene weiß wie Alabaster, Krystalle, Diamanten, mit einem Worte, die sonderbarste Sammlung von Kostbarkeiten, alles wirkt zusammen, um an die Erzählungen von Feenpallästen zu erinnern, die wir in unsern frühern Jahren mit so vielem Vergnügen hörten.

Wenn man zur Linken weiter fortgeht, so kommt man in einen dritten, ziemlich breiten und sehr langen Saal, der eine krummlaufende Gallerie bildet. Auf dieser kommt man an ein kleines Gewölbe, unter welchem man nur gebückt gehen kann, und das man, weil es rund und niedrig ist, den Ofen nennt. Dieser Ofen hat zwey Ausgänge; die Versteinerungen in demselben sind weiß und körnig, und sehen, bis zur Täuschung, wie allerley kleines Zuckergebäck aus, das nicht artiger und in besserer Ordnung aufgestellt werden kann. Alles ist mit einem weißen glänzenden Sande bestreuet.

Zur Rechten, bey einem zweyten, weniger interessanten Ofen vorbey, tritt man in eine andere Halle, die sehr groß ist, und worin man umgekehrte, zerbrochene, auf einander gehäufte und überhängende Felsen erblickt, unwiderlegliche Beweise gewaltiger Erschütterungen in dem Innern der Erde. Alles hat hier ein trauriges Ansehen, und man entfernt sich, aus Furcht, daß die ungeheuern Felsensstücke losbrechen, und den Zuschauer zerschmettern möchten, von diesem Dr.

te bald. Doch kaum ist man fort, so sieht man andere Hallen, die nicht weniger furchtbar sind. Man befindet sich indeß in einem großen Amphitheater, wo man endlich mit der Furcht vertraut wird.

Alles Bisherige war in der Gegend schon bekannt, und nicht der eigentliche Gegenstand unserer Reise. Endlich kamen wir an den Ort, wo Herr Lonjon die Mine hatte sprengen lassen. Der Eingang in diese Oeffnung ist enge, so daß man hindurch kriechen muß. Sie führt in einen kleinen Saal, in welchem zwölf Personen Raum haben. Hinter drey kleinen Pfeilern zeigt sich Wasser, es ist aber salzig und unrein. Eine ungeheure Menge Fledermäuse theilte diesen engen Aufenthalt mit uns. Auf dem Felsen sahen wir viele Krystallisationen, wie Pflanzen, weiß und glänzend, welche gegen den schwarzen Grund, an welchem sie hingen, sehr abstachen. Dieser Saal war dem Eingange gegenüber offen, und man sah aus ihm einen Raum vor sich, vor dem das Auge keine Grenzen erreichen konnte, und zu dem kein anderer Weg, als ein scharfer, fünfzig Fuß langer Felsen führte. Wir machten unsere Strickleiter auf, befestigten sie an einem Stalaktiten, und ermunterten einander. Einer sah den andern an, man schauderte zurück, eine schreckliche Tiefe zeigte sich auf allen Seiten. Wir warfen einen kleinen Stein hinab, und es wahrte lange, ehe wir ihn anprallen, und von Felsen auf Felsen fallen hörten. Das geringste Versehen, ein Schwindel, konnte dem Beobachter hier das Leben kosten.

Wir setzten dessen ungeachtet unsere Reise fort. Was sich uns bey dem matten Scheine der Fackeln zeigte, schien uns reichlichen Ersatz für unsere

Mühe darzubieten. Pfeiler von einer erstaunlichen Höhe, ein Saal wie eine Kirche, und ein Gewölbe, dessen Höhe wir mit unsern Augen nicht erreichen, steile Abgründe, deren Tiefe wir nicht schätzen konnten, alles dieß machte uns staunen, und erregte unser Verlangen. Der vorhin gedachte behende und kühne Bauer war der erste, der es wagte, hinabzusteigen. Herr Brunet folgte ihm. Wie sie drey Ruthen hinabgestiegen waren, sah man sie nicht mehr. In einer Tiefe von zwanzig Fuß hörte der Felsen auf, und die Leiter, die nun ohne Wiederlage war, wankte und drehte sich. Dessen ungeachtet war ich der dritte, der hinabstieg, voller Ungeduld, die Wunder dieses Schauplazes zu sehen.

Nachdem ich die äußerste Gefahr, in die ich gerieth, überstanden hatte, fand ich mich bey meinen Vorgängern. Unsere Augen fielen auf einen unermesslich großen Raum, reich an Verzierungen und mit Stalaktiten und Stalagmiten von allerhand Gestalt und einer blendenden Weise bedeckt. Allein es waren noch fünfzig Fuß zu steigen übrig, und es fehlte uns an den dazu nöthigen Seilen, eisernen Stacheln, Hammern u. dgl., weßhalb wir uns entschließen mußten, wieder in die Höhe zu steigen.

Um auf unserer Rückreise einen kleinen Ersatz zu haben, besahen wir, auf dem Wege von St. Bazille nach Ganges, eine kleine Höhle in einem Weingarten am Fuße eines Dehlberges. Alles ist hier weiß, durchsichtig, krySTALLIRT, und mit glänzenden Körpern besäet. Sie ist nicht feucht. Man sieht hier sehr künstliche Stücke, unter andern ein Bassin, das dem Aufenthaltsorte eines Fürsten zur Zierde dienen konnte. Es stellt dem Auge einen See dar, der

sich mit großem Geräusche in eine sehr steile Tiefe stürzt.

Am 15ten Julius begannen wir unser Unternehmen aufs Neue, nachdem wir alle nöthigen Vorkehrungen getroffen hatten. Es war früh Morgens. Die Gesellschaft bestand außer mir und den Herren Lonjon, Vater und Sohn, dem Marquis de Montlaur, Herrn de Bouissy, Präsident des Parlements zu Douay, Herrn Brunet, Herrn Scipion Alut, Herrn Martin de Choisy, meinem Bedienten, verschiedenen Bauern, und noch einigen Bedienten des Marquis de Montlaur.

An der Stelle, wo wir das vorige Mahl geblieben waren, und die wir, der drohenden Gefahr wegen, le pas de diable, oder den Teufelsweg genannt hatten, konnten wir die Leiter nicht anwenden. Es war da nicht mehr Platz, als nur eben den Fuß zu setzen; ein hervorstehender Felsen verhinderte das Kriechen auf den Knien. Hinten war eine Tiefe, und man mußte an der Kante, auf einer abhängigen Fläche, die Füße auswärts gekehrt, fortgehen. Keiner sah den andern ohne Schrecken diesen zwanzig Schritte langen Weg nehmen. Ein auf gut Glück herabhängendes Seil war unser Führer.

Wie wir diesen Weg glücklich zurückgelegt hatten, sahen wir einen fünf und zwanzig Fuß hohen Pfeiler. Er war weiß wie Alabaster, und ganz von Blumenwerk gebildet. Oben wurde er nach und nach schwächer, und endigte sich in eine Pyramide. — Hier wartete unser ein neues Hinderniß. Wir mußten längs einer abhängigen Fläche hinabsteigen, die Leiter konnten wir hier nicht gebrauchen, unten war eine steile Tiefe, der Boden war schlüpferig, und wir mußten

gerade hinabzustürzen befürchten; über dieß war man in Gefahr in ein tiefes Loch zu kommen, oder an den Felsen zerschmettert zu werden. Wir mußten eine Stunde warten, ehe eiserne Stangen eingeschlagen und Seile angespannt werden konnten. Diejenigen von uns, welche nicht mit dieser Arbeit beschäftigt waren, mußten unaufhörlich mit Hammern an den Felsen schlagen, um nicht vor Kälte zu erstarren. Um den Gang zu verlängern, ließen wir ein Stück Holz hinabfahren, und auf dieser Unterlage allein mußten wir hinabrutschen, wobey wir uns, so gut wie es gehen wollte, mit der linken Hand an einem angespannten Seile fest hielten. Zwey unserer Begleiter konnten uns hier nicht folgen, weil sich ihrer die Furcht bemächtigt hatte.

Ein abgebrochener Stalaktit, von einem Fuß ins Gevierte, ist die erste Stelle, wo man wieder denken kann, daß man sicher siehe. Unter andern Umständen würde man ein ganz entgegengesetztes Urtheil fällen; aber hier ruht man, in Vergleichung der überstandenen Gefahren, mit Vergnügen einen Augenblick aus.

Von diesem Pfeiler steigt man auf einen festen Boden hinab, wo man, wenn auch nicht mit Bequemlichkeit, doch sicher gehen kann. Jeder Schritt, den wir thaten, nöthigte uns einen neuen Lobspruch ab.

Ein weißer Altar, dem besten Porzellan gleich, drey Fuß hoch, vollkommen oval, mit regelmäßigen Stufen, war der erste Gegenstand, der uns auffiel. Das Altarblatt war von blauem Email, und die Blumenzierrathen standen über einander, wie die Blätter einer Artischocke.

Etwas weiter fanden wir gewundene Säulen, die an vielen Stellen, ihrer Dicke ungeachtet,

durchsichtig waren. Vier Personen konnten sie nicht umfassen. Ihre Höhe konnten wir nicht schätzen; wir vermutheten zwar, daß sie bis an das Gewölbe reichten, konnten uns aber nicht ganz davon versichern.

Dieser Saal ist so groß als die halbe Stadt Ganges; die Höhe und Tiefe desselben konnten unsre Augen nicht messen. Wir entdeckten Oeffnungen, wodurch wir uns aber keinen Durchgang bahnen konnten. Um den Altar sahen wir unter andern einen thurm hohen Obelisk, oben spiz, ganz rund röthlich, wie abgemeißelt, und in den schönsten Verhältnissen gearbeitet. Steinmassen, so groß wie ganze Kirchen, bald wie versteinerte Wasserfälle, bald in Gestalt von Wolken, bald wie Pfeiler, in allen Richtungen gebrochen, mit Zweigen von Email bedeckt, und mit Blumen und Zierathen wie ein kleines Zuckergebäck. Der Anblick eines Todtenkopfs war das Einzige, was unsere Freude störte. Wir konnten nicht begreifen, wie dieser unglückliche Gegenstand hatte in diese Höhle kommen können, da wir erst eine Mine hatten sprengen lassen müssen, und uns versichert hielten, daß es keinen andern Eingang gäbe. Endlich nahmen wir an, daß das Wasser, welches alle Winter die Höhle überströmt, diesen Todtenkopf hierher geführt haben müsse, und unsere vorige Fröhlichkeit stellte sich wieder ein.

Einer der schönsten Gegenstände in dieser Höhle ist ein riesenmäßiges Bild, welches auf einem Fußstücker steht, und eine Frau vorstellt, die zwey Kinder hält. Dieses Bild würde werth seyn, dem größten Fürsten Europens zu gehören, wenn es außer dem Orte, wo es sich befindet, die Gestalt behielte, die wir hier sehr

deutlich sahen. Ueberall zeigten sich Franzen, Gardinen mit Email und Krystallen besetzt, Spitzen und Bänder, so herrlich gearbeitet, daß man wissen muß, es sey nie ein Mensch in diesen unterirdischen Hallen gewesen, um sich überzeugen zu können, daß man sie nicht für Werke eines der größten Künstler halten dürfe.

Dieser Saal ist rund; man würde ihn mit einem Kathedrale, der mit mehreren hohen Kapellen umgeben ist, vergleichen können. In der Mitte ist eine Kuppel, deren Höhe wir nicht bestimmen konnten. Aus dem Wege, den wir hinabzusteigen hatten, schätzten wir sie ungefähr auf fünfzig Ruthen. Der Grund ist feucht. In einigen Nebensälen ist die Erde schwarz. Wir kamen unter andern in einen, der völlig einer Reitbahn glich, mit einer Säule in der Mitte.

Es ist unmöglich, alles zu beschreiben, was wir in diesem großen und den umliegenden kleineren Sälen, während der zehn Stunden, die wir hier zubrachten, gesehen haben. Verschiedene Stücke waren so schön, so regelmäßig und so glücklich gebildet, daß wir dadurch ganz außer uns versetzt wurden. Der Kalkspath in dieser Höhle ist von der schönsten Art, und würde den vortrefflichsten Alabaster geben. Man hätte alles mitnehmen mögen. Durch die Feuchtigkeit, welche an diesem Orte herrscht, erhalten diese Werke der Natur einen sanften Firnis, der sich, in Ansehung seiner Zartheit, am besten mit dem Thau an den Früchten vergleichen läßt, und bey dem leisesten Berühren davon abgeht.

Wir speiseten in dem großen Saale. So viel es in einem so weiten Raume möglich war, hatten wir alles erleuchtet. Das Wasser, das wir in einem kleinen Bassin dicht bey unserer

Strickleiter fanden, war seit unserer ersten Reise, wo es faul und salzig war, gut und trinkbar geworden.

Nach dem Essen setzten wir eine Beschreibung von unserer Niederkahrt und von den Mitteln auf, die wir dazu angewendet hatten; legten sie sodann in eine versiegelte Flasche, und stellten diese an einen Ort, wo sie nicht wohl zerbrechen konnte; in einer blechernen Dose waren unsere Nahmen; in dem tiefsten Thale der Höhle, bey einer schönen Gallerie, machten wir eine bleyerne Tafel fest, in welcher unsere Nahmen geschrieben waren. Man wird uns das kleine Opfer, welches wir hierdurch unserer Eigenliebe brachten, leicht verzeihen; wenn man bedenkt, wie viel Geduld, Mühe und Vorsicht wir hatten gebrauchen müssen, um unsere Reise bis hierher zu vollenden.

Unsere bald abgebrannten Fackeln nöthigten uns, auf den Rückweg zu denken, den wir nur ungern antraten. Wir können versichern, daß man hier einen ganzen Tag zubringen könnte, ohne alles, auch nur flüchtig, zu sehen.

Die Eldenhöhle bey Castleton.

Die Eldenhöhle bey Castleton, in der Graffschaft Derby, ist ein Loch von ungeweiner Tiefe auf der Höhe eines Berges. Der Umfang dieser Grausen erregenden Grube hat die Gestalt eines länglichen Ovals. Um Verunglückungen abzuwenden, hat man ganz herum eine Mauer geführt; denn der Abgrund geht so steil und gerade hinab, daß es sehr leicht wäre, unversehens hinunter zu stürzen.

Die Befahrung dieser Höhle ist kaum möglich, und deshalb läßt sich auch die eigentliche Tiefe derselben nicht bestimmen. Wenn man einen Kieselstein hinein wirft, und das Ohr an den Rand des Abgrundes legt, so hört man ihn lange fallen. So bald der Stein hinunter kommt, glaubt man einen seuffenden Laut zu hören, bis der erste Schlag das Ohr wie ein unterirdischer Donner rührt. Dieses donnernde Getöse nimmt ab und zu, nachdem der Stein an die harten Felsenwände schlägt, und endlich, nachdem er lange gefallen ist, hört plötzlich das Getöse mit einem Gezische auf.

Das Volk trägt sich von diesem Wunder in Derby mit allerley sonderbaren, und abergläubischen Erzählungen. So erzählt man: eine Gans, welche in diese Höhle geworfen worden sey, wäre zwey Meilen davon ganz nackt und von Federn entblößt, wieder zum Vorschein gekommen, und was dergleichen Märchen mehr sind.

Aus allen Nachrichten von dieser Höhle läßt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit schließen, daß man den Berg, auf dessen Höhe sie sich öffnet, unter die ausgebrannten Vulcane zählen darf.

Senish wird bey beständigem Genuße der Kastanien 111 Jahre alt.

Ant. Senish, ein Ackersmann auf einem Dorfe in Limoges, starb im Jahre 1770 im 111ten Jahre seines Alters. Er arbeitete noch 14 Tage vor seinem Ende, hatte noch seine Haare und Zähne, und sein Gesicht hatte nicht abgenommen. Seine gewöhnliche Kost waren Ka-

stanien und Türkisch-Korn. Nie hatte er Ader gelassen, und nie etwas zum Abführen genommen.

Wallfahrt nach Loretto.

Loretto ist eine kleine Stadt in der Mark Ancona im päpstlichen Gebiete, drey Viertelmeilen vom Meere, von ungefähr 4000 Einwohnern, und ist vorzüglich merkwürdig wegen des so genannten heiligen Hauses und wegen der unglaublichen Schätze, welche Aberglaube und religiöser Betrug nach und nach hier gehäuft hat.

Nach der gewöhnlichen Erzählung, die aber aufgeklärte Katholiken selbst völlig in Zweifel ziehen, blieb dieses Wohnhaus der Jungfrau Maria so lange in Nazareth, als es dort seiner gebührenden Verehrung genoß. Als nachdem das gelobte Land von mahomedanischen Völkern beunruhiget wurde, soll sich dieses Haus, ums Jahr 1050, allmählich angefangen haben, von seinem Platze zu bewegen, bis es die heiligen Engel, auf Befehl Gottes, im Jahre 1291, von Nazareth weg, doch mit Zurücklassung der Grundmauer, nach Tersate in Dalmatien trugen. Hier offenbarte die Jungfrau Maria einem Pfarrer in der dortigen Gegend, in einer Erscheinung, die wunderbare Versetzung dieses heiligen Hauses. Mit großem Erstaunen fand man hier schon, laut der gewöhnlichen Erzählung, das heilige Haus in Form einer kleinen Kirche, mit einem Altare, und dem Bildnisse des gekreuzigten Heilandes versehen, darneben das Bild der Jungfrau Maria, mit dem göttlichen Kinde auf den Armen, aus Cedernholz. Auf gleiche Weise

Erfuhr der Pfarrer, durch Offenbarung, daß der heilige Evangelist Lucas beliebt habe, dieß Bild zu verfertigen. An der Seite soll auch ein Kasten mit etlichen Schüsseln und Tellern von gebrannter Erde vorgefunden seyn, die die heilige Familie der Maria in ihrer Hauswirthschaft gebraucht haben soll.

In Dalmatien blieb dieses Wunderhaus nicht länger als drey Jahre und neun Monathe, worauf es die Engel im Jahre 1294 in die Mark Ancona, in einen Wald, unweit Recanati transvortirten, und weil die Eigenthümerin dieses Waldes Lauretta hieß, so bekam von ihr das nachherige Loretto seinen Nahmen. In dieser neuen Gegend wurde es von einem hellen Glanze umleuchtet, woben die Engel den Lobgesang Mariä anstimmten.

Aber auch hier blieb es noch nicht. Nach Verlauf von acht Monathen wurde es wieder von den Engeln aufgehoben, und hundert Schritte näher nach Recanati gebracht; vier Monathe später setzten es die Engel etliche tausend Schritte weiter, mitten in die Landstraße, an den Ort, wo es seitdem unverrückt bis auf den heutigen Tag geblieben ist.

Hier wurde es mit einer Kirche überbauet, und außer dem noch mit einer Mauer eingefast, die aber von den Wänden des hüligen Hauses deswegen absteht, weil sich die Steine der neuen Mauer mit Gewalt zurückgeschoben, und die Arbeiter sogar beschädigt haben sollen, als man zu nahe an die heiligen Wände hatte anbauen wollen.

Unerachtet alle unparteyische, nachdenkende Menschen vielfältige Ursache hatten, an der Echtheit dieses Hauses zu zweifeln, so hatte es den
noch

noch lange Zeit so viel allgemeines Zutrauen gefunden, daß die ehemahlige Anzahl der jährlich angekommenen andächtigen Pilgrimme daselbst auf 200,000 Köpfe betrug. Auch noch in neueren Zeiten zählte man gegen 100,000 Pilgrimme, die Loretto besuchten, wovon der größte Theil Italiäner waren. Viele von diesen betteln sich durch das Land, und der heilige Zweck, nach Loretto zu reisen, ist der beste Vorwand, unter dessen mit aller Bequemlichkeit müßig zu gehen. Die meisten kommen zu Fuß, andere auf Eseln und Pferden. Ihre gewöhnliche Pilgrimmkleidung, mit kurzen Mänteln von Wachseleuwand, ist theils komisch, theils kläglich. Arme Pilgrimme werden drey Tage lang im Hospitale früh und Abends mit Brot und Wein versorgt.

Bright, der Dickste unter den Dicken.

Edward Bright war ein Specereyhändler, zu Maldon in der Graffschaft Essex. Er hatte noch nicht das zweyte Jahr erreicht, als er schon über 144 Pfund schwer war. In seinem zwanzigsten Jahre wog er 336, und bey seinem Tode 616 Pfund. Er war fünf Fuß, neun und einen halben Zoll hoch. Unter den Armen hielt er fünf Fuß und sechs Zoll im Umfange, und der Umkreis seines Bauchs betrug sechs Fuß eilf Zoll. Sein Oberarm maß zwey Fuß und zwey Zoll, und seine Wade zwey Fuß und acht Zoll. Nach seinem Tode waren zwölf starke Männer nöthig, um ihn auf einen kleinen Wagen zu heben; und um ihn in das Grab zu senken, brauchte man eine besondere Maschine. In sein Kleid konn-

ten sich sieben Personen hüllen, wie dieses aus den Kirchenbüchern, und aus der hierüber gerichtlich abgefaßten Registratur, erhellt. Dieser Mann starb am 12ten des Lenzmonaths 1750, im dreysigsten Jahre seines Alters. Er konnte sich, ungeachtet seiner ungeheuern Dicke, sehr leicht bewegen.

Das Huhn mit menschlichem Angesichte bey Posen.

Im Jahre 1800 zeigte ein Jude bey Posen eine seltene Mißgeburt für Geld — ein Huhn mit menschlichem Angesichte, welches auf einem Gute bey Wreschen (Wrzesnia) im Posener Kammerdepartement, ausgebrütet worden war, und das er von dem Gutsbesitzer als Aequivalent für den Betrag einer geringen Schneiderrechnung angenommen hatte. Nach seiner Aussage war ein zweytes, diesem völlig gleichgestaltetes Huhn zugleich von derselben Henne ausgebrütet worden, aber bald wieder gestorben.

Das Huhn, welches der Jude zeigte, lebte, hatte ein ziemlich munteres Ansehen, war völlig ausgewachsen, und damahls schon über ein Jahr alt.

Der Leib war bunt gefiedert, und bis an den Hals, da wo der Kopf anfängt, von andern Hühnern nicht im mindesten unterschieden. Der Kopf war von der Größe eines andern Hühnerkopfs, nur unbefiedert, und mit einer etwas ins Blaue fallenden Haut bekleidet. Die Augenhöhlen hatten ganz den Ausschnitt der menschlichen, und über denselben bildeten zwey Bögen von sehr feinen Pflaumen regelmäßige Augenbrau-

nen. Der Oberschnabel war abgestumpft, und bildete eine wohlgeformte, nur hornartige Nase mit zwey Naselöchern, unter welcher ein regelmäßiger Mund mit Leszen und zwey Reihen dicht an einander stehender, weißer, sehr spiziger Zähne, das seltsamste Spielwerk der Natur vollendete. Die Zunge war völlig gerundet, und wie eine menschliche Zunge gestaltet. Das ganze Gesicht hatte mit dem menschlichen im verjüngten Maßstabe eine schaudererregende Aehnlichkeit, ohne daß man nur im mindesten die Fantasie dabey zu Hülfe nehmen durfte.

Der Mann ohne Arme.

In der Nähe von Bristol lebte im Dorfe Dietheate ein Pächter, Namens William Kington, der ohne Arme geboren war. Er hatte es so weit gebracht, daß er mit seinen Füßen fast Alles, was sonst nur durch menschliche Hände ausführbar ist, verrichten konnte. Wenn er Thee trank, so führte er mit vieler Geschicklichkeit die Tasse vermittelst seiner Zehen zum Munde. Wollte er schreiben, so hielt er das Tintenfaß mit dem linken Fuße fest, und schrieb mit dem rechten so deutlich und so geschwind, als andere in der Feder geübte Menschen mit den Händen. Er brauchte keine Hülfe bey Tische, denn Messer, Gabel und Löffel regierte er auch mit den Füßen. Er pußte seine Schuhe und Messer, zündete Feuer an, kleidete sich an und aus, ja er rasirte sich selbst mit den Füßen. Er molk seine Kühe, mahete Heu, band es zusammen, und verrichtete alle Feldarbeit. Er konnte auch reiten, wobey er sein Pferd mit den Füßen sattelte und zäumte. Mit einem Worte,

er that fast alles ohne Hände, was andere mit denselben thun müssen, und war durch seinen Fleiß aus einem dürftigen Landmanne ein wohlhabender Pächter geworden.

Pferderennen und Halsgericht der Wenden in der Lausitz.

Ueber die Geschichte von Schlesien, so lange dieses Land mit Pohlen verbunden war, und Slavische Einwohner hatte, ist noch sehr wenig historisches Licht verbreitet worden. Nur hier und da dämmern einzelne Lichtstrahlen, deren wir um so sorgfältiger nachspüren müssen, je weniger wir Hoffnung haben, auf einem andern Wege die verborgene historische Wahrheit aufzufinden. Solche einzelne Lichtstrahlen dämmern vielleicht noch hin und wieder in den alten Volks sitten und Volkslustbarkeiten der Einwohner dieses Landes, von welchen wir unter ihren Nachkommen noch jetzt nicht undeutliche Spuren finden. So scheint folgendes Pferderennen unter den Wenden der niedern Lausitz auf die ehemahlige, politische und geistliche Verfassung der einzelnen Communitäten der Slaven hinzuweisen. Folgendes ist eine Pfingstlustbarkeit der Wenden, in der Lausitz.

Den zweyten Pfingsttag versammeln sich die jungen Burschen des Dorfes auf ihren schönsten und flüchtigsten Pferden, auf einer geräumigen Pläne in einiger Entfernung vom Dorfe, zu einem feyerlichen Wettrennen. Sämmtliche Einwohner stehen in zwey Reihen, und machen die Schranken der Rennbahn aus. Ein angesehenener Mann des Ortes zeichnet die Linie, stellt jeden Ritter an seine Stelle, und gibt das Zeichen zum

Wettläufe. Der erste, der das Dorf erreicht, wird als Sieger mit lautem Freudengeschrey empfangen und ins Wirthshaus begleitet, in dem sich auch seine übrigen Kameraden, einer mehr, der andere weniger, über seine getäuschte Hoffnung, mißvergnügt, einstellen. Hierauf ziehen sie in Procession durchs Dorf, unter der Anführung des mit Blumensträußen und Bändern geschmückten Siegers. Nun folgt ein neues Schauspiel. Man versammelt sich zu einem feyerlichen Halsgerichte. Diese jungen Leute schließen einen geräumigen Kreis, und derjenige, der das Unglück hatte, das Ziel am spätesten zu erreichen, wird unter mancherley Formalitäten als ein Verbrecher angeklagt, und zum Tode verurtheilt. Dieses Urtheil wird auf folgende Art vollzogen: Der Verurtheilte kniet auf einen zu diesem Zwecke aufgeschütteten Sandhügel. Man setzt ihm einen mit Asche angefüllten Topf aufs Haupt, zieht dann ein Sack über ihn, der vor den Augen der Zuschauer den Betrug verbirgt, und einer aus ihrer Mitte schlägt ihm mit einem großen hölzernen Schwerte den Aschentopf herunter, worauf denn der Gerichtete umfallen, und den Enthaupteten machen muß. Nach dieser Force kehrt alles ins Wirthshaus zurück, man opfert dem Bacchus, und der Tanz dauert bis tief in die Nacht. Der Sieger, oder König, wie sie ihn nennen, sorgt an diesem Tage für die allgemeine Ruhe, bestraft die Ausschweifungen seiner Kameraden, und legt ihre vorkommenden Streitigkeiten bey.

Es ist ein sehr natürlicher Gedanke, daß dieses mit einem feyerlichen Todtengerichte verbundene Pferderennen vielleicht zu den Trümmern alter Slavischer Volksfeyerlichkeiten gehören dürfte, die ihren Ursprung in ihrer demokratischen Re-

gierungsverfassung hatten. Und die Geschichte dieses Volks scheint diesen Gedanken zu begünstigen. Das Pferd stand bey allen Sarmatischen Völkern in ganz besonderer Achtung; man glaubte, die Götter thäten durch dasselbe den Menschen ihren Willen kund, und um desswillen führten sie auch in ihren Kriegen ihre geweihten Weissagungs-Pferde bey sich, equos raticinantes. Man liest etwas darüber in den Analectis Lusaticis Tom. I. Es war bey den Slaven ein nicht ungewöhnlicher Weg, sich im erforderlichen Falle Regenten und Oberhäupter durch ein feyerliches Pferderennen zu wählen. Dieses geschah unter andern in Pohlen nach dem Tode Lesko I. Man konnte sich bey der Wahl des neuen Regenten nicht vereinigen, und nach vielen und blutigen Zänkereyen der Magnaten wird der einmüthige Entschluß gefaßt, durch ein Pferdrennen dem Streite ein Ende zu machen, und den für den Regenten zu erkennen, der zuerst das Ziel erreichen würde. Es war aber nicht jedes Pferd gleich gut zu diesem Wettrennen, sondern die fleckigten, vielleicht die tigrartenigen, waren allein die geweihten Lieblinge der Götter, zu welchen man, wie zu Orakeln, seine Zuflucht nahm. Johannes, ein Chronikenschreiber aus dem 14 Jahrhunderte, sagt ausdrücklich: „Wessen fleckigtes Pferd zuerst das Ziel erreichen würde, der sollte der Fürst seyn.“ Und er setzt hinzu: „Man habe den Tag zu diesem Wettrennen weiter hinaussetzen müssen, um die nöthigen fleckigten Pferde zusammen zu bringen.“ Vielleicht war dieses bey ihrer demokratischen Verfassung die gewöhnliche Art, sich im erforderlichen Falle ein gemeinschaftliches Oberhaupt zu erwählen. Machten bey einzelnen Communitäten vielleicht die so ge-

nannten Zaudner, die sie Tschut, wir aber Schulzen, nennen — die kleinern Sachen ab, und wählte man hingegen bey Halsgerichten erst einen Richter, der eine höhere Beglaubigung aufzuweisen hatte. Dieser Schatten der ehemahligen Slavischen Halsgerichte, der sich in der oben beschriebenen Pflingstlustbarkeit der Wenden bis auf unsere Zeit erhalten hat, scheint nicht undeutlich darauf zu führen.

Schlesien ist, wie bekannt, mehrere Jahrhunderte größten Theils von den nähmlichen Slavischen Einwohnern bewohnt gewesen, bey welchen auch die nähraliche politische und gerichtliche Verfassung Statt gefunden hat. Sollten sich nirgend ähnliche Spuren derselben erhalten haben, und sollten sich nicht noch hin und wieder mehrere Trümmer dieser Art finden? — Ohne Zweifel haben wir diese, unter den Slaven ehemahls sehr gewöhnlichen Pferderennen auch als die Veranlassung zu dieser noch hin und wieder unter den Deutschen üblichen Volkstlustbarkeit anzusehen. Das schon vor einiger Zeit in dem Journal für Deutschland aufgeworfene Problem: in welcher Zeit die Pferderennen in Deutschland ihren Anfang genommen haben mögen? — würde nun nicht mehr schwer zu beantworten seyn, da wir die Zeit der Einwanderung der Slaven in Deutsche Länder ziemlich genau wissen.

Das Kloster auf dem St. Bernhard in der Schweiz.

Dieses Kloster, worin ungefähr 12 Mönche nebst einem Prior wohnen, ist zur Aufnahme und Verpflegung derjenigen bestimmt, die aus der Schweiz nach Italien reisen. Es ist ein

langes steinernes Gebäude, und hat ein trauriges Ansehen. Es liegt gedrängt zwischen zwey hohen Bergen. Auf der einen Seite stößt es an einen See, der ungefähr eine Viertelmeile im Umfange haben kann, und auf der andern an eine Hütte, wo man die Todten hinlegt, die nämlich, wegen Mangel an Erde, hier nicht begraben werden können. Ringsumher läuft eine Kette wilder Gebirge, mit Schnee, Eis und zerrissener Felsentrümmern bedeckt. Dieses Kloster wurde von St. Bernhard von Menthon zu einem Zufluchtsorte für Reisende gestiftet. Es ist unstreitig eines der schönsten Denkmähler, deren sich die Menschlichkeit rühmen kann. Jeder wird darin nach Stand und Würden empfangen, aber die Sorgfalt und Pflege ist für alle Stände gleich. Es langen jährlich 30 bis 36000 Reisende in diesem Kloster an. Die Mönche bekommen alle ihre Lebensmittel aus dem Walliserlande und von Aot ha; und da ihre Einkünfte für den Aufwand ihrer Stiftung zu karglich sind, so nehmen sie ihre Zuflucht zu Collecten. Die Wege, die zum Spital führen, sind größtentheils gefahrliche, durch Felsen gebahnte Fußsteige, die acht Monathe im Jahre vom Schnee versperrt werden. Wehe dem, der sie alsdann betreten muß. Zwar die Mönche lassen es an nichts fehlen, was Reisenden die Gefahr verringern kann. Von Allerheiligen bis im May streifen beständig zwey Knechte des Klosters umher, und auch selbst die Mönche scheuen keinen Gang, so bald sie einen Reisenden in Gefahr wissen. Vor diesem hatten sie einen Hund, den sie abgerichtet hatten, mit einem am Halse hangenden Korbe, der mit Lebensmitteln angefüllt war, nach Berunglückten auszugehen; dieser Hund war mit so

wunderbarem Instincte begabt, daß er nicht nur stehen blieb, so bald er jemand vom Schnee verschüttet bemerkte, sondern sich bemühet, den Schnee mit seinen Pfoten wegzuräumen. Wenn er fand, daß der Unglückliche, den er aufgescharrt hatte, noch athmete, so reichte er ihm seinen Hals dar, und schien ihm durch seine Schmeicheleyen einladen zu wollen, den Korb zu öffnen. Er kündigte ihn hierauf entweder im Spital an, oder führte ihn, wenn es die Kräfte des Reisenden erlaubten, selbst dahin. Dieser Hund wurde eines Tages von der Hand der Menschen, die er so sehr geliebt hatte, ermordet gefunden.

Die Entbindung nach fünfzehnjähriger Schwangerschaft.

Am neunten Aprill des Jahrs 1802 war zu Rostock eine seit 15 Jahren schwangere, sieben und vierzigjährige Gärtnersfrau, Rahmens Freundt, bey welcher das Kind außerhalb der Gebärmutter, in der Urinblase lag, vom Professor Josephi, in Gegenwart mehrerer Aerzte, auf eine ungewein glückliche Weise operirt. Ein für die Chyrurgie und Naturwissenschaft unerhörter, und höchst merkwürdiger Vorfall!

Außerordentliche Körperkraft der Gautier.

Die außerordentliche Leibesstärke, die der Marschall von Sachsen von seinem Vater, August dem Zweyten, König von Pohlen, geerbt hatte, ist allgemein bekannt. Er zerbrach

Hufeisen, gleich seinem Vater, wie Glas, und als einst zu London ein Lastträger, den jedermann fürchtete, ihn beleidigte und sich mit ihm boren wollte, warfer ihn, unter lautem Lachen der Zuschauer, der Länge nach in einen Karren mit Koth, so daß dieser über ihn zusammenspritzte.

Männer also konnten sich mit ihm nicht messen; aber ein Frauenzimmer fand sich zu seiner Zeit, die es mit ihm im Ringen aufnahm, und die er nur mit Mühe überwand, so daß er selbst gestehen mußte: von allen, die sich mit ihm versucht hätten, habe ihn niemand so lange Widerstand gethan, als sie. Dieß war die berühmte Demoiselle Gautier. Sie hatte solche Kräfte, daß sie einen silbernen Teller wie ein Blatt Papier zusammenrollte. Ihr Körperbau war ihrer Stärke angemessen; dabey war sie wohlgebildet, munter, und von lebhaftem Charakter. Sie machte ziemlich gute Verse, und mahlte sehr geschickt in Miniatur.

Im Jahre 1716 kam sie als Schauspielerinn aufs Französische Theater, und verließ es zehn Jahre nachher, um — Carmeliterinn zu werden — ein Entschluß, der so sonderbar, als ihre Stärke außerordentlich war. Sie erwarb sich hier einen solchen Ruf der Frömmigkeit, daß die Gemahlinn Ludwigs des XV. mit ihr correspondirte. Ein Schriftsteller versichert noch folgende Umstände von ihr:

Nie hatte sie die geringste Sehnsucht, in die Welt zurückzukehren, und nie hat eine Nonne ne mehr Demuth bezeigt als sie. Aufrichtig glaubte sie sich ihrer Mitschwestern unwürdig. Ihre Lebhaftigkeit verwandelte sich in Eifer für die Erfüllung ihrer Pflichten; und als sie in den letzten Jahren ihres Lebens blind wurde, bediente

ſie ſich deſſen ungeachtet ſelbſt, und wollte nieman-
den im Kloſter beſchwerlich fallen. Von einem
Unglücklichen hörte ſie nie ohne Theilnahme reden.

Ein Hecht bemächtigt ſich eines Kalbes.

Unweit Youghall in Irland bemerkte
man, daß ein junges Kalb, welches am Fluſſe
Blackwall getrunken hatte, ein ungewöhnli-
ches Geſchrey erhob. Als man hinzu kam, fand
ſichs, daß ihm ein großer Hecht an der Naſe hing,
der das Kalb während des Trinkens gebiſſen hat-
te, und mit welchem es ſchon an 50 Schritte vom
Ufer zurückgegangen war. Es warf jemand ei-
nen Stein auf den Hecht, der dann todt herab-
fiel. Man fand in dem Magen dieſes gefräſi-
gen Fiſches eine große Ratte und einen Barsch,
nebt einem Stücke von einem andern Fiſche.
Der Hecht wog 35 Pfund.

Batavia.

Batavia hat ein angenehmes Anſehen, ſo
bald man den Fluß herauf iſt, der in die Stadt
führt, und die armfeligen Hütten der Fiſcher
hinter ſich hat. Die Canäle und Straßen, wel-
che die Stadt durchſchneiden, ſind alle nach der
Schnur gezogen, mehrentheils mit anſehnlichen
Häuſern bebauet, und mit Lamarin- und Ka-
ſtanienbäumen bepflanzet. Man ſieht hier keine
Häuſer von mehr als zwey Stockwerken; ver-
muthlich aus Beſorgniß vor Erdbeben, obgleich
dieſes hier niemahls Verwüſtungen angerichtet
hat. Das Aeußere der Häuſer gleicht vollkommen

den Holländischen, nur daß das Dach an allen eingelegten Fuß über die Wand heraustritt, um die Sonnenstrahlen abzuhalten. Inwendig sind die Gebäude wegen der verschiedenen Bedürfnisse sehr abweichend von der Bauart der Europäer. Ein großer Saal, der sich wie eine Gallerie durch das ganze Haus erstreckt, verbindet die verschiedenen Zimmer. Dieser Saal dient so wohl zum Besuch als Speisezimmer, ja alle täglichen Verrichtungen werden darin vorgenommen. Gemeinlich findet man ihn mit Verwischung meublirt, doch ohne Ausnahme sonder Tapeten. Das obere Stockwerk enthält die Schlafzimmer, und die Wohnungen der Sclaven; es wird daher selten an Fremde gezeigt, und ist nur schlecht, aber doch sehr reinlich aufgeputzt. Wenn es der Raum erlaubt, so ist in der Nachbarschaft des Wohnhauses noch ein kleiner Saal, den man hier ein Spielhaus nennt. Zuweilen ist er offen, und hat nur Kollklappen von Leinwand, zuweilen ist er auch zugebaut. Hierher führt man die Fremden bey ihren Besuchen, um freyere Luft zu genießen. Die Wärme ist hier nicht unerträglich, als sie in den Sommertagen in Deutschland ist. Die Mittagshize wird sehr durch den Seewind gemäßigt. Die Morgen- und Abendstunden sind angenehm, und die Nächte so kühl, daß man sich zudecken muß. Die Lebensart ist hier besser, als in den mehresten großen Handelsplätzen, wo durchgängig, wegen der Menge von Beschäftigungen, dem Umgange wenig Zeit gewidmet werden kann. Den Mittag kann man hier alle Mahl in Gesellschaft zubringen. Die Gastfrenheit erstreckt sich in Batavia so weit, daß jeder, der keine eingerichtete Haushaltung hat, der gewöhn-

liche Tischgenosse seiner Nachbarn und Bekannten ist

Die Gegend um *Batavia* ist angenehmer. Sie besteht aus einer unzählbaren Menge von Landhäusern, und oft mit Geschmack angelegter Gärten, wodurch sie das Ansehen eines einzigen großen Gartens gewinnt. Bäume, Pflanzen, Menschen und Thiere, alles gewährt hier einen besondern Anblick, und reizt das Auge des Naturforschers. Die Menschen sind hier eine seltsame Mischung aller Nationen der Erde, von mannigfaltiger Tracht und Farbe. Der Handel und eine gute Polizey macht, daß sie alle einträchtig und friedlich bey einander leben, so verschieden auch ihre Sprache, Religion und Sitten sind.

Die Sitten und den Anzug des schönen Geschlechts findet man hier besonders fremd; denn beyde weichen von den Europäischen ganz ab. Der Kopfschmuck besteht in einem großen Knopfe, den sie von ihren eigenen Haaren mitten auf dem Kopfe artig zusammen zu schlagen wissen. Er wird mit goldenen Nesieln und Kämmen fest gemacht, und mit Juwelen, oder auch mit lebendigen Blumen, geziert. Das Kleid ist ein langer Rock mit spitzigen Ärmeln, mit Falten und ohne Bezeichnung der Taille. Zuweilen ist es kürzer, aber von eben diesem Schnitte, und wird dann mit einem leichten Unterrocke getragen. Zu Hause tritt man sie oft mit bloßen Füßen an.

Die Frauenzimmer zu *Batavia* baden sich öffentlich in den Strömen, die hier vorbeystreichen, so, daß jeder Vorübergehende zusehen kann. Es ist hier so wenig wider den Wohlstand, als wider die Schamhaftigkeit, wenn sie mit Mannspersonen von ihrer Bekanntschaft und Umgange zugleich baden. Die Mode, *Ciri* oder *Betel* zu

kauen, hat etwas sehr Widriges für das Auge, wenn man sie zum ersten Male bemerkt: allein nach und nach gewöhnt man sich an diesen Anblick. Nach dieser Mode läßt sich jede Dame ein mit Gold oder Silber beschlagenes Kästchen in alle Gesellschaften nachtragen; es ist alles darin zusammengepackt, was zu dieser Orientalischen Leckerey gehört. Der Betel ist das Blatt von einer Pflanze, die wie der Epheu wächst; es hat einen zusammenziehenden Geschmack. Bey dem Gebrauche wird ein Stückchen von einer Arekanuß in ein solches Blatt gewickelt, ein klein wenig Kalk hinzugethan, und so gekauet. Der Speichel färbt sich roth davon. Die Arekanuß kommt von einem Palmbaume, der einen sehr hohen Stamm treibt, und ein angenehmes Ansehen hat. Verschiedene behaupten, daß der Ciri einen guten Athem mache, oder doch den übelriechenden verberge. Die Europäischen Männer kauen den Ciri nicht, bey den Engländern aber gehört es so wohl für Männer als Weiber zur feinen Lebensart. Viel schlimmer als dieses Betelkauen ist die Absonderung von der männlichen Gesellschaft, welche das schöne Geschlecht gewöhnlich beobachtet, und ohne die man die hiesigen Gesellschaften um ein Großes ärölicher sehen würde. Die Frauenzimmer sitzen bey gesellschaftlichen Zusammenkünften allein, und oft in einem besondern Zimmer. Hier kauen sie ihren Ciri, und bewirthen sich mit Thee, Früchten, und andern Kläscheren, indes die Männer ebenfalls einen besondern Zirkel ausmachen, und sich bey einer Pfeife Tobak und einem Glase Wein mit Spielen und Sprechen unterhalten. Nur beym Tanze, wovon die hiesigen Frauenzimmer große Liebhaberinnen sind, sieht man die gesellschaftlichen

Freuden allgemein werden, und nur an einigen Ceremonientagen sitzt man in bunter Reihe an der Tafel.

So bald man in ein Haus kommt, um Besuch abzustatten, legt man, nach den ersten Höflichkeitsbezeigungen, Degen und Rock ab, und dieses selbst bey dem Generalgouverneur. Die, welche Perücken tragen, entlasten sich auch von dieser Bürde, an deren Stelle sie ihren kahlgeschornen Kopf mit einer leichten Mütze bedecken, und in diesem Aufzuge figurirt man beym Tanze, beym Spiele und an der Tafel. Der Tag wird hier gewöhnlich auf folgende Art hingebraucht. Des Morgens zwischen 7 und 8 Uhr macht man seine Partie für den Mittag und Abend; die, welche in Gesellschaft gehen wollen, schicken umher, um sich anmelden zu lassen, und wer nicht gebethen ist, der läßt so lange bey seinen Bekannten umherfragen, bis er einen trifft, der ihn annehmen kann. Dieß ist die einzige Bemühung, die des Vormittags für das Vergnügen unternommen wird; denn übrigens bleibt dieser gänzlich den Geschäften gewidmet. Gegen 12 Uhr begibt man sich in das Haus, wo man den Mittag speisen will. Unter einem Gespräche bey Wein und Tobak erwartet man das Auftragen des Essens. Ist die Tafel bereitet, so wird durch Sclavinnen Wasser, die Hände zu waschen, herumgegeben, und so bald sich jeder gewaschen hat, setzt man sich zu Tische. Die Suppe, und eine Schüssel mit Fischen werden einzeln aufgesetzt. Hierauf folgen verschiedene Speisen in Schüsseln und auf Tellern, deren Anzahl die Größe des Tisches bestimmt. Ein Nachtisch von Früchten, eingemachten Sachen, Käse, Milch, Butter und dergleichen macht den Beschluß. Es wird richtig

bey Tische getrunken, doch ist dieß selten mit Zwang verknüpft. Der Wirth bringt bey jedem Glase Wein eine Gesundheit aus. Man gibt Reis und auch Brot bey dem Essen, verschiedene in Essig eingelegte Früchte, und mehrere Arten von einer Indischen Leckerey, die man Sambul nennt. Es ist gebräuchlich vor und nach dem Essen zu bethen. Ist die Mahlzeit geendigt, so wird wieder Wasser zum Händewaschen herumbetragen, das Tischtuch abgenommen, Tobak geraucht, und Wein getrunken. Wenn die Pfeife aus ist, trinkt man noch ein Glas auf eine gute Mittagsruhe, drückt sich die Hände, und jedere geht nach Hause zu seiner Schlafkammer. Die Damen entfernen sich gemeiniglich gleich nach geendigter Mahlzeit. Abends um 6 Uhr kommt man in die Gesellschaft, die man sich für den Abend ausgesucht hat; hier wird gewöhnlich gespielt, oder man setzt sich an einen Tisch, der mit Wein und Tobak versehen ist, um sich mit Sprechen die Zeit zu verkürzen. Das dauert bis um 9 Uhr, dann geht man, wenn der Wirth nicht Lust hat, ein Abendessen zu geben, oder der Gast, es anzunehmen, wieder nach Hause. Bleibt man, so findet man ungefähr dieselbe Einrichtung als bey dem Mittagessen. Nach Tische setzen sich Herren und Damen bey gutem Wetter vor das Haus, die Damen um Ciri zu kauen, und die Männer um Tobak zu rauchen, zu sprechen und Wein zu trinken.

Das Fest des Kamehls in Persien.

Die Perser feiern ein Fest, welches sie das Fest des Kamehls heißen, zum Andenken der Opferung Isaaks. Denn sie behaupten, daß Gott ein

ein Kamehl, und keinen Widder anstatt Isaaks angenommen habe. Sie halten dieses Fest sehr hoch, und suchen dazu das schönste und beste Kamehl aus, das sie finden können. Dieses Kamehl wird sehr zierlich aufgezückt, mit Platten von unechtem Golde und Silber behangen, und bey früher Tageszeit heraus vor die Stadt in die Nähe einer Moskee geführt. So bald alle zu der Feyerlichkeit nöthigen Personen versammelt sind, verrichten einige Priester gewisse Gebethe; hierauf nimmt der vornehmste unter der Versammlung, der König selbst, oder einer seiner Statthalter, einen Wurfspeer, und wirft ihn nach dem Kamehle, welches zu gleicher Zeit mit Stricken, die man ihm um die Füße gelegt hat, zu Boden geworfen, und in zwölf Theile zerstückt wird. Jeder Vorsteher einer Innung bekommt einen von diesen Theilen, welcher eingesalzen, und bis zu dem Feste des folgenden Jahres aufbewahrt wird. Nach vollbrachter Feyerlichkeit bewirthehet der Vorsteher jeder Innung die Angesehensten seines Gleichen in seinem Hause, wobey denn das, vom vorigen Jahre aufbewahrte und eingesalzene Stück des geschlachteten Kamehls, mit Reis gekocht, das vornehmste Gericht ausmacht. Da aber nicht alle Gäste Antheil daran haben können, so sucht man sie auf eine andere Art zu entschädigen.

Habichte morden den Räuber ihrer Jungen.

Ein Gärtner des Erzbischofs von York wollte einst ein Nest junger Habichte ausnehmen; aber die beyden Alten machten einen so heftigen An-

griff auf ihn, daß er entwaffnet wurde, herabstürzte, und auf der Stelle den Geist ausgab. Viele andere Vögel beweisen eine ähnliche Unerschrockenheit in Vertheidigung ihrer Jungen; nur selten gelingt es den beleidigten Aeltern eine so wirksame Rache an ihren hartherzigen, grausamen Räubern zu nehmen.

Mittelstedt heirathet im 110ten Jahre.

Eines der sonderbarsten Beyspiele, wie unter den abwechselndsten Spielen des Glücks, der anhaltendsten Todesgefahr und den nachtheiligsten Einflüssen, sich dennoch das Leben eines Menschen unglaublich lange erhalten kann, ist folgendes: Im Jahre 1792 starb in Preußen ein alter Soldat, Namens Mittelstedt, in einem Alter von 112 Jahren. Dieser Mann war 1681 im Junius zu Fissa in Preußen geboren, und wurde als Bedienter von seiner Herrschaft, die in einem Abende ihre ganze Equipage und 6 Bediente dazu verspielte, ebenfalls mit verspielt. Er ging hierauf in Kriegsdienste, und diente 67 Jahr als Soldat, machte alle Feldzüge unter König Friedrich I., Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. besonders den ganzen 7jährigen Krieg mit, wohnte 17 Hauptbataillen bey *), wo er unzählige Mahl dem

*) In dieser Absicht verdient auch das Beyspiel des kaiserlichen Generals, Graf M o l z a, Erwähnung, welcher 1792 im 78sten Jahre starb. Er hatte vom 18ten Jahre an gedient, 17 Feldzüge und 9 Belagerungen mitgemacht, und war sieben Mahl schwer verwundet worden.

Tode trogte, und viele Blessuren erhielt. Im 7jährigen Kriege wurde ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen, und er gerieth in Russische Gefangenschaft. — Nach allen diesen ausgestandenen Mühseligkeiten heirathete er, und nachdem ihm zwey Weiber gestorben waren, heirathete er im Jahre 1790, also im 110ten Jahre seines Alters, die dritte Frau. Er war bis kurz vor seinem Tode noch im Stande, alle Monathe zwey Stunden Weges zu gehen, um sich seine kleine Pension zu hohlen.

In eben dem Jahre starb zu Neus, im Erzstifte Köln, ein Greis von 112 Jahren (H Kauper). Er war ein Mann von starkem Körper, war gewohnt täglich einen kleinen Spaziergang zu machen, konnte bis an seinen Tod ohne Brille lesen, und behielt auch den Gebrauch seiner Vernunft bis ans Ende.

In England starb vor Kurzem Helena Gray in 105ten Jahre ihres Alters. Sie war klein von Person, sehr munter, aufgeräumt und launig, und bekam wenige Jahre vor ihrem Tode neue Zähne.

Noch im Jahre 1796 lebte, in der Graffschaft Fife, Thomas Garrick in seinem 108ten Jahre, noch sehr munter, und war noch immer, so wie in vorigen Zeiten, wegen seines Straußmagens berühmt. Seit 20 Jahren lag er nie krank zu Bette.

Noch vor Kurzem lebte zu Tacony bey Philadelphia ein Schuster, Namens R. Glan, in seinem 114ten Jahre. Er ist, meldet ein Englisches Blatt vom Jahre 1796, ein geborner Schotte, hat noch König Wilhelm III. gesehn, hat den vollen Gebrauch seines Geffichts und Gedächtnisses, ist und trinkt behag-

lich, verdauet sehr gut, arbeitet die ganze Woche, und wallfahrtet Sountags nach Philadelphia in die Kirche. — Seine dritte Frau lebt noch, ist 30 Jahr alt, und sehr mit ihm zufrieden.

Aberglaube stürzt die Aegyptier in Slavery.

Der Aberglaube beförderte den Untergang der Aegyptier, wenn man anders der Geschichte dieser Zeiten trauen kann. Als der König von Persen, Cambyses, die Stadt Pelusium bestürmen wollte, stellte er eine große Menge Katzen, Hunde und anderer in Aegypten für heilig gehaltenen Thiere, in das erste Glied seiner Truppen, welches die Wirkung hatte, daß die Aegyptier, aus Furcht, ihre Götter zu verwunden, nicht auf den Feind schossen, und daher der Platz ohne Widerstand eingenommen wurde. So ist eine abergläubische Vorstellung vermögend, die stärksten Triebe der Natur, die Liebe zum Vaterlande und zur Selbsterhaltung, auszulöschen.

Der Maelstrom.

Dieser fürchterliche und äußerst gefährliche Meerstrudel befindet sich in der Nähe der Küste von Norwegen. Sein Nahme bedeutet soviel als Nabel der See, und ist ihm von den Einwohnern von Norwegen deswegen gegeben worden, weil sie dafür halten, daß eine große Menge Seewasser von ihm herbeygezogen, und in seinem Wirbel verschlungen werde.

Eine genaue Beschreibung seiner innern Beschaffenheit wird wohl nie zu erwarten seyn, weil niemand von da wieder herauskommen möchte, der einige Nachricht davon geben könnte. Das Wasser, welches in diesem Wirbel in einem Kreise getrieben wird, macht einen Bogen von beynahе vier Deutschen Meilen im Umfange. Mitten in diesem Wirbel steht ein Felsen, gegen welchen Ebbe und Fluth mit unglaublicher Gewalt anprallen. Alles, was in seinen Wirkungskreis kommt, als Bäume, Zimmerholz, Schiffe 2c. wird verschlungen. Keine Klugheit des Schiffers, keine Stärke des Ruderers kann das geringste gegen dessen Gewalt vermögen. Gleich Anfangs nimmt das Schiff einen ganz entgegengesetzten Lauf, die Bewegung desselben, obgleich sie Anfangs sehr sanft ist, wird immer stärker, bis es endlich immer engere Kreise macht, gegen den Felsen angetrieben wird, und dann augenblicklich verschwindet. Von allem sieht man eher nichts wieder zum Vorscheine kommen, als nach sechs Stunden, wenn die Fluth eintritt, und es mit eben der Hestigkeit, womit es niedergestossen wurde, jetzt wieder ausgeworfen wird. Das Geräusch dieses fürchterlichen Wirbels ist, wegen des Zuströmens des Wassers in die fürchterliche Tiefe, und wegen des in einem Kreise getriebenen Wassers, schauernd anzuhören.

Der Schlangendienst bey den Whi- dah-Schwarzen.

Der vornehmste Gegenstand der Anbethung, oder der Haupt fetisch unter den Whidah-Schwarzen, ist eine ungiftige Schlangengattung. Diese Schlangen haben einen runden dicken Kopf, offene und schöne Augen, eine kurze Zunge, die sich nur langsam bewegt, außer wenn sie auf eine giftige Schlange losgehen, und eine sehr schöne Haut, deren Grund weißgrau ist, mit wellenweise laufenden gelben, blauen und braunen Streifen oder Flecken von einer angenehmen Mischung. Diese Schlangen sind sehr sanftmüthig, so, daß sie aus dem Wege gehen, wenn man auf sie tritt, ohne sich einmahl umzukehren. Sie thun keinem Menschen Schaden, und sind so zahm, daß man sie mit der Hand angreifen kann. Sie scheinen gegen niemanden als gegen die giftigen Schlangen, deren Biß gefährlich ist, einen Haß zu haben. Diese bringen sie um, wo sie sie antreffen. Nicht nur die Neger, sondern auch die Weißen streicheln diese unschädlichen Schlangen, und spielen mit ihnen. Diese gute Art von Schlangen unterscheidet sich von den bösen merklich. Die letztern sind durchaus schwarz, und auf sechs Ehlen lang, kriechen allezeit mit aufgerichtetem Kopfe und offenem Rachen, und fallen alles wüthend an, was ihnen begegnet. Die heilige Schlange aber ist nur achthalb Fuß lang. Es ist manches Mahl ein lustiger Krieg zwischen diesen beyden Schlangenarten, indem die giftige die unschädliche anfällt, wenn sie ihr in den Weg kommt. Ob nun gleich die erstere größer, und mit stär-

fern Waffen versehen ist, als letztere, so bekommt es ihr doch allezeit schlimm, indem sich dann eine Menge Neger über sie hermachen, und ihren Angriff mit dem Tode bestrafen.

Das Volk in Whidah erzählt, sie hätten diese Schlange vor vielen Jahren gefunden, als solche ein anderes Land wegen der Bosheit seiner Einwohner verlassen hätte, und zu ihnen gekommen wäre. Aus großer Freude hätten sie diese Gottheit mit allen möglichen Zeichen der Hochachtung und der höchsten Verehrung empfangen, und auf einem seidenen Teppiche in das Schlangenhaus getragen, wo sie sich, nach ihrem Vorgeben, noch jetzt befindet.

Ein anderer Reisender erzählt die Sache weitläufiger. Als nämlich einstmal das Heer von Whidah dem von Ardra ein Treffen liefern wollte, kam eine große Schlange aus diesem Heere heraus, und begab sich zu jenem. Sie war so zahm, daß sie alle, die sich ihr naheten, liebkojete. Der hohe Opferpriester ergriff sie, und hob sie in die Höhe, um sie dem Heere zu zeigen. Dieß that durch dieses Wunderzeichen einen Muth, und fiel vor dem gütigen Thiere nieder. Hierauf gingen sie mit solcher Herzhaftigkeit auf den Feind los, daß sie einen völligen Sieg erhielten. Dieß Glück unterließen sie nicht, der Schlange zuzuschreiben, führten sie nach Hause, baueten ihr ein Haus, und wiesen ihr einen gewissen Unterhalt an, so daß in kurzer Zeit dieser Fetisch mehr verehrt wurde, als andere, die bisher gewöhnlich gewesen waren. Ihre Verehrung nahm täglich nach dem Maße der Wohlthaten zu, die ihre Verehrer, wie sie glaubten, durch sie erhielten. Die vorigen Gottheiten hatten ihre besondern Nem-

ter. Eine gute Fischerey suchten sie bey dem Meere, Gesundheit bey den Bäumen, und guten Rath bey dem Götzen Agone. Aber jetzt führte die Schlange die Aufsicht über Handlung, Krieg, Ackerbau, Krankheiten und Unfruchtbarkeit. Ihr erstes Haus schien allzu schlecht zu seyn, und es ward daher ein neuer, weitläufiger Tempel, mit großen Vorhöfen und Zimmern, aufgeführt, die schön geziert waren, und in gutem Stande erhalten wurden. Zu ihrem Dienste wurde auch ein hoher Opferpriester, und ein Orden von Fetischmännern gewidmet. Einige schöne Jungfrauen wurden gleichfalls jährlich ausgesucht, und ihr geheiligt.

Die Whidaher glauben, die Schlange, die sie jetzt in dem Tempel bey Saby anbeten, sey wirklich noch eben diejenige, welche ihre Vorfahren mit nach Hause gebracht haben, als sie den merkwürdigen Sieg erfochten, der sie von der Tyranny des Königs von Ardra befreiete. Die Nachkommenschaft dieser gütigen Schlange hat sich sehr vermehrt, und ist in keinem Stücke von ihren guten Eigenschaften ausgeartet.

Obgleich diese Schlangen nicht so geehrt sind, als ihr Oberhaupt, so werden sie doch von den Einwohnern sehr hoch geachtet. Man füttert sie, läßt sie bey sich wohnen, und schätzt sich glücklich, wean man solche Gäste findet. Sie speisen sie mit Milch, und wenn es ein Weibchen ist, so bauen sie ihr ein kleines Gemach, wo sie ihre Jungen hineinlegt, die auch so lange gefüttert werden, bis sie für sich selbst sorgen können.

So wie diese Thiere selbst niemandem Schaden zufügen, so werden sie auch von niemandem beschädigt. Wenn ein Schwarzer oder

ein Weißer eine verwunden oder todtschlagen sollte, so würde ein allgemeiner Auflauf entstehen. Wäre der Verbrecher ein Neger, so würde ihm der Kopf eingeschlagen, und er auf der Stelle verbrannt, und alle seine Güter, Frauen und Kinder würden eingezogen werden. Wäre es ein Weißer, und er würde von der Wuth des Pöbels errettet, so würde es der Nation, der er angehörte, eine gute Summe Geldes kosten, um die Sache wieder gut zu machen.

Bey der ersten Ankunft der Engländer zu Whidah stieg ein Hauptmann von dieser Nation ans Land, und ließ seine Ladung unter Dach bringen. In dem Hause fanden einmahl seine Leute des Nachts eine Schlange, die sie ohne Bedenken todt schlugen, und vor die Thür warfen, weil sie sich die Folgen im geringsten nicht träumen ließen. Als die Schwarzen den folgenden Morgen die todte Schlange sahen, und die Engländer offenherzig gestanden, daß sie dieselbe getödtet hätten, so machten die Einwohner alle diejenigen, die in dem Hause waren, nieder, und steckten das Haus mit allen Waaren in Brand. Durch diese Grausamkeit wurden die Engländer abgeschreckt, so, daß sie die Handlung hier einige Zeit aussetzten. Während dieser Zeit fingen die Neger an, den Europäern bey ihrer Ankunft einige Schlangen zu zeigen, und bathen sie, ihnen keinen Schaden zuzufügen, weil sie heilig wären. Dieß hat, von der Zeit an, allen solche Zufälle verhindert. Wenn aber ein Weißer von ungefähr eine tödten sollte, so würde das einzige Mittel seyn, daß er zu dem Könige flöhe, und ihm bewiese, daß es nicht mit Vorsatz geschehen sey. Auf solche Art würde er vielleicht, gegen eine Geldstrafe an die Priester, von

den Folgen seines Fehlers befreuet werden. Indessen würde es doch immer gefährlich seyn, weil der Pöbel, von den Priestern in Harnisch gebracht, bey solchen Gelegenheiten sehr wüthend wird.

Ein Aquambo schwarzer legte einst eine Schlange auf seinen Stab, weil er es nicht wagte, sie mit der Hand anzurühren, und trug sie, ohne sie im geringsten zu beschädigen, zum Hause hinaus. Dieses wurden etliche Whidaher gewahr, die ein Geschrey machten, wie sie es in Feuersnoth zu machen pflegen, und wodurch sie bald das ganze Land zusammenbringen können. Es kamen auch gleich große Haufen mit Keulen, Degen, Wurffspießen und anderm Gewehre, die dem armen Aquambo bald getödtet haben würden, wenn nicht der König, der seine Unschuld wußte, noch in Zeiten einen angesehenen Mann zu seiner Beschüzung abgeschickt hätte.

Hierdurch werden die Leute abgeschreckt, daß sie diese Thiere nicht gern angreifen, ungeachtet sie ihnen oft lästig werden. Denn bey heißem Sonnenscheine kommen sie zu fünfen oder sechsen in ein Haus, und kriechen auf den Stühlen, Bänken, Tischen, und sogar auf den Betten herum. Und wenn sie unter denselben einen warmen, bedeckten Ort finden, so bleiben sie wohl sechs bis sieben Tage da, ja sie werfen wohl gar ihre Jungen daselbst. Um ihrer indessen los zu werden, darf man nur einen von den Eingebornen rufen, der seinen Fetisch ganz leise zur Thür hinaus trägt. Wenn sie aber etwa auf die Balken, oder sonst an einen hohen Ort, in den Häusern kommen, die hier nur von Einem Stockwerke zu seyn pflegen, so kann man die Schwar-

zen nicht so leicht bereden, daß sie sie wegschaffen, so, daß man sie oft daselbst leiden muß, bis sie von selbst weggehen.

Auch die Thiere, welche diese Schlangen tödten oder beschädigen, sind eben so wenig als die Menschen, von der Strafe ausgenommen. Im Jahre 1697 wurde ein Schwein von einer Schlange gebissen, und jenes fraß deshalb diese im Angesichte der Schwarzen auf, die nicht nahe genug waren, um es zu verbüthen. Es wurde darüber eine Klage bey dem Könige angebracht; und weil die Schweine zur Führung ihrer Sache keinen Fürsprecher hatten, so wirkten die Priester einen Befehl aus, daß das ganze Geschlecht der Schweine in allen seinen Herrschaften ausgerottet werden sollte. Man sah darauf sogleich ganze Regimenter Schwarze mit Degen und Keulen bewaffnet, um diesen Befehl auszurichten. Auf der andern Seite erschienen die Eigenthümer der Schweine in den Waffen zu ihrer Vertheidigung, und beriefen sich auf ihre Unschuld. Es war aber alles umsonst, und das ganze Geschlecht wäre ohne Zweifel ausgegangen, wenn nicht der König einen entgegengesetzten Befehl gegeben hätte. mit Beyfügung der Ursache, daß schon unschuldiges Blut genug vergossen wäre, und der Fetisch mit einem so großen Opfer zufrieden seyn mußte.

Zu der Zeit, wenn der Maij grün und über einen Fuß hoch ist, müssen die Eigenthümer der Schweine sie in genauer Verwahrung halten, unter der Strafe, daß sie sonst todt geschlagen werden. Denn weil zu dieser Zeit die Schlangen ihre Jungen werfen, so verursachen die Schweine, wenn man sie herum laufen läßt, doppelten Schaden, daß sie nämlich den Maij

niedertreten, und die Schlangen auffressen. Um diese Zeit schickt der König seine Knechte aus, die ohne Barmherzigkeit alle Schweine, die sie finden, todt schlagen, und ihr Fleisch zu ihrem eigenen Nutzen verkaufen. Es wird daher diesen Befehlen ins gemein genau nachgelebt.

Die schwarzen Schlangen tödten und fressen viele von den zahmen. Hätten diese auch nicht solche Feinde, so würden sie so lange leben, und sich so sehr vermehren, daß sie bald das ganze Land überdecken würden.

Obgleich die Schwarzen sehen, daß dieses Thier Zufällen unterworfen ist, und so gut umkommen kann, als andere Geschöpfe, so sind sie doch thöricht genug, gewisse Historien zu glauben, welche die Priester erfunden haben, um ihre Verehrung in beständigem Ansehen zu erhalten. Ein Reisender erzählt zwey davon. Die eine betrifft einen Portugiesen, der kurz vor seiner Ankunft zu Whidah gewesen war. Dieser wollte, vermuthlich der Seltenheit wegen, eine von diesen Schlangen mit sich nach Brasilien nehmen. Als sein Schiff fertig war, unter Segel zu gehen, that er eine ganz heimlich in einen Kasten, und stieg mit seiner Beute in einen Kahn, der ihn bis an sein Boot bringen sollte. Obgleich die See stille war, so schlug doch der Kahn um, und der Portugiese ertrank. Als die Schwarzen ihren Kahn wieder gefunden hatten, fuhren sie mit dem Kasten ans Land, und brachten ihn in Hoffnung einer Beute auf. Wie groß war aber ihre Bestürzung, als sie ihren Fetisch darin fanden. Das Volk erfuhr bald durch ihr Geschrey, was vorgegangen war. Da aber der Uebelthäter todt war, so fielen die Priester und der Pöbel über die

Portugiesen her, plünderten ihre Magazine, und ermordeten alle, die nicht in Zeiten zu andern Europäern entweichen konnten, und es kostete viele Mühe, ehe man sie durch Geschenke dahin besänftigen konnte, daß sie wieder Portugiesen im Lande duldeten.

Die andere Geschichte ist diese. Ein junger Engländer, der eben angekommen war, fand eine von diesen Schlangen in seinem Bette; und weil er nicht wußte, daß es ein unschädliches Thier war, und was seine Handlung für Folgen haben würde, so brachte er sie um. Weil es Nacht war, so hatte es kein Mensch gesehen, und gleichwohl wurde noch keine Viertelstunde darauf das fürchterlichste Geschrey um die Factorey herum gehört. Das Volk wollte das Thor erbrechen, und schrie: ein Boshafter habe ihren Fetisch getödtet. Der Director der Factorey stand auf, ließ den jungen Menschen in der Stille in die Französische Factorey entweichen, und die Schlange durch seine Bedienten begraben. Indessen ging er hin, das aufgebrachte Volk zu besänftigen, und versprach, den Beklagten zu bestrafen, wenn sie ihre Klage beweisen könnten; erlaubte auch ihren Priestern, nachzusuchen. Als diese hinein kamen, gingen sie gerade auf den Ort zu, nicht anders, als ob sie das Loch selbst gegraben hätten, und nahmen die Schlange heraus. Der Director sah sich daher genöthigt, sie durch große Geschenke zum Stillschweigen zu bewegen, um nur Zeit zu gewinnen, es dem Oberbeschützer der Völkerschaft, und dem Könige anzuzeigen. Dieser befahl, daß das Volk aus einander gehen sollte; und da der Tumult gestillt war, trugen die Priester die Schlange fort, und

begruben sie mit den bey solchen Gelegenheiten gebräuchlichen Ceremonien.

Wenn zur Saatzeit der Regen, oder zur Erntezeit das schöne Wetter ausbleibt, so geht niemand, so bald die Nacht anbricht, aus. Denn sie glauben, die Schlange werde sie sonst umbringen, oder wahnwitzig machen.

Wenn man die *Whidaher* los seyn will, so darf man nur übel von der Schlange reden. Denn alsdann halten sie die Ohren zu, und laufen zur Thür hinaus. Dieß Mittel aber darf nur ein Europäer gebrauchen, der bey ihnen in Ansehen steht; denn ein anderer würde dabey große Gefahr laufen.

Wenn Feuer auskommt, in welchem eine von diesen Schlangen mit verbrennt, so halten sich alle, die es hören, die Ohren zu, und geben Geld zur Versöhnung des umgekommenen Fests. Denn sonst, glauben sie, werde er bald wiederkommen, und Rache an denen ausüben, die Schuld an seinem Tode gewesen sind.

Es sind gewisse Häuser bestimmt, die Schlangen im ganzen Lande zu beherbergen und zu ernähren. Kein Mensch geht vor diesen vorbey, ohne hinein zu gehen, um sie anzubethen, und sie zu fragen, was er zu ihrem Dienste thun solle. Jedes von diesen Häusern hat eine alte Priesterinn, welche sich von den Speisen, die diesen Schlangen gebracht werden, unterhält, und auf die Fragen ihrer Anbether mit leiser Stimme antwortet. Den einen befiehlt sie, an diesem oder jenem Tage kein Fleisch von Vögeln, Kindern oder Schafen zu essen, einem andern, sich des Palmweins zu enthalten. Und diesen Geböthen leben sie nach, indem sie glauben, daß ihre Uebertretung ihnen eine besondere Rache zuziehen würde.

Aber das vornehmste Schlangenhaus oder der vornehmste Tempel liegt zwey kleine Holländische Meilen von dem Flecken des Königs Saba, und ist unter einem schönen, hohen Baume gebauet. In diesem hat die vornehmste und größte aller Schlangen, wie sie sagen, ihre Wohnung. Ihrem Vorgeben nach muß sie sehr alt, und soll so dick wie ein Mann, und von einer unermesslichen Länge seyn.

Sie rufen diese Schlange in übermäßig nassen, trockenen, oder unfruchtbaren Zeiten an; bey allen Gelegenheiten, welche das gemeine Wesen angehen; um Erhaltung des Viehes, und kurz in allen Nöthen und Besorgnissen, in welchen sie sich nicht an ihre junge Brut von Fetischen wenden. Aus dieser Ursache werden ihr sehr große Opfer gebracht, besonders von dem Könige. Dieser schickt auf Veranlassung der Priester oder der vornehmen Herren, die seine Kreaturen und Werkzeuge der Priester sind, sehr große Geschenke in das Schlangenhaus, welche die Priester in Verwahrung nehmen. Sie bestehn in Gelde, seidenen Zeugen und Stoffen, allerhand Europäischen und Afrikanischen Waaren, Vieh, Eßwaaren und Getränken. Sie werden aber so oft dem Könige abgefordert, daß er manches Mahl des Lebens müde wird, und es abschlägt.

Die Opfer, welche diese Schlange erhält, sind weit größer als diejenigen, welche die andern Fetische bekommen. Oft fordert der hohe Opferpriester eine Menge Güter von großem Werthe, als Fässer, Pulver und Branntwein, nebst Hecatomben von Ochsen, Schafen, und Federvieh. Diese Forderungen sind allezeit nach seinem Eigensinne, Bedürfnisse, oder Geize

eingerrichtet, und er zieht auch allein den Nutzen davon. Denn der Göze selbst ist mit einem Schafe oder Vogel wohl zufrieden. Manches Mahl verlangt auch dieser Hohepriester Männer und Frauen zu Priestern. Dem Tempel selbst darf sich niemand als er und die übrigen Priester nahen, und es ist ihm daher leicht, die Opfer wegzunehmen.

Die größte Andacht, die man der großen Schlange bezeiget, ist der feyerliche Umgang, der ihr zu Ehren nach der Krönung des Königs angestellt wird, und wobey die Mutter des Königs den Vorrang hat. Drey Monathe hernach verrichtet der König einen andern in Person. Ueber dieß wird auch noch jährlich einer von dem königlichen Oberhofmeister, im Nahmen des Königs, gehalten. Außer diesen und denjenigen, die bey außerordentlichen Gelegenheiten geschehen, als bey großer Dürre oder Mäße, Pest, Hungersnoth und andern Landplagen, begnügt sich die Schlange mit dem täglichen Dienste, der ihr von den Priestern erzeigt wird. Dieser besteht in gewissen, zu ihrer Ehre eingerichteten Gesängen und Tänzen, wenn sie ihr ihre Speise bringen, und in Geschenken und Opfern des Volks.

Ein Reisender, der eine Procession zu dem Tempel der Schlange nach der Krönung des Königs mit ansah, zählte dabey zwey hundert und sechzig Männer, und hundert und sechs und siebenzig Frauen. Als dieser Zug vor dem Tempel anlangte, so warfen sie sich, ohne in den Hof hinein zu gehen, mit dem Gesichte auf die Erde vor dem Thore nieder, schlugen die Hände zusammen, streueten Staub auf den Kopf, und jauchzten laut. Indessen stellten sich die
Musikan-

Musikanten beyderley Geschlechts auf die Seiten, und machten ein entsetzliches Getöse, wobey die Soldaten beständig aus ihrem Gewehre feuerten. Die Frauen des Königs, die seine und seiner Mutter Geschenke trugen, warteten, und stellten sich in dem äußersten Vorhofe in eine Reihe, bis die Prinzessin hineintrat, und die Geschenke dem Opferpriester übergab. Hierin standen ihr der königliche Kammerdiener, der Ceremonienmeister, und drey von dem Hausfrauenzimmer bey, welches die einzigen Personen waren, die in den Tempel gelassen wurden. Aber dessen ungeachtet bekommt diese Prinzessin die Schlange nicht zu sehen. Denn dieß ist eine Gnade, die selbst dem Könige nicht vergönnt ist, welcher, nicht in die erste Halle hinein gehen darf, sondern sein Gebeth an die Schlange durch den Mund des Opferpriesters verrichtet, der ihm die Antworten, wie er es für gut findet, zurück bringt. Hierauf kehrt der Zug in eben der Ordnung zurück, wie er gekommen ist. Die jährliche Wallfahrt, die ehemahls der König selbst verrichtete, war, wegen der Geschenke, die dabey auch an die Großen vertheilt wurden, sehr kostbar. Daher läßt sie der König jetzt durch eine seiner Frauen verrichten.

Die Einkünfte, welche der König aus dem Schlangenhause zieht, sind nicht geringe. Denn der König und die Priester halten alle Jahre, von der Zeit an, da der Mais gesäet wird, bis dahin, daß er manns hoch ist, eine große Ernte. Das Volk glaubt, die Schlange finge in dieser Zeit alle Abende und Nächte die schönsten jungen Frauen, die ihr gefielen, auf, und mache sie aberwitzig. Daher müssen sie ihre Aeltern oder Verwandten in ein besonders zu diesem Ende auf-

gerichtetes Haus bringen lassen, wo sie etliche Monathe hindurch bleiben, um, wie gesagt wird, von ihrer Raserey befreuet zu werden. In dieser Zeit müssen ihre Angehörigen sie mit allen Arten von Bedürfnissen versorgen, und das in solcher Menge, daß der Priester sehr wohl davon leben kann.

Wenn die Zeit der Verwahrung vorüber ist, und sie von der Krankheit geheilt sind, womit sie niemahls behaftet waren, so erhalten sie die Erlaubniß, wieder wegzugehen. Vorher aber müssen sie erst nach Beschaffenheit des Vermögens ihrer Angehörigen die Cur und den Aufenthalt bezahlen, welches, eins ins andere gerechnet, für jede auf fünf Pfund Sterlinge beträgt. Da nun etliche tausend Frauenzimmer auf diese Art verschlossen werden, so muß eine große Summe herauskommen. Ein jeder mittelständiger Flecken hat zu diesem Behufe ein besonderes Haus, und die großen, wohl zwey bis drey. Alles Geld, das auf diese Art zusammenkommt, ist, wie vorgegeben wird, zum Gottesdienste bestimmt; nach der Versicherung glaubhafter Reisenden bekommt der König einen ansehnlichen Theil davon.

Fruchtbare Begattung eines Wolfs mit einer Hündin.

Ein Bürger von Brumat in der Nähe von Strassburg, hatte eine schöne Jagdhündin, die häufig wurde, sich aber gegen jeden Hund sträubte, der sich ihr nähern wollte. Sie lief vom Hause weg, — aber wohin? sich vielleicht einen andern nach ihrem Geschmacke in der Nachbarschaft aufzusuchen? Nein! sie begab sich aus

einem ganz sonderbaren Instinct in einen Wald, wo man schon während der vergangenen Winterszeit einen Wolf spürte, ohne ihm jemahls bekommen zu können. Sollte man es glauben? Diesen Wildling traf die Hündinn richtig im Walde an, wählte sich ihn zum Gatten, und mehrere Bauern betheuertem es, daß sie von weitem zugesehen hätten, wie sie der Wolf belegte, und sich dann beyde mit einander in den dichten Wald wieder zurückzogen. Sechs Tage lang blieben sie beisammen; alsdann kehrte die Hündinn zu ihrem Herrn nach *Brumat* zurück. Vermuthlich wollte ihr der Wolf nachgehen, und wagte sich zu weit aus dem Walde, darum mußte er seine Lust mit dem Tode büßen; denn er wurde von einem Jäger angetroffen und erlegt.

Die Hundshöhle bey Neapel.

Ungefähr 20 Schritte von dem See *Agnano*, in der Nachbarschaft der Schwibäder, ist die bekannte *Grotta del Cane*, eine von der Natur gemachte Höhle, worin man vielleicht seit undenklichen Jahren Versuche mit Hunden, welche von den Dünsten erstickt wurden, angestellt hat. Sie ist zehn Fuß tief, vier breit, und ungefähr neun hoch. Der Vicekönig *Petrus* von *Toledo* ließ ein Paar Slaven, und *Carl* der Achte einen Esel hinein führen, welche bald von den Dünsten erstickt wurden. Man sieht diese Dünste wie einen Kohlendampf in die Höhe von sechs Zoll empor steigen, wenn man sich außerhalb der Grotte zur Erde bückt, und auf den Boden der Höhle hinsieht. Die sich aus dem Dunste sammelnde Feuchtigkeit macht,

daß die Wände und der Fußboden beständig feucht und von grünlicher Farbe sind.

Salzkry stallen schießen in der Grotte nicht an, auch verspürt man keinen andern als einen dumpfen, erdartigen Geruch, wie in allen Kellern oder unterirdischen Räumen. Da die schädliche Wirkung der Dünste sich bloß in der Höhe eines Schubes von der Erde äußert, so kann man ohne Gefahr aufrecht in dem Gewölbe herumgehen.

In der Nachbarschaft dieser Höhle wohnt ein Mann, welcher einige Hunde unterhält, mit denen er für ein Trinkgeld Versuche macht. Er hält den Hund auf die Erde, jedoch mit der Vorsicht, daß er selbst mit dem Kopfe so weit, als möglich von der Erde entfernt bleibt. Inaerhalb zwey Minuten bleibt der Hund nach vielen Verzuckungen ohne Bewegung liegen; er erholt sich aber auch eben so schnell wieder, wenn man ihn an die freye Luft bringt. Aus den Zuckungen des Thiers und den Bewegungen der Brust zu urtheilen, mangelt ihm in der Höhle die Respiration, außer der Grotte kommt es durch tiefes Athemschöpfen nach und nach wieder zu sich selbst. Um den Hund desto schneller wieder zu sich zu bringen, wirft man ihn gemeiniglich in den nahe gelegenen See; welches aber nicht etwa einer besondern Eigenschaft dieses Wassers zur Beförderung der Respiration zuzuschreiben ist, sondern die Luft verrichtet das allein, und das Wasser beschleunigt nur die Wirkung. Läßt man den Hund einige Minuten länger in der Höhle, so ist er weder durch Luft noch Wasser wieder ins Leben zu bringen.

Aus Versuchen, die man mit Fröschen angestellt hat, läßt sich erweisen, daß die Subtilität

der Dünste den Umlauf des Bluts hindert. Wenn man einen in der Höhle völlig verstorbenen Frosch zergliedert, so findet sich nicht die geringste Luft in den Lungen. Die Wirkung ist folglich eben dieselbe, welche man sieht, wenn Thiere in den luftleeren Raum der Luftpumpe gebracht werden. Der Pater della Torre fand im J. 1748, daß eine Kröte eine halbe Stunde in der Höhe lebte; eine Eidechse hielt es fünf Viertelstunden, und eine große Heuschrecke über zwey Stunden aus. Hingegen starben alle Arten von Vögeln sehr schnell. Der Abt Nollet brachte einen Hahn herein, der augenblicklich alles, was er kurz vorher gefressen hatte, von sich geben zu wollen schien, und bald erstickte.

Wenn man Fackeln ganz nahe an den Boden hält, so löschen sie ganz allmählich aus, und der Rauch zieht fast parallel mit dem Fußboden zwischen der Luft und den Dünsten, das ist ungefähr 10 Zoll von der Erde, zur Höhle hinaus. Es scheint also, als wenn die Dünste sich nicht mit der obern Luft in der Höhe vermengten, sondern an der Erde wegschlichen, und den Ausgang in die freye Luft suchten. Die dünne Luft macht, daß man ein auf der Erde liegendes Gewehr nicht abschießen kann. Das Pulver fängt nicht anders Feuer in der Höhle, als wenn man ein Lauffeuer außerhalb derselben anlegt und hineinleitet, damit durch den Dampf derselben die Luft verdickt, und das Pulver in der Höhle zum Zünden fähig wird.

Verschiedene Naturkundige, unter andern auch der Abt Richard, haben dafür gehalten, daß die Dünste in dieser Höhle viel Schwefel, Bitriol und Arsenik bey sich führen, und daß sie bald ein Gefühl von Schwäche in den Händen

und Füßen hervorbrachten. Die genauere Untersuchung aber hat bewiesen, daß in der That wenig oder gar nichts Schwefelartiges vorhanden sey; denn blaues Papier, oder andere blaue Saftfarben, werden, wenn sie auch eine halbe Stunde in der Höhle liegen, nicht im geringsten verändert. Violensthrup, in welchem etwas Erde aus der Höhle geschüttet wurde, blieb, ohne daß sich seine Farbe verändert hätte. Eben so behält das Kupfer seinen Glanz in der Grotte, und es ist also augenscheinlich, daß die Dünste derselben keine Schwefelsäure bey sich führen.

Auch von einem arsenikalischen Geruche wird man nichts gewahr. Brot, welches lange in den Dünsten der Höhle gelegen hatte, fraßen Hühner ohne Schaden. Eben so wenig bemerkt man eine laugensalzartige Säure an diesen Ausdünstungen, denn sie verursachen keinen scharfen Geschmack auf der Zunge, und an Leinwand, welche mit Essig befeuchtet worden ist, sieht man keine Zeichen von Fermentation, wenn sie mit den Dünsten in Berührung ist.

Herr La Lande hat nach dem Beyspiele des Herrn Condamine und des Abts Nollet die Wirkung dieser Dünste versucht. Er hielt das Gesicht 6 Zoll hoch von der Erde darüber, ohne unangenehme Wirkungen davon zu verspüren; er näherte sich der Erde immer mehr, bis er sie völlig mit dem Munde berührte; und da empfand er feuchte, erstickende, warme Dünste, wie in den Badstuben, aber mehr einen Geruch nach Erde als nach Salz. Er zog einige Sekunden lang die Dämpfe scharf ein; mußte aber weder husten noch niesen, wie der Abt Nollet; er empfand weder eine Schwäche noch Betäu-

lung, noch sonst eine Unbequemlichkeit. Er wiederholte diese Versuche, ungeachtet der Furcht der Umstehenden, und verspürte auch nicht einmal an den Augen etwas.

Der Vater della Torre (in seiner Geschichte des Vesuvius) hielt die Dünste für vitriolisch und metallartig. Er behauptet, daß sie daher wegen ihrer Schwere nicht in die Höhe steigen könnten, und daß ihnen die zur Respiration nöthige Elasticität fehle.

Der berühmte Arzt Serrao zu Neapel, hat verschiedene in der Höhle gestorbene Thiere geöffnet, aber immer zusammengefallene Lungen angetroffen, wie bey den Thieren, die unter der Luftpumpe gestorben waren.

Geübte Taucher.

Auf den Sandwichinseln im stillen Meere halten sich vornehme Personen vorzüglich geschickte Taucher im Dienste, um sich derselben im Nothfalle sogleich bedienen zu können. Im Jahre 1788 waren Engländer, welche sich dort aufhielten, Augenzeugen davon, wie viel die Taucher des Königs auf der Insel O - Waibi vermochten. Es hatte nämlich ein Schiff einen Anker auf dem Grunde des Meeres in einer beträchtlichen Tiefe zurücklassen müssen, nachdem der Tau desselben zerrissen war. Man ließ daher den König bitten, daß er seine Taucher schicken möchte, den Anker wieder zu suchen. Sie kamen und bereiteten sich zur Arbeit durch gewisse Feyerlichkeit vor. Danämlich ihr Kanot in die Gegend gekommen war, wo der Anker liegen sollte: so gab einer von den Vornehmern eine Portion Tarrowurzeln, in Flaschenkürbissen an

sechs Männer, die ungefähr eine halbe Stunde mit dieser Mahlzeit zubrachten. Hierauf that ein anderer drey Mahl einen lauten Schrey, und schwenkte ein weißes Tuch um seinen Kopf. Auf dieß Zeichen sprangen die sechs Männer in die See, und verschwanden in einem Augenblicke. Vier von ihnen blieben gegen fünf Minuten lang unterm Wasser, der fünfte aber hielt sich eine Minute länger darin auf, und war beynah erschöpft, als er wieder auf die Oberfläche kam, daher ihn sogleich zwey ergriffen und in den Kahn zogen. Vom sechsten war indessen noch nichts zu sehen, und schon hielt man ihn für verloren, als man ihn doch endlich an der Oberfläche des Wassers, aber wieder zurücksinkend, erblickte. Drey von den Tauchern sprangen ihm augenblicklich nach, und brachten ihm ganz ohne Bewußtseyn herauf, indessen ihm das Blut aus Mund und Nase stürzte. Nach einiger Zeit erhobte er sich wieder, und erzählte, er hätte nicht nur den Tau ergriffen, sondern es auch vom Anker losgemacht. Dieser Mann war sieben und eine halbe Minute unterm Wasser geblieben. Der Anker lag zu tief, um heraufgebracht werden zu können. Die Taucher erhielten eine reichliche Belohnung. Wenige Tage hernach ging wieder ein Anker verloren: man ließ also die Taucher des Königs noch ein Mahl kommen. Diese, nachdem die vorhin beschriebenen Ceremonien wieder vorgenommen waren, sprangen ins Wasser. Die längste Zeit ihres Ausbleibens war dieß Mahl vier Minuten; allein vom Anker hatten sie nichts gesehen. Man schickte sie zum zweyten Male hinunter, aber mit nicht besserem Erfolge. Endlich glückte es den Engländern, das Seil des Ankers mit einem andern kleinen hinabgelassenen Anker zu fassen: so

wußte man nun genau, wo jener lag. Zwey von den Tauchern tauchten hierauf mit einem Seile unter, das vierthalb Zoll im Durchmesser hatte; sie brachten es in einer Tiese von zwanzig Faden so geschickt durch den Ankerring, als ob alles auf dem trockenen Lande ausgeführt würde. So konnte nun der Anker hinaufgewunden werden. —

Diese Taucher konnten also bis fünf Minuten ganz bequem unterm Wasser seyn; sechs Minuten war das äußerste, und erschöpste fast ganz die Kräfte; sieben und eine halbe war höchst gefährlich, ja mit Lebensgefahr verbunden.

Der Wasserfall bey Niagara in Nordamerika.

Wenige Phänomene in der Natur erfüllen die Seele mit einem solchen ehrfurchtsvollen Vergnügen, als der Fall einer großen Masse Wassers von einer erstaunlichen Höhe in einen jähen Abgrund. Daher haben die Naturkundigen solche Wasserfälle mit der größten Genauigkeit beschrieben. Die Cataracten des Nils sind lange berühmt gewesen, und haben die Schriftsteller aller Zeitalter beschäftigt. Allein der Wasserfall von Niagara übertrifft diese weit, so wohl in Ansehung der Wassermasse, als der Höhe des Abgrundes.

Dieser Wasserfall ist vierthalb Deutsche Meilen vom Orte gleiches Namens entfernt. Der Fluß Niagara ist sehr groß, und stürzt eine erstaunliche Menge Wassers in den See Ontario; denn der größte Theil des Wassers aus den vier großen inländischen Seen, als dem Superior, Michigan, Huron und Erie

fließt da durch, wie auch das Wasser vieler anderer großen Flüsse.

Der Lauf des Niagaraflusses ist bey seinem Falle von Südost zu Nordwest, und die Felsen, welche seinen Fall verursachen, durchkreuzen ihn in einer zirkelmäßigen Form, so daß der Cataract einem Hufeisen ähnlich ist. Ueber demselben ist eine Insel in der Mitte des Stroms, ungefähr 1300 Fuß lang, die die Figur eines Keils hat, das schmale Ende gegen den Strom, und das breite gegen den Fall gerichtet; daher wird das Wasser, wenn es herunter fällt, in zwey Ströme getheilt. Der Lauf des Flusses, ehe er die Insel erreicht, ist gar nicht schnell; aber so bald er sich derselben nähert, wird er der reißendste Strom der Welt; eine Welle stürzt über die andere, und entflieht mit der Geschwindigkeit eines Pfeils. Auf diese Art fließt das Wasser auf beyden Seiten der Insel, bis es sich mit der unbeschreiblichsten Gewalt in den Abgrund stürzt. Die perpendiculäre Höhe des Abgrundes vom Rande desselben bis zur Wasserfläche unter dem Falle, wird auf 142 Fuß angegeben. Es ist daher kein Wunder, daß das entsetzliche Getöse, welches durch den Fall einer solchen erstaunlichen Menge Wassers verursacht wird, einige Meilen weit gehört werden kann.

Wenn diese ungeheure Wassermasse den Boden erreicht hat, so springt es wieder bis zu einer großen Höhe in die Luft zurück. Die Oberfläche und der Fluß, bis auf eine große Entfernung mit Schaum bedeckt, ist einem kochenden Kessel ähnlich. Der Dunst sieht in der Ferne einer großen Rauchsäule gleich; aber wenn man näher kommt, so wird der Prospect angenehm, indem man den schönsten Regenbogen erblickt.

Man findet unter dem Falle eine große Menge odter Vögel, Rehe und anderer Thiere, die theils dem Strome zu nahe kamen, und durch seine Schnelligkeit mit fortgerissen wurden, theils auch darauf schwammen, bis sie unvermerkt mit in den Abgrund fortgerissen wurden, und also umkamen.

Dieser Beschreibung zu Folge würde man es für unmöglich halten, daß jemand die Insel besuchen sollte, da sie in der Mitte des Flusses liegt, und den Strom des Falles theilt. Allein dieß geschieht von den Indianern sehr oft, nachdem die Noth den ersten Versuch veranlaßt hatte.

Zwey Indianer, die auf der Jagd waren, ruderten eine Meile vom Falle den Strom hinauf. Der Schlaf überfiel sie, und sie befestigten daher ihr Kanot am Ufer, und legten sich in demselben nieder um zu schlafen. Zufälliger Weise ging es los, und ward vom Strome gerade auf den Fall zu getrieben, dessen Getöse sie endlich weckte, aber nicht eher, als bis es zu spät war, eins der beyden Ufer zu erreichen. Sie hatten keine andere Wahl, als entweder an der Insel zu landen, oder in den Abgrund gerissen zu werden. Sie wählten das erstere, und mit Schwierigkeit, die die Schnelligkeit des Stroms verursachte, landeten sie endlich. Sie freueten sich Anfangs über ihre unverhoffte Rettung; allein, da sie bedachten, daß keine Lebensmittel auf der Insel wären, und daß es unmöglich sey, mit einem Kanot nach dem festen Lande zu kommen, so hielten sie sich eben nicht für glücklicher, als wenn sie im Cataract umgekommen wären.

Indessen erzeugte die Noth eine Erfindung, von der sie sich viel versprachen. Sie hatten bemerkt, daß der Felsen an der niedrigen Seite der

Insel senkrecht und frey vom Wasser war, und daß sich auch viel Holz daselbst befand, besonders Lindenbäume, deren Rinde sehr stark ist. Von dieser Rinde machten sie eine lange Leiter, deren Obertheil sie an einem Baume befestigten. Vermittelt dieser neu erfundenen Treppe stiegen sie ins Wasser hinab, warfen sich herum, und hofften auf diese Weise das andere Ufer zu erreichen; aber, da das Wasser von dem Cataract auf beyden Seiten der Insel mit der größten Wuth gegen einander stieß, so wurden sie von dem Strome zurückgetrieben, und mit Gewalt an den Felsen geschländert, wodurch sie sehr zerquetscht wurden. Unterdeffen erreichten sie doch die Leiter, und stießen wieder hinauf nach der Insel, entschlossen, hier den Tod geduldig zu erwarten, da ihre Rettung unmöglich schien. Einige Stunden nachher wurden sie vier von ihren Leuten am Ufer des Flusses gewahr, die sie um Hülfe baten. Diese zeigten zwar Mitleiden, allein sie konnten ihnen keine Hoffnung machen. Indessen gingen sie nach dem Fort Niagara, und gaben dem Commandanten von dem beklagenswürdigen Zustande der beyden Indianer Nachricht. Er befahl sogleich alles Mögliche zu veranstalten, und ließ Stangen machen, mit Eisen beschlagen, mit welchen zwey Indianer sich vorsetzten durch den schnellen Strom zu gehen, und ihre Brüder zu retten, oder im Versuche umzukommen.

Da das Wasser auf dieser Seite der Insel nicht tief war, so nahm jeder zwey Stangen in die Hände, und setzte sie auf den Grund, um nicht zu wanken. Auf diese Art landeten sie an der Insel, versahen die Verunglückten mit Stangen, und erreichten mit ihnen glücklich wieder das feste Land. Diese waren neun Tage auf der In-

fel gewesen, ohne eine andere Nahrung, als Wurzeln und saftige Baumzweige.

Seit diesem Vorfalle haben die Indianer die Insel oft besucht, um Rebe zu fangen, welche, wenn sie über den Fluß setzen wollen, vom Strome ergriffen, und nach der Insel getrieben werden.

Die ungelehrten Regenten von Norcia.

Norcia ist eine kleine Stadt im Kirchenstaate, nicht weit von Terni. Sie zeichnet sich in ihrer Regierungsverfassung ganz besonders aus. Nach den Stadtgesetzen muß ihre Regierung aus vier Männern bestehen, die durchaus weder schreiben noch lesen können. Man nennt sie deswegen die vier Ungelehrten. Alle ihre Verhandlungen geschehen mündlich, ohne weithergesuchte juristische Formeln, und die hiesigen Prozesse sind daher nur mit wenigen Kosten verbunden.

Die Nachtlampe auf St. Domingo.

Der Curuju ist ein käserartiges Insect, bräunlich von Farbe, einen Zoll lang und einen Finger dick. Es hat am Vordertheile seines Kopfes zwey Phosphore, die man für glühende Augen halten sollte. Ein dritter Phosphor sitzt ihm unter dem Brustschilde, und ist größer als beyde übrigen zusammen genommen, wird aber, wenn das Insect ohne Bewegung ist, von einer Schale

bedeckt. So bald das Insect zu gehen oder sich in die Luft zu schwingen anfängt, so thut sich die Schale auf, und läßt den Phosphor scheinen; so daß man oft muthmaßen sollte, daß er dem Thierchen zur Leuchte diene. Jedes dieser Insecten hat dreyßig Mahl mehr leuchtende Materie bey sich, als eins von den Johanniswürmchen in Europa. Wenn man die Materie wegnimmt, und auf Papier thut, so glänzt sie noch 2 oder 3 Minuten lang, und verschwindet dann gänzlich. Die Hehlung, welche die Cucju's verbreiten, ist so lebhaft, daß man sie am lichten Tage gewahr wird. Aber alsdann muß man das Thierchen heftig bewegen, denn es wacht nur bey Nacht, und während daß es schläft, sind seine Leuchten verschlossen. Die Neger und Negerinnen auf St. Domingo wissen sich diese Insecten gut zu Nutzen zu machen. Sie bedienen sich ihrer, um ihre Hütten damit zu erleuchten, und selbst in den reichsten Häusern der Colonie braucht man sie in den Kinderstuben. Man thut die Insecten unter umgestürzte Gläser, und 3 oder 4 sind hinreichend, das ganze Zimmer zu erleuchten. Man verhüthet dadurch, daß Schade mit dem Lichte geschehe, wenn die Animen oder Kindermägde bey der Wiege einschlafen sollten. Man kann bey einem von diesen Insecten eben so gut lesen und schreiben, als bey einem Lichte. Wenn die Indianer reisen, so befestigen sie eins an jedem Fuße, und nehmen eins in die Hand; dieß sind auch ihre Fackeln, so oft sie bey der Nacht auf die Jagd ausgehen. Sind diese Insecten gefangen, so leben sie 14 Tage, höchstens 3 Wochen. Werden sie krank, so nimmt ihr Glanz ab, und im Tode erlischt er ganz. Wenn man auf den Fang der Cucju's ausgeht, so macht man sich vor Anbruche des Tages mit einem

Feuerbrände oder einer Fackel auf den Weg. Man tritt auf eine Anhöhe, und schlägt mit dem Feuerbrände ein Rad. Die Cucuju's werden von dem Scheine des Brandes herbeygelockt, und fressen die Schnaken, die immer nach dem Lichte ziehen. Dann schlägt man sie mit grünen Zweigen zu Boden. Die Cucuju's haben noch einen Nutzen. Wenn man welche gefangen hat, so läßt man sie im Hause herumfliegen, nachdem man vorher alle Oeffnungen sorgfältig verwahrte, dann durchstäubern sie alle Winkel, und verzehren die Schnaken, welche eine große Plage in diesen warmen Ländern sind. Des Nachts sind sie so viele Wächter, die sorgfältig verhüthen, daß keine Schnacke sich blicken lasse, und durch ihren Stich die Ruhe des Schlafenden störe.

Die Aqua Toffana.

Dieses schreckliche Gift, wovon die Zusammensetzung, zum Glücke der Menschheit, noch ein Geheimniß ist, hat seinen Namen von der Erfinderinn, die Toffa hieß, und anfänglich zu Palermo, nachher zu Neapel lebte, endlich aber auch, für diese teuflische Erfindung, ihren gerechten Lohn erhielt, indem der Vicerö nig von Neapel sie in der Stille erdroffeln ließ. Sie verkaufte solches unter dem Namen Manna von St. Nicolas von Bari in kleinen Flaschen, denen sie das Bild des Heiligen aufklebte. Es soll nämlich aus dem Grabe dieses Heiligen, das zu Bari im Neapolitanischen gezeigt wird, ein wunderthätiges, in vielen Krankheiten wirkendes Dehl triesen, das deswegen häufig unter seinem Namen versandt wird. Es war also dieses die sicherste Adress-

fe, welche dem Gifte gegeben werden konnte, weil die vermeinte Heiligkeit jedermann von weitem Nachsichungen abhielt. Sie war indessen nicht die Einzige, welche dieses Gift zu machen verstand, denn noch heutiges Tages wird es zu Neapel, aber auch nur an diesem Orte allein, verfertigt, und damit in der Stille ein Handel getrieben. Einige halten es für eine arsenikalische Mischung, für ein arsenikalisches Mittelsalz, weil Ekel, Mattigkeit, nagender Magenschmerz, Abnahme der Kräfte, ohne andere sichtbare Ursache, ein unnenntbares Uebelbefinden, worauf Abzehrung, Zungenverderbniß, schleichendes Fieber u. s. w. folgen, die Kennzeichen dieses Giftes sind. Andere hingegen behaupten, daß es aus Mohnsast und Spanischen Fliegen bereitet werde. Noch andere erzählen, daß die Banditen es auf folgende Art verfertigen: Sie bedienen sich nämlich dazu einer Person, die sie durch listige Ränke in ihre Gewalt bekommen. Diese spannen sie auf eine lange Tafel aus, und befestigen sie so, daß sie sich nicht im geringsten rühren kann, darauf klabern und stehen sie selbige mit Nadeln dergestalt, daß der Angstschweiß tropfenweise abfließt, und der Schaum aus dem Munde steigt; beydes sammeln sie in ein Becken, verwandeln es durch eine eigene Bearbeitung in eine dem klaren Wasser ähnliche Substanz, welche sie in kleine Flaschen füllen, und so verkaufen.

So zweifelhaft indessen die Bereitung dieses Giftes ist, so ist doch so viel gewiß, daß wenige Tropfen davon hinreichend sind, einen Menschen dem gewissen Tode zu überliefern, und man soll es in der teuflischen Kunst dieser Giftbereitung so weit gebracht haben, daß man mit
 ziem-

ziemlicher Gewißheit, das Jahr und den Tag bestimmen kann, wo das unglückliche Schlachtopfer der Bosheit sterben wird. Da dieß Gift weder Farbe noch Geschmack hat, sondern einem klaren, reinen Wasser gleicht, so kann man sich um so weniger davor hüten. Als ein neueres Beyspiel der Vergiftung mit dieser Aqua Tofkana führt man den Tod des Papstes Ganganelli an, welcher sich durch die Aufhebung des Jesuiterordens viele Feinde gemacht hatte. Die Aeußerung des Giftes war nach dem Tode so heftig, daß sich, während des Leichenbegängnisses, die Glieder vom Leichname absonderten. Als die Proceßion über die Engelsbrücke ging, löste sich ein Bein von dem Leichname ab, hing zum Sarge heraus, und wäre auf die Erde gefallen, wenn es nicht jemand wieder hineingestoßen hätte. (Denn die Leichen werden in Italien unbedeckt zur Kirche gebracht.) Dieß geschah vor den Augen aller Zuschauer.

Das Federkleid.

Herri des Fontagne erfand vor ungefähr 20 Jahren ein Federkleid, womit man ohne Schaden von einer Höhe herunterspringen kann. Ein Deliquent, welcher Dufort hieß, erhielt unter der Bedingung Pardon, daß er damit die erste Probe machen sollte. Dieser sprang auch am 29sten September 1777 zu Port au Louis in Bretagne von einer Höhe von 145 Fuß in einem solchen Kleide herab, ohne sich den geringsten Schaden zu thun. Statt daß er in 11 Secunden hätte zu Boden fallen sollen, kam er erst in 133 Secunden herab, und zwar auf den Beinen stehend.

Der Dalkauer Berggarten.

(Briefauszug.)

Unmöglich kann ein Freund der schönen Natur glücklichere Stunden in ihrem Genusse verleben, als mir diejenigen waren, welche ich heute auf den, zwey Meilen von hier gelegenen Dalkauer Bergen zubrachte. Diese Berge gehörten dem Herrn von Liebermann, Erbherrn auf Dalkau, und sind von dessen Schwiegermutter, der Frau von Stosch, und dem Herrn Prediger Blümel aus einem dichten Waide in einen Berggarten umgeschaffen, dessen eigenthümliche Reize vielleicht von keinem Garten Deutschlands übertroffen werden. — Der Versuch, seine Reize und Schönheiten in einem Gemälde darzustellen, kann nicht anders als unvollkommen ausfallen. Ich habe alle das Wonnegefühl, welches die schönste Natur, mit der auf das glücklichste in sich verwebten Kunst, ihren Freunden darbeut, empfunden, und werde es bey jeder Rück Erinnerung von neuem empfinden — allein beschreiben und mahlen kann ich es nicht, ohne es zu verstümmeln. Indessen, hier ist ein Gemälde von dem, was ich dort sah, so treu, als mein Gedächtniß unmittelbar nachher es mir verstatet.

Der Dalkauer Berggarten bestehet aus mehreren an einander hangenden größern und kleinern Bergen, in deren Mitte Einer, wie ein Vater unter seinen Kindern hervorragt. Seine Kuppel heißt der Schloßberg, und der Fuß derselben, der sie mit dreyfachen Wäldern umgibt, wird der Burgberg genannt. Beym Nachgraben findet man einige Schuh tief, die Grundmauern der ehemahls hier gestandenen Feste; übris-

gens ist jetzt kaum noch die Spur von der Burg da; alles ist mit ehrwürdigen Eichen von einem wenigstens 500jährigen Alter bewachsen.

Mit vieler Mühe hat man zwischen und unter den Eichenwurzeln mehrere Begräbnißurnen hervorgehohlet. Diese Ueberreste unserer Urväter, worunter sich auch noch eine Rippe und drey Rückgrathsknochen befinden, sind sämmtlich auf dem erhabensten Orte des Schloßberges, wo sie ausgegraben sind, unter schattigen Eichen in einen ihnen geheiligten Altar verwauert. Auf demselben steht eine aus Stein gehauene Vase, welche in folgender Inschrift ihr Andenken ehrt:

„Den wenigen Ueberresten der alten Bewohner dieses Berges gewidmet 1785.“

Noch in den siebenziger Jahren lagen alle diese Berge so da, wie Mutter Natur sie aus ihren Händen entließ — d. h. roh, als dicke Waldung durch noch dichtere Gesträuche verwildert und undurchdringlich. In dieser Gestalt verkannte man sie; nur der Prediger Blümel nicht. Das Absterben seiner hoffnungsvollen Kinder hatte sein zärtliches Vaterherz zu tief verwundet; und ernste Schwermuth führte den Leidenden oft in die melancholischen Schatten jenes öden Bergwaldes. Die Undurchdringlichkeit der Gesträuche und das Höckerigte des Bodens nöthigten ihn, sich einige schlängelnde Gänge über Thal und Hügel durchzuhauen und zu ebnen. Auch die Frau von Stosch fand, da sie Witwe ward, den einsamen und düstern Zufluchtsort der Schwermuth einladend und schön. Da die Kunst hier fast nur Hand an die Natur zu legen brauchte, um Wildnisse in die reizendsten Partien umzubilden; so verscheuchte man die Wildheit mit jedem Jahre

mehr und mehr, bis zuletzt das gegenwärtige gefällige Ganze daraus entstand.

Verschiedene Wege führen mit Einfassungen von wilden Hecken schlängelnd dem Innern des Bergwaldes zu. Oft geht man bequem in einem Dickicht einher, ohne den Himmel zu sehen, und plötzlich überrascht einen dann in diesem Dunkel eine durch den Wald gehauene lichtvolle Schlucht, welche einen einzelnen Gegenstand, z. B. eine Windmühle oder einen Dorsthurm, in tieffter Ferne sichtbar macht. Allenthalben durchkreuzen sich Bogengänge und Alleen, bergauf und bergab, oder sie schlängeln sich in den Thälern der Berge dahin. Fast immer hört man das Rieseln der Quellen um sich her, die, von den Höhen herunter, ihre angewiesene Bahn fortlaufen. **Angewiesene Bahn**, sag' ich, weil die Kunst hier äußerst haushälterisch mit der Hand voll Wassers umgeht, und allenthalben Behältnisse angelegt hat, welche dasselbe sammeln. Oft stürzt es über viele Stufen in die Tiefe hinab, und bildet so die einfachsten und angenehmsten Wasserfälle. Oft springt es in den Thälern wieder künstlich in die Höhe. Allenthalben stößt man, auf das Angenehmste überrascht, auf versteckte Nischen und Lauben; oder findet kühle Grotten und schattichte freye Plätze, deren Rasenbänke oder moosigten Divans den müden Wanderer zur Ruhe einladen.

Ununterbrochen wechseln reizende Aussichten ab, als ob sie um einen Preis wetteiferten. Auf einer der Anhöhen übersteht man die ganze Pohlische Grenze, nebst allem, was bis dahin zu Schlessien gehört, namentlich Pohlisch Lissa und Fraustadt, so wie auch Corolath, Beuthen und Glogau.

Von einer andern Bergspitze hinab hat man die eigenthümlichste Aussicht von der Welt. Man überblickt nämlich ein großes Fichtenthal, welches rund um sich her durch einen regelmäßigen Kranz von Bergen, von aller Nachbarschaft abge-sondert, wie unter den Füßen des Wanderers da liegt. Und sieht man gleich weder im Thale noch an dem Abhange der Bergeseinfassung irgend etwas anders, als das frische Grün der Baumwipfel; so gefällt doch auch dieser Anblick ungemein durch seine Eigenthümlichkeiten, mithin durch den Reiz der Neuheit.

Was aber vollends das Auge in einem hohen Grade an sich zieht und fesselt, ist die unbegrenzte Aussicht mittagwärts nach dem Böh-mischen Gebirge zu, mit welcher man für die Mühe, den Schloßberg erklettert zu haben, belohnt wird. Ich freute mich wie ein Kind, da ich hier durch eine Schlust, welche man durch das Gehölz gehauen hat, die himmelstürmende Schneekuppe, wie ein lichtiges Gewölke, vor mir liegen sah; ungeachtet sie wenigstens noch 14 Meilen von hier entfernt ist.

Vom Schloßberge windet sich ein geeb-ner Weg in Schneckenlinien allgemach zu einem im Dickicht halb versteckten Chinesischen Tempel hinab, die Kapelle genannt. Dieß thurmartige Gebäude, mit einer Einsiedlerglocke, überrascht hier um so angenehmer, je gefälliger das Kleid von Baumrinden und Stäben von Rohr, Muscheln und Lannäpfeln ist, womit man es von außen und innen überzogen und verziert hat. Unter dem Saale des zweyten Stockwerkes befindet sich in einer, am Abhange des Berges eingegrabe-nen Grotte, ein geschmackvolles, aus Stein ge-

hauenes Denkmahl, auf den Tod des verstorbenen Gutsbesizers, mit der Ueberschrift:

„Denkmahl der Liebe und Hochachtung, dem
„unvergesslichen Menschenfreunde A. G. v.
„Stosch gewidmet.“

Die von Engeln umschwebte Urne führt die Inschrift:

„Leser, dieß Denkmahl erinnere dich an einen
„der redlichsten Männer, der zu H a r t h a u
„1730 geboren ward, christlich = thätig für
„Menschenwohl lebte; und heiter und allge =
„mein bedauert 1786 zu D a l k a u starb.“

Ein breiter, durch das Gehölz gehauener Stufen = gang führt von diesem Tempel, einem plätschern = den Wasserfalle zur Seite, den erhabenen und steilen B u r g b e r g hinunter, und in gerader Li = nie zum Gipfel des gegenüberstehenden Berges wieder hinauf. Dadurch bildet sich in diesem Baumgange eine höchst ungewöhnliche, und eben darum höchst reizende, Perspective, zumahl da im vorliegenden Thale ein Springbrunnen seine künst = lichen Wasserstrahlen hoch in die Luft erhebt. — Hier ist es auch, wo man in der Nähe einen hochaufgethürmten Reifigstoß findet. Man glaubt in ihm eine Menge Strauchwerk für den häuslichen Gebrauch über einander geschichtet zu erblicken, und findet bey genauer Untersuchung das künstlichste Einsiedlergebäude, wel = ches gänzlich, selbst Thür und Fenster nicht aus = genommen, mit allerley getrockneten Zweigen be = kleidet ist.

Von diesem Sitze der Einsamkeit führt ein schlängelnder Fußsteig, der durch seine düstern Ir = ren schon zu etwas Ernstem vorzubereiten scheint, in eine breite und gerade Allee, deren majestäti = schen Bäume sich von beyden Seiten mit ihren

Wipfeln berühren, und so eine Wölbung bilden, welche fast jedem Lichtstrahle den Zugang verwehrt, und ein melancholisches Dunkel in sich verschließt. Selbst da, wo diese Allee an beyden Enden aufhört, erblickt man keinen lichten Himmel; auch dort ist sie mit Waldung und Gesträuchen verwachsen. Der erwähnte Fußsteig ist ihr einziger Aus- und Eingang; und so wie man von demselben in ihre Mitte hineintritt, hat man rechts und links in den äußersten Theilen des Ganges den schauerlichen Anblick erhabener weißer Gestalten, welche bey dem fast gänzlichen Mangel des Lichts den Fremden täuschen. Es sind die Denkmähler, welche ein tief gebeugter Vater seinen ihm ent-rissenen Kindern widmete. Die Vorderseite des Einen enthält folgende Inschrift:

„So oft ich einsam hier an dieser dunklen
 „Stelle verweile, denk' ich mit gerührtm
 „Herzen und oft mit einer Thräne im Auge —
 „so warm, wie Vaterliebe sie weinen kann —
 „an Euch, meine schon früh vollendeten Kin-
 „der! und danke Gott für die Freude, welche
 „er mir mit Euch machte, da ihr noch bey
 „mir waret, und einſt machen wird, wenn ich
 „wieder bey Euch seyn werde.

I. G. B.“

Auf den übrigen drey Seiten stehen folgende Verse:

Ist's möglich, o so seht mit sanftem Himmels-
 blicke,
 Verklärte Kinder, hier auf mich herab!
 Und wenn ich mich an Euch an dieser Stell' er-
 quicke,
 So sey mir's neue Stärkung bis an's Grab.“

„Ja seht mein Herz, nicht zaghaft weint's ob
Eurem Scheiden!
Ich will getrost dem Ziel entgegen geben,
Und mich als Christ, selbst bey dem schwersten Erbe-
leiden
Belassen freu'n auf Euer Wiedersehen.“

„Wann dann nach Gottes Rath der frohe Tag
erscheint,
Und mit ihm Seligkeit und Himmelslohn —
Wann ich, wie Ihr, auch ausgelitten, ausgewei-
net,
Ach, dann umarm' ich Euch vor Gottes Thron.

Das gegenüberstehende Denkmahl, dessen
Erfindung und Bearbeitung gleich schön ist, wird
von einem künstlichen, mit Epheu umschlunge-
nen Gitterhäuschen umgeben. Der Schattenriß
des verbleichten Jünglings auf der Urne hat fol-
gende Unterschrift:

„Mein guter, lieber Sohn! den 16. Julius
„1784 hieß ich dich in's Leben willkommen.
„Seit dem Tode deiner Zwillingsschwester
„warst du mir Sohn und Tochter. Aber
„ach! seit dem 28ten Januar 1789 hör' ich
„auch von dir den süßen Vaternalmen nicht
„mehr! — — Wenn einst auch mein Herz
„nicht mehr schlagen wird, dann zeige noch
„dieser Stein, wie sehr ich dich liebte.

I. G. B.,

Der gerührte Vater, Hr. Prediger B., war
selbst mein Führer, und so war's fast unmöglich,
sich aus diesem schönen Dunkel ohne eine Thräne
im Auge wieder zu entfernen.

Wir bestiegen nun einen beträchtlichen Berg.
Man findet hier, was man mitten im Gehölze
kaum erwarten sollte — einen Weinberg. — Auf
der höchsten Gegend dieses Berges sieht man eine
niedliche Gruppe hoher und schlanker Bäumchen,

welche nur auf eine so originelle Art, wie hier wirklich geschah, benutzt werden konnte. Hr. Prediger B. hat die ganze Gruppe oberwärts mit einander verbunden, und mitten in ihren schattigten Zweigen ein hangendes Zimmer angebracht, in welchem man auf eine angenehme Art ein wenig hin und her bewegt wird, so oft die Luft die schlanken Ruhepfosten dieses kleinen Lustschlosses in Bewegung setzt. Die Treppe, welche zu demselben hinaufführt, ist außerhalb ganz unsichtbar, indem sie unterwärts von einem darneben befindlichen Gesträuche, und oberwärts von den Zweigen der Bäume gänzlich versteckt wird.

In einiger Entfernung von hier ist am Abhange eines andern Berges eine Winter-einsiedelei, welche mit ihren Schwestern und den übrigen Nischen, Grotten und Lauben dieses Gartens, die schöne Eigenthümlichkeit gemein hat, daß man sie erst dann bemerkt, wenn man schon vor ihr steht, oder im Begriffe ist, in sie einzutreten. — Sie ist zur Hälfte grottenartig in den Berg hinein gegraben. Ihre Verzierung von außen und innen ist vortrefflich, obgleich man nur Borkenarten und ähnliche Materialien der vegetirenden Natur erblickt. Der Hintergrund in derselben verbirgt einen Spiegel, der eine solche Stellung hat, daß er den Hineintretenden sehr ferne Gegenstände, denen man den Rücken zugehrt, zurückwirft, und angenehm täuscht, weil man quer durch den Berg hindurchzusehen glaubt. Beym Sitzen an einer verborgenen Linie polterten über uns aus der Bodendecke der Einsiedelei vier hangende Füße hervor, und bald darauf senkte sich ein mit Kirichen besetzter Tisch, dem jene Füße angehörten, vor uns nieder, und mein gütiger Führer bewirthete mich auf die überraschendste und an-

genehmste Art. Der Schornstein dieser fast zu künstlichen, Einsiedlerwohnung, ist außerhalb so gekrümmt, und so künstlich mit Borke überzogen, daß man ihn für das Stammende eines Baums zu halten versucht wird.

Mehr unterwärts ist die so genannte Pilzpartie. Dieß ist eine verborgene Laube mit vielen hölzernen, sehr natürlich gebildeten, Pilzen. Die kleinern sind Gefäße, die größern Tische. Aus einem der kleinern sprang auf die unvermerkte Veranstaltung des Herrn P. B. ein Wasserstrahl hervor, und fiel in den höchsten hinein, der dann unterwärts das Wasser mit einem angenehmen Geplätscher wieder von sich gab. Nur ein einziges kleines Fensterchen ist in diesem schattigten Gemache, und die Richtung desselben durch das dicke Gebüsch ist genau, so daß man in der Ferne ganz Glogau, aber weiter auch keinen Gegenstand, erblickt.

In einer dicht bewachsenen Nische, nahe dabey, sieht ein wohlverzierter Römischer Altar, mit den Buchstaben

V. L.

V. S.

Mitten in einem schattigten Thale, zwischen den Bergen, ist ein ansehnlicher Hügel aufgeworfen. Eine Zugbrücke über den wasserreichen Graben, der ihn umgibt, verschließt diesen Hügel. Seine Bestimmung ist, den Kaninchen, die auf und in demselben wohnen, eine Grenze vorzuschreiben, welche sie nicht überschreiten können. Man wollte also, daß, außer einer Menge Vögel, auch

noch Thiere anderer Art diese schönen Berge beleben möchten.

Uebrigens führt ein angenehmer Buchengang zu einem besondern Thiergarten, in welchem man, wie von ungefähr, einen großen Stoß Klastorholz stehen sieht; nach genauer Untersuchung findet man in diesem Holzstoße ein niedliches Zimmer.

Hier ist's auch, wo man auf einem baumreichen Berge den so genannten Drehtisch findet, welchen vier Ehrenpforten, (und nach den 32 Winden) so viele durch den Wald gehauene Alleen, umgeben, die dem Auge eben so viele ganz verschiedene, prächtige Aussichten gewähren. Der Drehtisch, der für eine ganze Gesellschaft zum Sitzen eingerichtet ist, ruhet auf einer in der Erde verborgenen eisernen Stange, und kann mit einer sehr geringen Kraft dahin gedreht werden, wo das Auge verweilen will.

In einem hohen Heuschober, der gänzlich ausgehöhlt ist, und die weichsten Ruheplätze in sich verschließt, findet man versteckte Fenster und eine Thür von Heu; weder von Innen noch von Außen ist irgend etwas anders als Heu zu sehen.

Für den Ernst und die Schwermuth gibt's noch eine ganz eigene Nahrung in diesen Bergen. Mitten im Walde nämlich findet man an einem Bergabhange einen künstlichen Kirchhof. Diese Idee ist originell und die Ausführung meisterhaft.

Die schattige und dicke Einfassung dieses Kirchhofes von hohen Hecken, bereitet auf etwas Großes vor; zumahl da am Eingange die ernsthafte Inschrift ins Auge fällt:

„Mache Dich mit Tod und Grab vertraut,
Dann winkt beydes Dir einst freundlich!“

An der Kirchhofsthür selbst stehen die Verse:

„Sey mir heilig, einsam stiller Grabeshügel,
Der Du meinen Geist zum weisen Ernste neigst,
Und ihm, wie in einem treuen Spiegel,
Dieses Lebens Eitelkeiten zeigst.“

Gleich beym Eintritte in den Kirchhof ist zur rechten Hand eine Laube, in Form eines kleinen Tempels. In derselben befindet sich ein mit einem Todtenkopfe, Stundenglase, Crucifixe u. dgl. verzierter Altar von Baumrinden zc., wovon auch alle übrigen hier befindlichen Dinge verfertigt sind. Der Altar hat die Inschrift:

„Wann bald vielleicht auch ich dem Ziel entgegen
wauke
Umhüllet werde von des Todes Nacht;
Dann sey des Wittlers Tod noch sterbend mein
Gedanke,

Mein letzter Laut sein Wort:

Es ist vollbracht.“

Dem Tempel gegenüber ist eine ähnliche Laube, in Form einer Begräbnißkapelle. So wie man in sie hinein tritt, erblickt man eine offene schauerliche Gruft nebst Hacke und Spaten vor sich. Unten in dieser Gruft stehen die Worte:

„Christ! du kannst

Ohne Trauen

Offne Gräber schauen;

Dein Erlöser lebt“

Wer dieses nur erzählen hört, oder liest, kann es unmöglich glauben, welch eine feyerliche Seelenstimmung alle diese Gegenstände hier, in dieser bezaubernden Natur, wo man sie so wenig erwartet hatte, hervorbringen.

Auf dem Todtengräber - Spaten liest man die Verse:

„Bist du mir auch einmahl ein Plätzchen gra-
ben,

Wann ich werde einst durchlaufen haben,
Meine mir bestimmte Lebensbahn!
Dann werd' ich die Hand voll Sand und Erde,
Unter der ich ruhig schlafen werde,
Als das letzte Gut, durch dich empfahn."

Auf der Hacke steht:

„Bering erwägt, und doch dem Menschen noch
nach dem Tode nützlich.“

Eine dritte Laube stellt ein Todtengewölbe vor. Ihre dunkeln Schatten, verbunden mit dem Sarge, den sie in sich schließt, lassen den Wanderer ganz vergessen, daß er in einem Garten ist, wo ihn nur die lebende Natur mit ihrem Grün umgibt. — Auf dem Sarge steht ein auf eine Urne gelehnter Genius, mit einer Krone und einem Crucifixe — und ruft dem Leser zu:

„Christ, weine nicht! — Die Todten werden
wieder leben — und die Krone der Gerechtigkeit empfangen.“

Am Kopfende des Sarges steht:

„Stiller Vorhof der Unsterblichkeit.“

Am Fußende:

„Letzte Ruhelammer des müden Pilgers.“

An den Seiten des Sarges:

„Sarg, willkommen bist du jedem Müden,
„Den der Kummer dieses Lebens drückt,
„Der, bey deinem Bilde, nach dem Frieden,
„Und nach deiner Ruhe schwachtend blickt.
„Wonne ist ihm, nach dir hinzublicken.
„Dann, wenn seine morsche Hütte fällt;
„So eröffnest du, ihm zum Entzücken,
„Diesen Eingang in die bes're Welt.“

Ueber dem Eingange zum Todtengewölbe ließt man die schöne Wahrheit:

„Still, wie an einem Freudentage,
„Genieß' ich hier der reinsten Ruh;

„Und keine kammervolle Klage
„Weht melancholisch auf mich zu.“

Eine vierte Grotte stellt einen Bethsaal vor, und kündigt seine Bestimmung durch die Worte an:

„Hier falt' ich fromm zu dir, Erlöser, meine Hände,
„Und fleh': kömmt meines Lebens Abendroth,
„So gib, daß ich den Lauf als wahrer Christ vollende,
„Und sey mir freundlich in der letzten Noth.“

Diese vier Lauben umschließen einen Platz, welcher mit Grabhügeln gleichsam umsät ist. Einen jeden dieser Hügel ziert ein schwarzes Kreuz, mit kurzen, aber kraftvollen Inschriften. Herr Pred. B. hat dadurch die gewöhnlichen feichten, oder wohl gar sinnlosen Inschriften auf den Gottesäckern des Landvolks zu verdrängen gesucht, und zu seiner Freude schon jetzt bemerkt, daß er seinen Zweck nicht verfehlt, sondern hier und da Nachahmer gefunden hat.

Hier sind einige Inschriften:

Ich blüthe auf, um zu verwelken,
Ich verwelkte, um wieder aufzublühen.

Die Spuren der Verwesung sind das erste
Sahngeschrey zur Auferstehung.

Alles in der Natur stirbt; —
Alles in derselben lebt; —
Nichts ist auf immer todt.

Pilgern, die voll Sehnsucht wallen,
Winkt das Grab zur Ruh.

Nach so mancherley Beschwerde
Ruh' ich nun in Gottes Erde,
Wie ein Kind im Mutter Schooß.

Ans die, wohlthätige Gruft, keimet für mich,
zur höhern Würde, sel'ge Wonne der Unsterblich-
keit.

Das Leben hiernieden ist nur ein Athemzug der
uns erwartenden Ewigkeit.

Tod! Als holden Genius
Kenn ich Dich, Du Lieber!
Denn zum Freudenüberfluß
Bringst Du mich hinüber.

Ueber alle diese Grabeshügel ragt eine Py-
ramide in einer grünen Nische schön hervor. An
und neben ihr sind einige Sinnbilder des To-
des und Fortlebens angebracht. Die vorzüg-
lichsten sind eine Uhr, welche die Spitzsäule
krönt, und diese Umschrift hat:

„Horch! bald zwölf Uhr! wie schnell fliehen die
„Stunden!“

Ein Todtenkopf und Knochen, mit
den Worten:

„Ich war, was Du bist, und bin, was Du wer-
„den wirst.“

Ein Schmetterling, der sich seiner
Hülle entwindet:

„O Leben! O Wonne! ich bin frey!“

Auf dem Mittelfelde der Spitzsäule liest man:

„Laß hier des Bettlers Asche ruhn,
„Dort eines Königes Gebein,
„Hier des, der überweise wollte seyn,
„Und halt' des Bettlers Staub dagegen;

„Blick' ernstvoll beuder Knochen an;
„Ob man sie unterscheiden kann.“ —

Ueber einer Anhöhe, welche den ganzen Kirchhof überblicken läßt, steht der Ausruf:

„Ehrwürdig bist Du, liebe Stätte
„Mir, wenn ich Dich mit frohem Muth,
„Mit Ernst und Lehrbegier betrete;
„Du machst mich ruhig, weiß und gut.“

Auf einer hohen Bergspitze, die dem Scheine nach über den Kirchhof hinüber hängt, steht ein großes Crucifix, mit der Ueberschrift: **Jes-
sus Erlöser!** Mehr unterwärts steht:

„Dst schon fand ich bey dem Dir geweihten
Kreuz,

„Welterretter! die erlebte Ruh!

„Und mir Müden strömte dank mit neuem
Reize

„Neue Kraft zum fernern Pilgerleben zu!“

Ein steiler Weg führt vom Kirchhose zu diesem Kreuzberge hinauf. Hat man ihn erstiegen, so eröffnet sich die herrlichste Aussicht, und der Kirchhof nimmt mit folgenden Worten von dem gerührten Wanderer Abschied:

„Heiter lächelt Deinem ernsten Denkerblicke

„Diese Gegend, die hier vor Dir offen ist,

„Wenn Du, kömmt Du von den Gräbern jetzt
zurück,

„Weiß' und gut zu seyn, nun fest entschlossen
bist.“

Ich wiederhole noch ein Mahl, es ist unbeschreiblich, mit welchen wonnigen Empfindungen man die Ernste und Schöne hier erblickt. Ist es Schwärmerey, solchen ungerufenen Gefühlen weder widerstehen zu können, noch zu wollen; so gestehe ich gern, daß auch ich mit innigem Vergnügen hier schwärmte.

Der Handel mit Schnee.

Auf dem Berge *Finocchio*, der zwar sehr ansehnlich, aber doch nichts weiter, als ein Theil des *Aetna* ist, hat das Wasser eine Grotte gebildet, indem es durch die *Lava* sickerte, und die *Puzzolana*, die dieser *Lava* zur Schicht diente, wegwusch. Der Besitzer des Cantons fand, daß dieser Ort sich vortrefflich zu einem Schneemagazine schicke; denn man bedient sich in Sicilien, Neapel, und hauptsächlich zu *Malta*, wo es am Eise mangelt, des Schnees, um den Wein, Sorbet, und alle Liqueure zu kühlen, und besonders, um Gefrorenes zu machen. Die Grotte wurde an den Maltheser-Orden verkauft oder vermiethet, der, weil es auf dem brennenden Felsen seiner Insel weder Eis noch Schnee gab, auf dem *Aetna* verschiedene Höhlen miethete, wo eigene, von ihm dazu besoldete Leute den Schnee sammeln und aufbewahren, und von Zeit zu Zeit nach *Malta* schicken. Diese Grotte ist ebenfalls auf Kosten des Ordens dazu eingerichtet. Man hat Treppen angelegt, und zwey Arten von Brunnen gegraben, wodurch die Grotte Licht bekommt, und man den Schnee hinunter schüttet. Ueber der Grotte ist eine große Strecke eben gemacht, und mit Mauern umgeben, damit die Winde, die auf dieser Höhe sehr stark wehen, wenn sie den Schnee von den höher liegenden Felsen wegführen, ihn in diesem Bezirke zusammenhäufen. Man wirft ihn alsdann durch die obgedachten Oeffnungen in die Grotte, wo er sich recht gut erhält, ohne daß die Sonnenhitze ihn zum Schmelzen bringen kann, weil die Dicke des *Lava*-Gewölbes ihn genugsam schützt. Wenn die Zeit der Versendung heran-

nahet, so thut man den Schnee in große Säcke, in die man ihn mit Gewalt hineinstampft, nachdem man ihn fest zusammengeknetet hat: dieses Zusammenpressen gibt ihm Consistenz, und macht ihn sehr schwer. Dann werden diese Säcke aus der Grotte getragen, auf Maulthiere geladen, und so an das Ufer gebracht, wo kleine Schiffe zu ihrer weitem Fortschaffung bereit liegen. Ehe man diese Schneemassen in die Säcke steckt, umwickelt man sie mit recht frischem Laube, damit dieses Laub sie während des Transports ans Seegestade vor der Sonnenwärme schütze. Der Schneehandel ist in Sicilien sehr wichtig, indem er viele Tausende von Menschen beschäftigt. Man legt auf den Gipfeln der höchsten Berge Magazine von Schnee an, womit man allenthalben hausirt, weil ihn niemand entbehren kann, indem die Erfrischung des Getränks in diesem heißen Klima der Gesundheit höchst nothwendig ist. Man fürchtet in diesen Ländern Mangel an Schnee eben so sehr, als Mangel an Korn, Wein, Dehl, oder anderen Lebensbedürfnissen. Als sich Herr Houel im Jahre 1777 zu Syrakus befand, gebrach es an Schnee. Man erfuhr, daß ein kleines damit befrachtetes Schiff in der Nähe vorbeysegle, machte sogleich Jagd darauf, und verlangte seine Ladung; auf die Weigerung des Schiffsvolks griff man es an, und eroberte es, wobey viele Syrakuser ihr Leben einbüßten.

Jenkins wird 169 Jahre alt.

Heinrich Jenkins, welcher zu Ellerton in der Grafschaft York im Jahre 1690

starb, ist einer von denen, die nach der Sündfluth am längsten gelebt haben. Er hatte den König Heinrich den Achten gesehen, und erinnerte sich des Treffens bey Floweden, welches im Jahre 1513 geliefert wurde, wohin er als ein zwölfjähriger Knabe mit einem Pferdegeschick worden war, welches man mit Pfeilen, deren man sich damahls noch bediente, beladen hatte. Fünf alte Männer, die alle über 100 Jahre alt waren, die in diesem Kirchspiele lebten, versicherten, daß sie ihn stets als einen Mann gekannt hätten. Er erinnerte sich, daß er seit 140 Jahren in verschiedenen Gerichten Zeugnisse abgelegt habe. In einem Alter von mehr als hundert Jahren ging er noch zu Fuße in die Gerichtsversammlung York, konnte auch noch schwimmen. Es ist noch eine Zeugenausfagung eben dieses Heinrich Jenkins von 1665 vorhanden, aus welcher erhellet, daß er damahls über 144 Jahre alt war. Er erreichte also ein Alter von 169 Jahren. Man errichtete diesem merkwürdigen Greise im Jahre 1743 ein öffentliches Denkmahl.

Die Eselswiese bey Quersfurth.

Nabe bey Quersfurth ist eine Wiese, die den Nahmen Eselswiese führt, auf welcher alle Mittwochs nach Ostern ein Jahrmarkt gehalten wird, wozu folgende Geschichte die Veranlassung gewesen seyn soll.

Bruno, ein edler Herr von Quersfurth, der gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts lebte, wollte auf seinem Leibesel nach Preus-

ßen reiten, um daselbst ungebethen die Heiden zu bekehren. Als er aber auf dieser Wiese von seinen Verwandten und Freunden Abschied genommen hatte, so stand der kluge Esel, als wenn er angenagelt gewesen wäre, und konnte weder durch Güte noch mit Gewalt von der Stelle gebracht werden. Damahls mußte Bruno seine Reise einstellen; er zog aber, kurze Zeit darauf, dennoch nach Preußen, wo er auch im Jahre 1009 die Märtererkrone, die er so sehulich gewünscht hatte, erlangte. An dem Orte, wo der Esel stille stand, ward nachher eine Kapelle erbauet, wohin bald zahlreiche Wallfahrten geschahen, welche nachher diesen berühmten Jahrmakkt veranlaßten.

„So hat Bruno's stehender Esel,“ sagt Spangenberg in seiner Quersfurth'schen Chronik, „viele Leute zum Gehen und Laufen gebracht.“

Mumien des Bleykellers in Bremen.

Todte Körper, die in die Erde begraben oder der Luft ausgesetzt werden, gehen, wenn sie nicht durch eine gehörige Zubereitung verwahrt werden, in die Verwesung über. Um diese natürliche Folge des Todes abzuwenden, wurde die Kunst des Einbalsamirens erfunden. Daß aber auch Körper ohne Hülfe der Kunst Jahrhunderte hindurch unverweslich bleiben können, davon gibt der Bleykeller in Bremen den Beweis. Dieser Keller ist ein unter der dortigen Domkirche befindliches Gewölbe, welches auf Pfeilern ruhet, und beynahse sechzig Schritte lang,

und halb so breit ist. Es ist zwar einige Fuß unter der Erde, jedoch kommt durch drey Fenster Licht und Luft herein. Es stehen darin fünf große eichene Särge, oder vielmehr Koffers, in deren jedem ein Leichnam liegt. Der Leichnam eines Frauenzimmers ist hier der merkwürdigste. Der Sage nach war es eine Englische Gräfinn, die in Bremen starb, und den Befehl ertheilt hatte, daß man sie in diesem Keller unbegraben beysetzen solle, in der Hoffnung, daß ihre Verwandten ihre Leiche würden hinüberhohlen lassen. Sie soll hier 250 Jahre gestanden haben. Die Muskeln der Haut sind zwar an allen Stellen völlig zusammengeschrumpft, doch sind ihre Gesichtszüge so wenig verändert, daß man wohl sehen kann, daß sie jung und schön gewesen sey. Das Gesicht ist klein und rund, der Knorpel der Nase und die Nasenlöcher sind nicht im geringsten verändert, die Zähne sind noch alle in den Kinnbacken fest; aber die Lippen haben sich zurückgezogen. Die Wangen sind zwar eingeschrumpft, aber lange nicht so sehr als bey balsamirten Körpern. Ihr Haupthaar ist über achtzehn Zoll lang, sehr dick und fest, so, daß man den Körper dabey in die Höhe heben kann; es ist hellbraun von Farbe, und so frisch und glänzend als bey einem Lebenden. Daß sie von hohem Stande gewesen sey, erhellet aus der außerordentlich feinen Leinwand, darin sie gewickelt ist.

— In einem andern Koffer liegt der Körper eines Arbeitsmannes, der, wie man sagt, von der Kirche herunter zu Tode gefallen ist. Seine Züge geben dieß sehr deutlich zu erkennen, in welchen sich die äußerste Angst zeigt. Der Mund und die Augenlieder sind weit offen, die Augen aber eingetrocknet. Die Brust ist unnatürlich

aufgeblasen, und der ganze Körper zeigt, daß er eines gewaltsamen Todes gestorben sey. — Ein kleines an den Blattern gestorbenes Kind ist noch merkwürdiger. Die Merkmale der an Händen und Füßen aufgebrochenen Beulen sind ganz deutlich zu erkennen, und doch sollte man denken, daß in einem an einer solchen Krankheit gestorbenen Leichname schon ein starker Ansatß zur Fäulniß seyn müsse. — Die beyden anderen Leichen sind eben so außerordentlich. Auch sind in diesem Gewölbe wälsche Hühner, Habichte, Wiesel und andere Thiere, einige seit undenklichen Zeiten, aufgehangen, die noch völlig erhalten sind; Haut, Schnabel, Federn, alles ist unverändert geblieben. Ohne Zweifel ist die Trockenheit des Orts Ursache davon. Der Magistrat erlaubt es übrigens nicht mehr, Körper hierher zu bringen, und ein anderes Gewölbe, das diese Eigenschaft hätte, ist hier nicht vorhanden.

Das Lamm mit dem Maulwurfs- rüffel.

Auf einem Krockwitzischen Gute in Oberschlesien kam im Januar des Jahres 1802 ein Lamm im fünften Monathe zur Welt, dem also zur völligen Reife nur noch ein Monath fehlte. Nach der völlig glaubwürdigen Beschreibung des Doctor Dietrich zu Glogau, ist diese seltne Mißgeburt bis auf den Kopf regelmäßig gebildet. Auch dieser letztere hat zwar die gehörige Größe; allein der Unterkiefer fehlt gänzlich. Statt des Mauls sieht man einen Rüffel, gleich dem eines Maulwurfs. Er hängt, wie ein

weicher Knorpel, $\frac{3}{4}$ Zoll lang, etwas gebogen herab. An der Spitze ist eine kleine, hanfkorn-große Oeffnung, die eine Sonde $1\frac{1}{2}$ Zoll tief eindringen läßt, aber inwendig keine Höhle anzeigt. An dem untern Theile dieser Oeffnung ist eine kleine Fleischwarze, die sich nach der Oeffnung hinneigt, und dieselbe zum Theile verschließt. Auf dem Kopfe sind 2 Ohren, und wo die Augen stehen sollten, etwas längere Haare als am übrigen Körper in einen Wirbel gesetzt, der in der Mitte einen erhabenen Stern von Haaren bildet, unter welchem aber keine Augenhöhle zu bemerken ist. Unten, hinten am Halse, wo sich die untern Kinnladen endigen würden, wenn welche vorhanden wären, steht auf jeder Seite ein schönes, großes, vollkommen gebildetes Auge ohne Augenlieder. Zwischen ihnen findet sich eine weiße sehnige Haut, aber keine Augenhöhle bildende Knochen. Drey Linien weiter hinab sieht man eine kleine quergezogene flache Vertiefung, und zwey Linien unter derselben eine größere, die von 3 Hauptfalten begrenzt wird, und gleichsam 2 kleine Lippen bildet; aber die dazwischen liegende Vertiefung ist auch flach. Noch zwey Linien hinab nach der Brust zu, steht auf jeder Seite ein regelmäßiges, verhältnißmäßig großes Ohr, aber ohne Ohrhöhle. Beyde Ohren hängen in der symmetrischen Richtung, in der sie auf dem Kopfe stehen würden. Die ganze Haut des Körpers und des Kopfes ist mit Haaren besetzt, und zwischen großen und kleinern schwarzen Flecken fein schwarz gesprenkelt.

Die Bäder in Constantinopel.

Die prächtigen Bäder in Constantinopel reichen nicht nur der Stadt zur Zierde, sondern auch zur großen Bequemlichkeit der Fremden und Einheimischen. Sie sind gewöhnlich von Steinen erbauet, und ihre Anzahl innerhalb der Stadt ist sehr groß. Fremde, von welchem Volke sie auch seyn mögen, erhalten ohne Schwierigkeit freyen Zutritt dazu. Man zieht sich zuvörderst in einem Saale aus, wo man ein blaues leinenes Tuch oder eine Schärpe, und ein Paar Holzschuhe bekommt. Darauf wird man in die Badstube selbst geführt, um zu schwitzen, welches auch nicht fehl schlägt, weil die Hitze allenthalben eingeschlossen ist; denn diese Bäder sind mit Kuppeln versehen, und bekommen das Tageslicht von oben durch kleine runde, grüne Glasscheiben; das Dach ist auswendig von Bley. Die Badewanne ist nicht so groß, daß man sich hineinsetzen kann, wie in den Badehäusern der Alten; sondern man sitzt neben derselben auf lauwarmen Steinen; und wenn man in Schweiß kommt, wird man von einem Aufwärter gewaschen, von dem man hernach mit einem Pferdehaaren Handschuh, in den er die Hand hineinsteckt, gerieben wird; dann wird der Körper mit Seife beschmieret, und darauf mit Wasser begossen. Man bekommt dann eine trockne und saubere Schärpe, die gewöhnlich blau und roth ist. Darnach geht man in einen andern Saal, wo man sich in ein Bett legt, und mit einem Laken zugedeckt wird. Dabey wird man mit Sorbet, Kaffeh und Tobak bedient, und hält sich in diesem Saale so lange auf, als man Lust hat. Für ein solches Bad

bezahlt die Person 15 Para, welches ungefähr sechs gute Groschen sind. Die Christen müssen gewöhnlich bey dieser, so wie bey andern Gelegenheiten, etwas mehr geben. Die Bedienten dieser Bäder sind auch sehr geschickt, durch eine ganz eigene Knetung und Betastung aller Fleischnuskeln und Gelenke, Stockungen in diesen Theilen des Körpers abzuheben.

Kahl's unnatürliche Freßsucht.

Im Jahre 1754 starb zu Wittenberg ein Mann mit Namen Jakob Kahl. Dieser Mann konnte nicht nur eine ungeheure Menge Speisen zu sich nehmen, sondern genoß auch ganz ungewöhnliche Dinge. So war es ihm eine Kleinigkeit, 8 Schock Pflaumen sammt den Steinen auf ein Mahl zu verzehren. Ein anderes Mahl verzehrte er einen Scheffel Kirschen sammt den Kernen. Wenn die gewöhnlichen Nahrungsmittel nicht zureichten, so nahm er seine Zuflucht zu unnatürlichen. Er nahm daher mit den Speisen auch die irdenen Schüsseln und Teller zu sich. Ein anderes Mahl riß er Kacheln aus dem Ofen, und verzehrte sie. Auch waren Glas, Porzellan, Schiefer- und Kieselsteine seine Speise. Er hatte ein so scharfes Gebiß, daß man in den Steinen, in die er gebissen hatte, die Spuren seiner Zähne eben so deutlich sehen konnte, als wie man sie bemerkt, wenn man in einen Apfel gebissen hat; und wenn er eine Tasse Kaffeh mit der Schale, oder ein Glas Wein sammt dem Glase zu sich nahm, so zermalmte er diese Dinge so schnell und mit solchem Getöse, als es der hungrigste

Kettenhund bey dem Zermalmen eines großen Knochen macht. Seine Leckerbissen waren Ratten, Mäuse, Eulen, Raupen und Henschrecken. Zum Frühstück verzehrte er einst ein Spanserkel mit Haut und Haare, und des Mittags war er dennoch so hungerig, daß er einen mittelmäßigen Hammel mit Fell und Knochen zu sich nehmen konnte. Er hatte einmahl einen so entsetzlichen Appetit, daß er ein bleyernes Schreibzeug mit Tinte, Streusand, Federn und Federmesser verschlang. Man würde Grund haben, diese Thatfachen zu bezweifeln, wenn sie nicht gerichtlich angehörte Zeugen bestätigt hätten. Da er nun unmöglich so viel verdienen konnte, als sein unersättlicher Magen verlangte, so mußte er freylich mit manchen unnatürlichen Gerichten vorlieb nehmen. So fraß er einst in einem Wirthshause einen Dudelsack auf, der einem reisenden Pohlen gehörte, welcher aus Furcht, daß Kahl auch ihn verschlingen möchte, die Flucht nahm, und welcher Kahl, um den Zuschauern ein Vergnügen zu machen, eine Strecke Weges verfolgte.

Dieser seltsame Vielfraß war in Wittenberg unter dem Nahmen Fress-Kahl bekannt, und Einfältige glaubten, daß er ein Bündniß mit dem Teufel gemacht habe. Bey dieser Fresserey war er so vollkommen gesund und stark, und wurde neun und siebenzig Jahre alt. Auf obrigkeitlichen Befehl wurde sein Körper auf dem anatomischen Theater geöffnet, allein der wahre Grund seiner Gefräßigkeit konnte nicht entdeckt werden.

P e c k i n g.

Nach dem einstimmigen Zeugnisse aller im Chinesischen Reiche gewesenenen Reisenden, übertrifft die Stadt P e c k i n g die größten Städte von Europa, so wohl durch ihren Umfang als die ungeheuere Anzahl ihrer Einwohner. Ihre Größe ist nicht allein des mächtigen Kaisers würdig, der darin residirt, sondern auch dem weitläufigen Reiche angemessen, wovon sie die Hauptstadt ist. Ihre Lage ist in einer fruchtbaren Ebene, sie führt den Nahmen P e c k i n g, der so viel als die Nordische Hofstadt bedeutet, so wie N a n k i n g, wo der Kaiser ehemahls seinen Wohnsitz hatte, so viel als die südliche Hofstadt heißt. Die Tartaren machten damahls häufige Streifereyen ins Chinesische Gebieth, daher der kaiserliche Hof nach einer nördlichen Provinz verlegt wurde, damit man gegen dieses unternehmende Volk die große Anzahl Truppen brauchen könnte, die sich immer um die Person des Kaisers befinden.

Die Stadt P e c k i n g hat die Gestalt eines vollkommenen Vierecks, und wird in zwey Städte abgetheilt. Diejenige, wo der Pallast des Kaisers ist, heißt die alte oder Tartarische Stadt, weil unter der jehigen Regierung, die daselbst befindlichen Häuser den Tartaren zugetheilt wurden. Die andere heißt die neue oder Chinesische Stadt. Die Chineser, die aus der erstern vertrieben wurden, setzten sich in dieser fest, die weniger volkreich als die erstere ist. Nach einer neuern Angabe ist der Umkreis dieser beyden großen Städte sechs Französische Meilen. Außer dem hat P e c k i n g noch dreyzehn sehr beträchtliche Vorstädte,

Die neue Stadt hat, wie die meisten Städte in China, niedrige und schlecht unterhaltene Mauern; aber die alte Stadt ist von Mauern umgeben, die von sehr dicken Ziegelsteinen, und ungefähr 40 Fuß hoch sind. Alle zwanzig Klafter findet man wohlversehene Thürme, deren einige sehr groß und hinreichend sind, zahlreiche Truppen aufzunehmen. Auch sieht man an verschiedenen Orten einen sehr bequemen Abhang, um Pferde auf die Mauern zu führen. Die Stadt hat dreyzehn Thore, die, besonders in der alten Stadt, sehr hoch und sehr gut gewölkt sind. Ueber denselben sind doppelte Pavillons von außerordentlicher Größe, neun Stockwerke hoch mit Fenstern und Kanonendöchern versehen. Der eine dieser Pavillons dominirt die Stadt, und der andere das Feld. Vor jedem Thore ist ein Raum von 370 Fuß, der zum Waffenplaz dient.

Obgleich Peking so groß ist, so wird man darin doch überall so von Menschen gedrängt, daß man Mühe hat, durchzukommen. Das Gewühl von Menschen, Pferden, Maulthierren, Kamelen, Wagen und Sänften, ist unglaublich. Hin und wieder trifft man Haufen von einigen hundert Menschen an, die den Marktschreyern und Sängern zuhören oder sich wahrsagen lassen; wodurch denn die Zugänge in den Straßen verstopft werden, und die große Verwirrung vermehrt wird. Standespersonen werden bey jedem Schritte aufgehalten, wenn sie nicht einen Reiter vor sich haben, der Plaz macht.

Wohlhabende Personen lassen sich gewöhnlich in Sänften tragen, oder sie reiten; daher man aller Orten Pferde, Maulesel und Tragsessel zu vermietthen findet. Zwölf bis fünfzehn Stüber sind hinreichend, sich einen ganzen Tag

zu Pferde, oder auf einem Maulesel herumführen zu lassen, wobey die Treiber ihre Thiere am Zaume leiten. Nur Männer sieht man hier auf den Straßen, die Weiber dürfen nicht ausgehen. Obgleich Peking an Umfang und Volksmenge Paris weit übertrifft, so findet man doch, wenn man die Häuser der letztern Stadt zu vier Stockwerke rechnet, weniger Wohnungen zu Peking, als zu Paris. Die Ursache davon ist, daß theils die Straßen zu Peking um sehr vieles breiter sind, theils auch der Palast des Kaisers außerordentlich weitläufig und wenig bewohnt ist. Ueber dem gibt es daselbst große Reiß = Magazine für mehr als 200,000 Mann, und viele andere ausgedehnte öffentliche Gebäude. Dennoch aber fehlt es den Chinesern nicht an Raum zu Wohnungen, denn man muß wissen, daß dieses Volk in seinen Häusern ganz außerordentlich gedrängt zusammen wohnt, so, daß da, wo zehn Europäer sehr unbequem wohnen, dreyßig Chinesen überflüssige Bequemlichkeit haben würden. Ueber dem haben so wohl die mehresten Handwerksleute, als auch die Armen, nicht in der Hauptstadt ihre Wohnung, sondern leben das ganze Jahr durch auf kleinen Schiffen, womit der Hafen bedeckt ist, die gleichsam eine schwimmende Stadt bilden, nicht weniger bevölkert, als die auf dem festem Lande.

Wenn man die Einwohner von Peking nach dem außerordentlichen Gewühle in den Straßen beurtheilen wollte, so würde man die Volksmenge derselben auf vier oder fünf Millionen schätzen; allein bey einer nähern Untersuchung wird diese Meinung sehr verringert. Eine ungeheure Menge Bauern kommen alle Tage mit Lebensmitteln aus den umliegenden Gegenden

nach Peking. Dieser Zustuß vermehrt die Wagen, Karren, Kamehle und andere Lastthiere nebst ihren Führern. Außer dem arbeiten die mehresten Handwerksleute in China in den Häusern der Privatpersonen. Will man sich z. B. ein Kleid machen lassen, so kommt der Schneider des Morgens, und geht des Abends wieder nach Hause. So ist es mit allen Handwerkern, bis auf die Schmide, die ihren Amboss-Ofen und alle Instrumente mit sich in den Straßen herumführen und Arbeit suchen. Die Barbierer tragen einen Lehnstuhl auf den Schultern, und das Becken nebst dem Kessel in der Hand. Alle diese vermehren das Gewühl, wozu noch kommt, daß die Reichen, ja selbst die vom Mittelstande, wenn sie sich tragen lassen, oder reiten, ihre Bedienten bey sich haben. Wenn ein Gerichts-Mandarin ausgeht, so folgen ihm alle, die zu seinem Tribunale gehören, wie bey einer Procession. Die Prinzen von Geblüt und Hofleute werden alle Mahl durch einen großen Trupp Reiter begleitet. Aus allen diesen Gründen kann man die Bevölkerung von Peking nicht höher als zu zwey Millionen rechnen.

Fast alle Straßen dieser Stadt sind schnurgerade, eine Stunde Weges lang, und 100 bis 120 Fuß breit; die mehresten sind mit Kaufläden besetzt. Die ohnehin schlecht gebaueten Häuser sind so niedrig, daß sie mit der Länge der Straßen in keinem Verhältnisse stehen, und einen unangenehmen Anblick verursachen. Indessen wird dieser Fehler durch andere Dinge einiger Maßen ersetzt. Dieses sind die mit Seide, Porzellan und lackirten Sachen gezierten Buden, die das Auge ungemein reizen, wozu noch der Gebrauch kommt, daß jeder Kaufmann vor sei-

ner Thür auf einem Fußgestelle, eine zwölf bis fünfzehn Fuß hohe, gemahlte, lackirte, und oft vergoldete Tafel hinstellt, die mit großen Buchstaben seine Waaren ankündigt. Diese, fast in gleicher Entfernung auf beyden Seiten der Straßen errichteten, Pilaster, formiren eine sonderbare und prächtige Colonnade. Dieser Gebrauch ist allen Chinesischen Städten gemein.

Die Stadt Peking ist in fast unzählige Quartiere eingetheilt. Zehn Häuser haben alle Mahl Einen Aufseher, der dem Gouverneur von allem, was daselbst vorgeht, Nachricht geben muß. Die in Einem Quartiere gelegenen Häuser müssen einander wechselseitig bewachen und beschützen. Wenn daselbst ein Diebstahl oder ein anderes Verbrechen begangen wird, so werden alle zur Verantwortung gezogen, so wie auch jeder Hausvater für die Aufführung seiner Kinder und Bedienten stehen muß. Alle große Straßen sind mit Truppen besetzt, die Tag und Nacht Wache halten; sie haben das Schwert an der Seite, und die Peitsche in der Hand, und schlagen ohne Unterschied des Standes auf diejenigen zu, die einige Unruhe verursachen. Sie haben auch das Recht, diejenigen in Verhaft zu nehmen, die Zänkereyen anfangen, oder sich ihnen widersetzen. So wohl die großen als kleinen Straßen haben Thore, die besonders bey den kleinen mit hölzernen Gittern versehen sind. Da die kleinen Straßen an die großen anstoßen; so werden die Wachen in den letztern so postirt, daß sie die erstern mit übersehen können, wo nur gewöhnlich eine Schildwache in der Mitte steht. So bald die Nacht anbricht, werden die Thore in allen Straßen geschlossen, und nur für bekannte Personen geöffnet, die eine Laterne bey sich

haben, und gute Ursachen wegen ihres Ausgehens anführen können.

Die Chinesen beobachten den Grundsatz: die Nacht ist für die Ruhe, und der Tag zur Arbeit bestimmt, sehr genau. Die Gesetze sind so wachsam über diesen Punct, daß man keine rechtschaffene Leute des Nachts in den Straßen findet. Wenn man zufälliger Weise jemandem begegnet, so wird er für einen nichtswürdigen Menschen, für einen Dieb u. dgl. gehalten. In solchem Falle hat selbst der Unschuldige Mühe, sich der Strenge der Gerechtigkeit zu entziehen. In Peking so wohl, als in allen andern Chinesischen Städten, findet man große Glocken oder ungeheurere Trommeln, um die Nachtwachen zu bezeichnen. Eine jede Nachtwache ist von zwey Stunden, und die erste fängt gegen acht Uhr des Abends an. So lange als diese erste dauert, schlägt man von Zeit zu Zeit einen Schlag mit der Glocke, oder auf die Trommel; während der zweyten erfolgen zwey, während der dritten drey Schläge u. s. w.; so daß, zur welcher Zeit des Nachts man auch aufwacht, man durch diese Glocken- oder Trommelschläge ungefähr die gegenwärtige Stunde erfährt.

So bald das erste Zeichen der Nachtwache gegeben ist, patrouilliren einige Soldaten von einem Wachtrupp zum andern, und machen ein beständiges Gekirre mit ihren Schwertern, um ihre Wachsamkeit anzuzeigen. Alle diejenigen, die man des Nachts antrifft, selbst die, welche in kaiserlichen Geschäften verschickt sind, werden angehalten, und, wenn ihre Antwort dem kleinsten Verdachte Raum gibt, in Verhaft genommen. Durch diese Anordnungen, die mit der größten Pünctlichkeit beobachtet werden, wird es bewirkt, daß Stille, Ruhe und Sicherheit in der ganzen Stadt

Stadt herrschen. Hierzu kommt noch, daß der Gouverneur von Peking, weil er verbunden ist, alle Tage die Runde zu gehen, zuweilen zu einer Zeit erscheint, da man ihn am wenigsten erwartet. Die Officiere, die auf den Mauern und den Pavillons der Thore Wache haben, lassen oft die ihren Posten nahe liegenden Quartiere untersuchen. Die geringste Nachlässigkeit wird den folgenden Tag bestraft, und der wachthabende Officier ohne Gnade mit Verlust seines Postens.

Diese Anstalten kosten dem Kaiser viel. Alle gedachten Soldaten sind einzig und allein für den Dienst der Straßen bestimmt. Ihnen liegt es ob, dafür zu sorgen, daß jeder den Raum vor seiner Thür rein halte, ihn Morgens und Abends in trocknen Zeiten besprühe, und nach dem Regen den Koth wegschaffe. Da die Stadt nicht gepflastert ist, und die Straßen sehr breit sind, so ist es eine ihrer vornehmsten Beschäftigungen, selbst zu arbeiten, und die Mitte dieser Straßen rein zu halten. Nach einem starken Regen nehmen sie die Erde auf, lassen sie trocknen, oder vermischen sie mit frischer Erde, und bearbeiten sie so sehr, daß in kurzer Zeit alle Quartiere der Stadt, selbst nach den stärksten Regengüssen, rein und trocken sind. Doch geschieht dieses nur in der alten Stadt, in der neuen ist es ganz anders, und die Straßen sind dafelbst auch gemeinhin sehr unreinlich. Aus dem Mangel des Steinpflasters entsteht ein großes Unge- mach: die Menge Menschen, die in den Straßen auf- und abgehen, erregen einen sehr feinen Staub, der allenthalben durchdringt, und sehr schädlich ist.

Nabe bey dem vornehmsten Thore von Peking steht der kaiserliche Pallast, mit einer niedrigen und dünnen Mauer umgeben, die große gewölbte Thore hat, wo sich die Wachen befinden.

Dieser Pallast besteht aus einer ungeheuern Masse von großen Gebäuden, sehr weitläufigen Höfen, und sehr geräumigen Gärten; er macht also gewisser Maßen eine Stadt für sich aus. Außer den Wohnungen des Monarchen enthält er auch die Palläste seiner Hofbedienten, und verschiedene Gerichtshöfe, um die Streitigkeiten der kaiserlichen Bedienten zu entscheiden, und ihre Verbrechen zu bestrafen; imgleichen wohnen in diesem Pallaste eine große Menge Handwerksleute, die im Solde des Kaisers stehen, und zu seinem Dienste bestimmt sind. Alle diese Gebäude gehören zum äußern Umfange des Pallastes. Eine andere Mauer von Ziegelsteinen formirt einen zweyten Umfang, der die Wohnungen des Kaisers und seiner Familie umschließt. Obgleich die Chinesische Bauart von der Europäischen sehr verschieden ist, so muß man doch gestehen, daß der kaiserliche Pallast nicht ohne Schönheiten sey. Hierher gehören seine Größe, die regelmäßige Abtheilung der Zimmer, und die Structur der sehr hohen Dächer, die mit Blumenstücken geziert sind. Das erste Dach ist mit gefirnißten Ziegeln bedeckt, die von sehr schöner gelber Farbe sind, daß sie von weitem vergoldet zu seyn scheinen. Ueber dem ersten ragt ein zweytes Dach hervor, das noch glänzender, und mit einem Walde von Stützen und Balken versehen ist; alles mit einem grünen Firnis bestrichen, und mit vergoldeten Figuren gleichsam besäet. Dieses zweyte Dach formirt eine Art von Krone zu diesem Gebäude, welches die angenehmste Wirkung thut.

Die Flügel der Höfe formiren entweder kleine Pavillons oder Gallerien. Die Zimmer des Kaisers sind auf vorbeschriebene Art bedeckt, und

mit Terrassen und Gallerien umgeben, die von Säulen unterstützt werden; die Treppen, die zu den Sälen führen, sind von weißem Marmor; auch der Fußboden in den Zimmern ist von Marmor, oder mit Porzellan angelegt, und alles ist mit Verzierungen, Bildhauerarbeit, Malereyen, Lackirungen und Vergoldungen versehen.

Unter den Häusern der Großen in Peking findet man keines, das den Namen Pallast verdiente. „Man würde diesen Ausdruck sehr herabwürdigen,“ sagt le Comte in seinen Memoiren, „wenn man ihn auf so wenig erhebliche Gebäude anwenden wollte. Gewöhnlich haben sie nur ein Stockwerk wie die gemeinen Häuser.“ Indessen haben sie viele Höfe und Zimmer. Keines von diesen Häusern geht nach der Straße zu; sie sind alle eingeschlossen, und man sieht von außen nichts, als eine große Thür zum Eingange. Auf beyden Seiten stehen Häuser, die von Handwerkern oder Kaufleuten bewohnt werden. Diese Simplicität in den Wohnungen der Chinesischen Großen kommt nicht von einer Abneigung für den Luxus her. Die Landesitte, und die Gefahr, die sie laufen würden, wenn sie sich auszeichnen wollten, setzen ihnen bey ihrem Aufwande Grenzen. „Da ich zu Peking war,“ sagt le Comte, „hatte einer der größten Mandarins, ich glaube, daß es sogar ein Prinz war, ein höheres und schöneres Hotel bauen lassen, als die andern Großen bewohnen. Man machte ihm ein Verbrechen daraus. Die Polizeyruffeher verklagten ihn deßhalb beym Kaiser, und der Mandarin, der die Folgen davon fürchtete, ließ während der Zeit, das man die Sache untersuchte, sein Haus niederreißen, noch ehe das Urtheil gesprochen war.“

Obgleich die Häuser der Prinzen und Mandarins nur ein geringes Ansehen haben, so ist doch ihre große Ausdehnung merkwürdig. Vier oder fünf Vorhöfe befinden sich gewöhnlich vor dem ersten Gebäude, das aus großen Abtheilungen besteht, deren jede wieder ihre Höfe und Vorhöfe hat. Jede Fronte hat drey Thüren, davon die mittellste die größte ist, an beyden Seiten derselben sieht man marmorne Löwen. Nicht weit von da, im ersten Hofe, befindet sich ein großer, mit Schranken umgebener Platz, der mit rothem und schwarzem Firnis bedeckt ist; auf den Seiten sind zwey kleine Thüren, wo man zu gewissen Stunden des Tages Trommeln und andere musikalische Instrumente ertönen läßt, besonders wenn der Mandarin aus- oder ingeht, auch wenn er sein Tribunal besteigt. Innerhalb dieser Schranken ist ein Ort, wo diejenigen warten, die Prozesse haben, oder Bittschriften überreichen wollen; auf beyden Seiten sind kleine Häuser für die Beamten des Tribunals. Weiterhin ist ein anderer Hof, der zu einem großen Saale führt, wo der Mandarin Gericht hält.

Die Gebäude der hohen Gerichtshöfe sind nicht prächtiger, als die Häuser der Großen. Die Höfe derselben sind sehr weitläufig, die Thüren hoch und mit Bildhauerarbeit geziert; aber die innern Säle und Audienzzimmer haben gar nichts Prächtiges. Man hat in Peking sechs solcher hohen Gerichtshöfe, die folgender Maßen abgetheilt sind.

Der erste heißt *Lipou*, und hat die Bewahrung des Reichsiegels. Dieses Tribunal schlägt die Mandarins vor, die das Volk regieren sollen, und wacht über die Ausführung aller Magistratspersonen des Reichs. Das zweyte Tribunal, *Hou-*

von, besorgt die Finanzen und die Erhebung des Tributs. Das dritte Li-pou, muß über die Beobachtung der Ceremonien und Gebräuche des Reichs wachen. Das vierte, Ping-pou, beschäftigt sich mit den Truppen und Wachen auf den Landstraßen, die im Solde des Kaisers stehen. Das fünfte, Hing-pou, urtheilt über die Verbrechen. Alle großen Criminalprozesse werden daselbst entschieden. Dieses ist das einzige Tribunal, welches das Recht hat, ohne Appellation zum Tode zu verurtheilen, aber der Verbrecher darf nicht eher hingerichtet werden, bis der Kaiser das Urtheil unterschrieben hat. Zum sechsten Tribunale, Konypou, gehören alle öffentlichen Arbeiten, die Häfen und das Seewesen, Von diesen sechs Obergerichtshöfen hängen noch vier Untertribunale ab, die in verschiedene Kammern abgetheilt sind; z. B. das mathematische Tribunal, Kintien-Kien, gehört zu dem dritten Gerichtshofe Li-pou. Es ist in zwey Kammern getheilt, von welcher die vornehmste und zahlreichste sich bloß mit dem Kalkul, mit der Bewegung der Sterne, und überhaupt mit allem beschäftigt, was wirklich zur Astronomie gehört. Die zweyte Kammer bestimmt die schicklichen Tage der Heirathen, Begräbnissen, Hinrichtungen, und anderen bürgerlichen Handlungen. Keiner von diesen sechs großen Gerichtshöfen mischt sich in Staatsachen, es sey denn, daß der Kaiser sie ihnen ausdrücklich aufträgt. Das höchste Tribunal des Reichs aber besteht in vier bis sechs Staatsministern, die Co-la-os heißen. Sie versammeln sich bloß auf Befehl des Kaisers, um irgend eine wichtige Sache zu entscheiden, worüber man schon in einem der vorbenannten Gerichtshöfe geurtheilt hat.

Sind gleich die Tempel der *Themis* nicht prächtig, so hat man doch für die, welche der Religion gewidmet sind, mehr Sorge getragen. Man hat hier weder Kosten noch Verzierungen gespart. Diese Tempel sind besonders wegen der Schönheit ihrer Dächer auffallend, die aus grün und gelb gefirnißten Ziegeln bestehen, wozu auch kommt, daß diese Dächer von allen Seiten mit künstlich gearbeiteten Figuren und Drachen geziert sind.

Alle Tartarischen Familien wohnen in *Pecking* oder in den umliegenden Gegenden, es ist ihnen nicht erlaubt, sich ohne ausdrückliche Erlaubniß des Kaisers zu entfernen. Daher kommt die große Anzahl der in der Hauptstadt befindlichen Truppen. Einige Meilen von *Pecking* sieht man das Lustschloß der alten Kaiser, dessen Umfang mehr als fünf Deutsche Meilen hat. Es ist von den königlichen Lustschlössern in Europa so wohl durch die ungeheuere Ausdehnung, als auch durch den Geschmack verschieden. Hier sieht man weder Marmor noch Springbrunnen; weder belaubte Gänge noch steinerne Mauern. *Ceres*, *Diana* und *Pomona* sind die einzigen Gottheiten, denen man hier opfert. Vier kleine Flüsse, deren Ufer mit großen Bäumen besetzt sind, umringen das Lustschloß, das aus drey Abtheilungen besteht, und die kaiserlichen Wohnungen enthält; unweit davon sind Höfe für Federvieh, und Ställe für zahlreiche Herden. Man findet auch daselbst Teiche, Waldungen und Wiesen für Hirsche, Rehe und andere Waldthiere, die man dort aufzieht; imgleichen große Obst- und Küchengärten, und besäete Felder. Kurz alles, was das Landleben Angenehmes und Schönes hat, trifft man hier vereinigt an.

Menschen von außerordentlichem Gedächtnisse.

Das Gedächtniß ist eines der vorzüglichsten Geschenke des Schöpfers. Unstreitig kann aus dieser Seelenkraft der Mensch theils für sich, theils für die Gesellschaft, in welcher er lebt, den größten Nutzen ziehen. Das Vergangene ist für ihn, als wenn es gegenwärtig wäre. Glücklich ist derjenige, welcher dieses schätzbare Seelenvermögen bis zu einem hohen Grade vervollkommenet hat.

Man bewundert immer diejenigen, welchen die Natur in dieser Rücksicht günstig gewesen ist; und man betrachtet Menschen, welche eine Rede, oder etwas anderes, das sie gehört oder gelesen haben, ohne Schwierigkeit wieder hersagen, als eine seltene Erscheinung. Gedächtnisse dieser Art sind alle wohl große Geschenke der Natur; allein sie kommen bey weitem nicht demjenigen gleich, welches *Cyrus*, der König in Persien, oder der Kaiser *Hadrian*, oder der Afrikanische *Scipio*, besaß, welche alle Soldaten ihrer zahlreichen Armeen, ohne ein einziges Mahl zu fehlen, bey ihren Nahmen nannten. Man versichert, daß ein ähnlicher Vortheil den Kaiser *Otto* zur kaiserlichen Würde erhoben habe. Es ist bekannt, daß der Papst *Clemens* der Sechste nichts wieder vergaß, was er gelesen oder gehört hatte, und daß er diese außerordentliche Stärke des Gedächtnisses nach einem auf das Hinterhaupt bekommenen Schläge erhielt, ein Umstand, der in der That sehr auffallend ist. *Julius Cäsar* dictirte fünf bis sechs Briefe auf ein Mahl, und schrieb dabey noch selbst.

Alle diese Erscheinungen würden unstreitig allen Glauben übersteige, wenn man nicht in neuern Zeiten außerordentliche Personen in dieser Art gesehen hätte.

Der ältere **Marcel**, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts in **Paris** lebte, dictirte zu gleicher Zeit zehn Personen in sechs oder sieben verschiedenen Sprachen sehr ernsthafte Materien. Er ließ sich einmahl die Nahmen aller Soldaten von einem Bataillon, welches seine militärischen Uebungen machte, sagen, und rief darauf einen jeden, ohne sich nur ein einziges Mahl zu irren, nach der Reihe hervor. Sein Gedächtniß war so vorzüglich, daß er ohne falsch zu rechnen, und ohne irgend ein anderes Hülfsmittel, ein Exempel von 56 Zahlen in Gedanken ausrechnete.

In **Turin** lebte ein Gelehrter, **Nahmens Sachieri**, der im Stande war, eine jede Predigt, die er angehört hatte, ohne Anstoß in eben der Ordnung zu wiederhohlen. Er konnte mit drey verschiedenen Personen zu gleicher Zeit Schach spielen, ohne daß er auf eins von diesen drey Spielen selbst sah. Er brauchte weiter nichts, als daß ihm sein Bevollmächtigter sagte, was sein Gegner für einen Stein gezogen hatte; damit **Sachieri** auf seiner Seite befehlen konnte, was man dagegen zu setzen habe. Unterdessen pflegte er sich mit der anwesenden Gesellschaft zu unterhalten, und wußte doch alle seine Züge so wohl, als diejenigen, die seine Gegner gethan hatten, nach der Reihe aufs genaueste herzusagen.

Zu der Zeit, da **Voltaire** sich an dem Hofe **Friedrichs II.** Königs von **Preußen** aufhielt, fand sich auch ein Engländer daselbst ein, der ein so außerordentliches Gedächtniß hatte, daß

er alles, was man ihm vorlas, oder vorsagte, wenn es auch ziemlich lang war, ohne ein Wort oder einen Ausdruck davon zu verlieren, wieder hersagen konnte. Der König ließ diesen Mann zu sich kommen, setzte ihn auf die Probe, und erstaunte über sein Talent. Gleich darauf ließ *Voltaire* dem Könige sagen, er wolle die Ehre haben, ihm eines seiner neuen Gedichte vorzulesen. Der König bewilligte dies, beschloß aber auch zu gleicher Zeit, sich einen Scherz mit ihm zu machen. Er ließ deshalb den Engländer hinter einen Schrank treten, und trug ihm auf, genau auf dasjenige Acht zu haben, was *Voltaire* ablesen würde. *Voltaire* kam, und las sein Gedicht mit allen Pathos ab, um den König dadurch einzunehmen; dieser blieb aber ganz kalt dabey, und sagte, nachdem *Voltaire* zu lesen aufgehört, und ihn um seine Meinung von dem Gedichte gebethen hatte: Er habe bemerkt, daß *Voltaire* seit einiger Zeit sich fremder Arbeiten bediene, und sie für die seinigen ausgabe. So viele Dreistigkeit habe er von ihm nicht vermuthet, und er sey deshalb gar nicht recht mit ihm zufrieden. *Voltaire* erschrak über diesen Vorwurf, und versicherte, bey allem was heilig ist, er verdiene ihn nicht, und der König thue ihm unrecht. „Ey! sagte der König, ich will Sie gleich überführen, daß ich Recht habe; die Verse, die Sie mir vorgelesen haben, gehören einem gewissen Engländer, der davon Verfasser ist. *Voltaire* vertheidigte sich dagegen noch eifriger, und schwur, die Arbeit, die er vorzeige, sey sein Eigenthum. „Nun, so kommen Sie hervor,“ rief der König gegen den Schirm, hinter welchem sich der Eng-

länder verborgen hielt, „und sagen Sie dem Herrn von Voltair e die Verse her, die er gemacht haben will.“ Mit kaltem Ernste trat der Engländer hervor, und wiederhohlte Voltair's Gedicht, ohne auch nur das mindeste auszulassen. „Nun“ sagte der König zu Voltair, „habe ich recht?“ — „O, Himmel!“ rief Voltair aus, „hast du keine Blicke mehr, diesen Bösewicht zu zerschmettern, der sich meine Verse zueignet? hier geht eine Zauberey vor, die mich zur Verzweiflung bringt.“ Der König lachte über diesen Auftritt, und belohnte den Engländer für das Vergnügen, das er ihm dadurch gemacht hatte. —

Hohes Alter bey Grütze und Buttermilch.

Im Jahre 1792 starb im Holsteiniſchen ein arbeitsamer Bauersmann, Rahmens Ste n d e r im 103ten Jahre. Seine Nahrung war bey nahe nichts anders als Grütze und Buttermilch; äußerst selten aß er Fleisch, und immer nur sehr stark gesalzen. Er hatte fast niemahls Durst, und trank daher sehr selten. Erst im Alter fing er an, Thee und zuweilen Kaffeh zu trinken. Die Zähne verlor er bald. Krank war er nie. Aergeru konnte er sich gar nicht, d. h., es war bey ihm physisch unmöglich, daß die Galle überging. Er vermied auch alle Gelegenheit zu Zanf und Streit. Dafür hatte er aber ein desto größeres Vertrauen auf die Vorsehung, und wußte sich

dadurch in allen Uebeln und Unglücksfällen zu trösten und aufzurichten. Seine liebste Unterhaltung war immer Gottes Güte.

Lippenpuß der Abiponier.

Die Abiponier haben außer der Bezeichnung ihres Gesichts noch mehr Moden, wodurch sie die Natur verbessern. Daß man sich durch die Ohren Löcher bohren läßt, ist etwas ganz Gewöhnliches in Europa; aber statt Ohrengehänge Lippengehänge zu tragen, diese Erfindung war den rohen Wilden in Südamerika aufbehalten. Vor Zeiten pflegten sich die Abiponier mit einem glühenden Eisen, oder mit einem spitzigen Schilfrohre die Unterlippe zu durchstechen, und kleine Röhrchen von Bein, Glas, Gummi oder Messing, (welches sie von den Spaniern erhielten,) darin zu befestigen; jetzt aber machen nur noch diejenigen diese Mode mit, die wild in den Wäldern leben; die übrigen, die theils zum Christenthume wirklich bekehrt, theils mit den Spaniern, hauptsächlich mit den Jesuiten umgegangen sind, haben sie abgelegt. Aber ihre wilden Brüder glauben sich nie schöner, als wenn ihnen ein Röhrchen von Messing, eine Spanne lang und so dick wie ein Federkiel, von der Unterlippe bis auf die Brust herabhängt. Dazu denke man sich eine große mannhafte Figur, die ihren ganzen Körper mit allerley Farben, und die Haare blauroth angestrichen, Hals, Arme, Knie und Waden mit glänzenden und klimpernden Glasflugelschnüren behängt, eine lange Tobakspfeife im Munde, und einen großen Geperflügel am linken Ohre hat.

Die Wilden bringen diesen Lippenpuß nicht alle auf einerley Weise an. Die Caraißen z. B. durchstechen sich die Lippen nicht, sondern schneiden sie der Länge nach auf, so, daß sie, wenn die Wunde geheilt ist, drey Lippen zu haben scheinen. Andere fügen diesem Schnitte noch drey Querschnitte hinzu, und noch andere zerrn sich unaufhörlich daran, so, daß sie nach und nach wie rohes Fleisch herunter hängt, und die unterste Reihe der Zähne scheußlich entblößt.

Ohrenpuß der Abiponier.

Die Art, wie sie ihre Ohren schmücken, ist nicht minder abentheuerlich als ihr Lippenpuß. Den Abiponischen Mädchen und Knaben werden schon in der frühesten Jugend die Ohren durchstochen. Die jungen Männer tragen keinen Schmuck darin, aber die alten pflegen zuweilen Stücke von Ochsenhorn, Holz, Bin, und wollene Fäden in ihre durchlöcherten Ohren zu stecken. Unter den verheiratheten Weibern findet man selten eine ohne Ohrenschmuck, welchen sie auf folgende Weise zubereiten. Sie nehmen ein langes, zwey Finger breites Palmblatt, winden es über einander zu einer Rolle, treiben es in das durchstochene Ohr immer weiter und weiter, bis das Loch nach und nach so weit wird, daß es die ganze Rolle des Palmblattes genau umschließt. Dieses treibt durch seine Federkraft die Deffnung des Ohrläppchens immer weiter aus einander, und dehnt es endlich zu einer unglaublichen Größe aus. Je größer dann das Palmblatt ist, welches die Schöne in

ihrem Ohre tragen kann, desto vornehmer und reizender dünkt sie sich.

Es ist ein Wunder, daß die Abiponier, da sie mit ihren Augenbraunen, mit ihren Haaren, Backen und Kinn so unbarmherzig haufen, ihre Nase so ganz unangefochten lassen können. Ihre Landsleute, die Mexicaner, Brasilier und andere durchbohren sie, und tragen Hölzchen oder glänzende Steine darin, wie in grauen Zeiten die Parther, die sich das Gesicht und viele andere Theile des Körpers durchlöcherten, und die Oeffnungen mit kleinen Steinen und kostbaren Körnchen auslegten, so, daß sie den Anblick einer lebendigen Mosaik gaben. Diese Mode ist indessen noch nicht bis zu den Abiponiern vorgedrungen.

Verschönerungsmethode der Abiponier.

Die Begierde schön zu seyn äußert sich auf eine ganz besondere Art bey den Abiponiern. Diese Begierde wird auf eine Art befriedigt, wozu sich ein Europäisches Gesicht wohl nicht so leicht hergeben dürfte. Sie machen sich nie häßlicher und fürchterlicher, als wenn sie sich zu puzen glauben. Man sieht unter ihnen Knaben und Mädchen von einem Wuchse und einer Farbe, die in Europa beneidet werden könnten, aber kaum sind sie etwas herangewachsen, so werden sie nach väterlicher Sitte schön gemacht; und zwar auf folgende Weise:

Eine Alte nimmt den Knaben oder das Mädchen, legt den Kopf auf ihren Schooß, und fängt

an, mit einem spizigen Dorne auf Stirn, Backen und Kinn gewisse Figuren, Striche und Zeichen zu rizen, zu graben und zu stechen, bestreuet die blutenden Wunden mit Asche, reibt sie ein, und sichert dadurch die Schönheit der Nation auf immer; denn weder Sonne noch Wasser, noch Alter kann ihr schaden, und sie geht mit ihrem Besitzer zu Grabe.

Gewisse auf diese Art gerissene Zeichen haben alle Abiponier unter einander gemein; aber es gibt auch andere, die nur den Vornehmern eignen sind. Je vornehmer und angesehener ein Mädchen bey der Nation ist, desto mehr muß sie sich zerstechen und graviren lassen. Blut und Seufzer kostet ihr diese Ehre in Menge! Und doch darf sie bey der Operation nicht mucksen. Ihr Kopf liegt in dem Schooße der Alten, die mit ihrem spizigen Dorne zu mahlen beginnt, und mancherley Linien und Figuren nicht bloß in die Haut, sondern tief in das Fleisch gräbt. Erpreßt nun der unsägliche Schmerz dem armen Mädchen einen Laut, so erfolgen Vorwürfe: „Du, Tochter, bist weich, wie Baumwolle,“ sagt die Alte. „Du bist zarthäutig wie ein Kaninchen, schäme Dich!“ Kommt noch ein Seufzer, herzlicher als der vorige, so folgen Schmähreden: „Du bist der Auswurf und die Schande unsrer Nation! wie kannst Du bey dem leichten Kizel wimmern?“ — Kommt ein dritter, so rückt die Alte mit ihrem kräftigen Beruhigungsgrunde hervor: „Keinen Mann wirst Du bekommen! Keiner unsrer jungen Helden wird Dich, weiche Flaumfeder, seiner Liebe würdigen! — Dieß wirkt, und nun kann ihr die Alte ganze Landkarten auf das Gesicht zeichnen; kein Seufzer, kein Laut wird mehr gehört; der heftigste Schmerz verbissen; das Mädchen lacht und schäkert, und

bittet die Alte, niemand zu sagen, daß sie gewimmert habe. Durch diese Operation ist dann das Gesicht, das vorher so schön war, in das abscheulichste verwandelt.

Die eiserne Maske.

Im Jahre 1661, nach dem Tode des Cardinals Mazarin, schickte man ins Geheim einen Gefangenen, welchen kein Mensch kannte, auf die Insel St. Margarethe. Er war sehr groß, von schönem Wuchse, und hatte einen sehr edeln Anstand. Er trug beständig eine schwarze Maske von Eisenblech (andere sagen von schwarzem Sammet), welche neben dem Munde Stahlfedern hatte, damit er essen konnte, ohne solche abzunehmen. Die Wache hatte Befehl ihn auf der Stelle zu tödten, so bald er sie ablegen würde. Er blieb auf dieser Insel, bis ein Officier, Namens Saint Mars, welcher Commandant von Pinerol gewesen war, und 1690 Commandant von der Bastille wurde, diesen Gefangenen von St. Margarethe abholte, und ihn mit sich nach der Bastille führte.

Der Marquis Lonvois, erster Minister des Königs, besuchte ihn: noch vorher auf der Insel, und sprach stehend, und mit vieler Ehrerbietung mit ihm. In der Bastille ward er so gut als möglich logirt, und man gab ihm alles was er verlangte. Er hielt sehr viel auf seine Wasche, und spielte die Zither mit sehr vieler Fertigkeit und Geschmack. Sein Tisch war vorzüglich gut, und der Commandant, der, wenn er speiste, zugegen war, setzte sich nie, sondern stand ehrfurchtsvoll da, und erwartete seine Befehle.

Ein Arzt, welcher diesen sonderbaren Menschen in der Cur hatte, versicherte, nie sein Gesicht gesehen zu haben, ob er gleich seine Zunge und alle übrigen Theile seines Leibes oft habe untersuchen müssen. Nach der Aussage eben dieses Arztes ist er schön gebaut gewesen, hat eine sehr einnehmende Stimme gehabt, aber nie das geringste von seinen Schicksalen fallen lassen. Er starb im Jahre 1704 und wurde zur Nachtzeit in dem Kirchspiele St. Paul begraben.

Etwas Sonderbares ist es, daß zu der Zeit, als er auf die Insel St. Margarethe gebracht wurde, keine Person vom Stande an irgend einem Hofe in Europa vermißt wurde; und gleichwohl mußte er von der erhabendsten Geburt seyn, welches man aus folgendem Umstande schließen kann. Der Commandant selbst trug ihm das Essen auf, und verschloß die Thür seines Zimmers.

Eines Tages schrieb dieser Gefangene mit einem Messer etwas auf einen silbernen Teller, und warf diesen zum Fenster hinaus, nach einem Schiffe zu, welches am Ufer neben dem Gefängnisse vor Anker lag. Ein Fischer hob diesen Teller auf, und brachte ihn dem Commandanten. Dieser erschrak, und fragte den Fischer, ob er gelesen habe, was auf dem Teller geschrieben stände? oder ob sonst jemand den Teller gesehen, und die Schrift gelesen habe? Der Fischer sagte: ich kann nicht lesen, und habe den Teller so eben gefunden, es hat ihn niemand gesehen. Der Commandant behielt jedoch diesen Mann so lange in Verwahrung, bis er sich überzeugt hatte, daß er nicht lesen könne. Endlich gab er ihm seine Freyheit wieder, indem er sagte: es ist euer Glück, daß ihr nicht lesen könnt.

Der

Der Herr von Chamillard war einer von den wenigen, die um dieses Geheimniß wußten. Der Marschall von Feuillade, sein Schwiegersohn, hat versichert, er habe seinen Schwiegervater wiederholtentlich auf den Knien gebethen, ihm zu sagen, wer dieser Gefangene wäre, den man nur unter dem Nahmen des Menschen mit der eisernen Maske kannte, er habe aber immer zur Antwort gegeben, dieß sey ein Staatsgeheimniß, und er sey durch einen Eid gebunden, es nie zu entdecken.

Man hoffte über die Geschichte dieses merkwürdigen Gefangenen in dem Archive der nunmehr zerstörten Bastille einen nähern Aufschluß zu erlangen, aber diese Erwartung ist getäuscht worden. Alles scheint mit Sorgfalt vertilgt worden zu seyn, damit auch nicht das mindeste Zuverlässige von diesem Gefangenen in Erfahrung gebracht werden könne. Es ist aber höchst wahrscheinlich, daß es niemand anders als der Zwillingssbruder Ludwigs des XIV. gewesen ist, und daß er schon vorher, ehe er nach Pignerol gebracht wurde, an einem unbekanntem Orte sich in Verwahrung befunden habe.

Essingham, der Mäßige, wird 144 Jahre alt.

Im Jahre 1757 starb zu Cornwallis John Essingham im 144sten Jahre seines Alters. Er war unter Jakob I. Regierung von sehr armen Aeltern geboren, und von Kindheit auf zur Arbeit gewöhnt, diente lange als Soldat und Corporal, und als solcher auch in der Schlacht bey Hochstädt. Zuletzt kehrte

er zurück in seinen Geburtsort, und lebte als Tagelöhner bis an sein Ende. Zu bemerken ist, daß er in der Jugend niemahls hitzige und starke Getränke getrunken, immer sehr mäßig gelebt, und nur selten Fleisch gegessen hat. Er wußte bis zu seinem 100ten Jahre fast nicht, was Krankheit war, und machte noch drey Tage vor seinem Ende eine Reise von 3 Meilen.

S a n d e r s o n , ein blinder Mathe- matiker.

Dieser berühmte Mann wurde im Jahre 1682 in der Grafschaft York geboren. In seinem zweyten Jahre verlor er durch die Blattern nicht nur den Gebrauch seines Gesichts, sondern auch die Augen selbst. Dieses Unglück verhinderte ihn aber nicht, sich in seiner Jugend mit glücklichem Erfolge auf die Erlernung der alten Sprachen zu legen. Er verstand die Werke eines Euklides, Archimedes und Diophantus. Virgil und Horaz waren seine Lieblingschriftsteller, und er war mit der Schreibart des Cicero so bekannt geworden, daß er mit außerordentlicher Leichtigkeit und Zierlichkeit Lateinisch sprach. Nachdem er einige Jahre mit Erlernung der Sprache zugebracht hatte, so fing sein Vater an, ihm die gewöhnlichen Species der Rechenkunst beyzubringen, allein der Lehrling übertraf in kurzem seinen Meister. Er war achtzehn Jahre alt, als ihn Richard West die Anfangsgründe der Buchstaben-Rechnung lehrte. Nachdem er dieselben einmahl gefaßt hatte, so ging er durch seine eigenen Bemühungen hierin weiter; er brauchte dazu bloß ei-

nen guten Schriftsteller und eine Person, welche ihm solchen vorlesen konnte. Seine Freunde rathen ihm nach Cambridge zu gehen, und daselbst Philosophie zu lehren. Er folgte ihrem Rathe; und erklärte in seinen Vorlesungen die Werke des unsterblichen Newton, dessen mathematischen Grundsätze von der Naturlehre wie auch allgemeinen Rechenkunst, und selbst diejenigen, welcher dieser große Mann über das Licht und die Farben geschrieben hat. Es könnte dieser Umstand unglaublich scheinen, wenn man nicht überlegte, daß die Optik, und die ganze Lehre des Sehens, einzig und allein durch Linien erklärt wird, und daß sie auf die Regeln der Geometrie gebauet ist. Nachdem Whiston die mathematische Professur in Cambridge niedergelegt hatte, war Sander'son's Geschicklichkeit so allgemein bekannt, und übertraf die Verdienste aller seiner Mitwerber so sehr, daß er im Jahre 1711 zu dessen Nachfolger erwählt wurde. Die Akademie der Wissenschaften zu London nahm ihn zu ihrem Mitgliede auf. Er verheirathete sich im Jahre 1723 und starb 1739 im sechs und fünfzigsten Jahre seines Alters. Er hat die Anfangsgründe der Algebra in Englischer Sprache hinterlassen, welche 1741 zu London auf Kosten der Cambridgeger Universität gedruckt worden sind.

Sander'son hat die Theilung des Würfels in sechs gleiche Pyramiden erfunden, welche in dem Mittelpuncte zusammenstoßen, und die Seiten des Würfels zur Grundfläche haben. So weit konnte es ein Mensch von großem Verstande ohne Gesicht bringen. Allein folgendes Beyspiel mag zeigen, in welchem hohen Grade sein Gefühl fein und geübt war. Er hatte zu sei-

nem Gebrauche und zur Erleichterung seiner Beweise eine fühlbare Rechenkunst, das heißt, eine Art, die Beweise der Rechenkunst durch den bloßen Sinn des Gefühls zu führen, erfunden. Es bestand dieselbe in einer Tafel, worin verschiedene Löcher mit großen und kleinen Pföckchen befindlich waren, welche, durch ihre verschiedenen Verbindungen mit einander, die Summen, Producte und andere Zahlen, welche er nöthig hatte, ausdrückten.

Ende des dritten Theils.

Inhaltsverzeichnis

des dritten Theiles.

| | Seite |
|---|-------|
| Eine Kuh passirt einen Fluß, 142 Fuß unter dem Flußbette | 5 |
| Fuller, ein Kopfrechner unter den Negern | 6 |
| Mädchenverkauf bey den Babyloniern | 8 |
| Die Schlangen-Grotte | 9 |
| Mocchia ist, seiner Cubicmaße nach, 30 Pfund leichter, als eine eben so große Wassermenge | 10 |
| Steine im Darmcanale eines Pferdes | 11 |
| Wildam, der Bienen-Zähmer | 12 |
| Auch in Schlessien regnet's Steine | 13 |
| Die gebundenen Schwimmer | 23 |
| Der Zadenfall in Schlessien | 24 |
| Der Tower in London | 26 |
| Die Tropfstein-Höhle bey Glains in Schottland | 28 |
| Nordamerika's Menschenhinderung | 30 |
| Die Aeolus-Harfe | 32 |
| Entdeckung eines Elephanten-Skelets zu Teschen | 33 |
| Capellis aß nie gekochtes Fleisch, und wurde 104 Jahre alt | 34 |
| Der Johannisberg und der Niederwald im Rheingau | 35 |
| Das Drachenloch des Vogelgebirges | 51 |

| | |
|--|-----|
| Parre lebt unter neun Englischen Königen | 57 |
| Das Tulpenfest in Constantinopel | 58 |
| Gänseeyer-Ausbrütung im Mutterleibe | 59 |
| Poiofi in Südamerika | 60 |
| Das gelehrte Kind | 61 |
| Pflanzen-Erzeugung durch Elektrizität | 62 |
| Colas, der Fisch in Menschengestalt | 63 |
| Die Polypen | 65 |
| Unterirdische Schiff-Fahrt bey Schweidnitz | 69 |
| Saligna!, die Blinde | 74 |
| Die Höhlen im goldnen Stollen bey Glas | 77 |
| Die gutmüthigen Wilden an der Magellani- schen Meerenge | 80 |
| Das Gänseey mit vierzehn Dottern | 84 |
| Das Erdbeben auf Jamaika, vom Jahre 1692 | — |
| Die eiserne Brücke zu Wearmouth | 86 |
| Aegyptens Knochen-Höhlen | 88 |
| Das Carneval zu Rom | 92 |
| Fruchtbare Begattung eines Hühner-Hahns mit einer Aente | 93 |
| Einfahrt in den Krater des Vesuvus | 97 |
| Das Wampum der Wilden | 103 |
| Keannur's Art, die Eyer ohne Hühner aus- zubrüten | 106 |
| Das Weinhaus bey Murten in der Schweiz | 107 |
| Das Kalumet der Wilden | 110 |
| Die Targue in Frankreich | — |
| Sechsfingerige Zwillingasbrüder | 113 |
| Die Eishöhle bey Serlieze | 112 |
| Die Zeltsteuer der Juden in der Türkey | 116 |
| Der Rhein zwischen Mainz und Coblenz | 117 |
| Die Streinpappen | 143 |
| Draakenberg hohlt sich, 130 Jahre alt, Kö- be | 144 |
| Das Schifferstechen in Frankreich | 145 |
| Schnecken-Ergänzungs-Fähigkeit | 147 |
| Riesen an Körperkraft | 153 |
| Klima in Italien zu Vespasians Zeit | 155 |
| Possippo-Grotte bey Neapel | 156 |
| Bebe und Brovslavsky, zwey Zwerge | 158 |
| Die Heyen-Höhle in den Sevennen | 163 |
| Die Elden-Höhle bey Castleton | 173 |

| | |
|---|-----|
| Genish wird bey beständigem Genuße der Ka- stanien 111 Jahre alt | 174 |
| Wallfahrt nach Loretto | 175 |
| Bright, der Dickste unter den Dicken | 177 |
| Das Subn mit menschlichem Angesichte bey Posen | 178 |
| Der Mann ohne Arm | 179 |
| Pferderennen und Halsgericht der Wenden in der Lausitz | 180 |
| Das Kloster auf dem St. Bernhard in der Schweiz | 183 |
| Die Entbindung nach 15jähriger Schwanger- schaft | 185 |
| Außerordentliche Körperkraft der Gantier | — |
| Ein Hecht bemächtigt sich eines Kalbes Batavia | 187 |
| Das Fest des Kamehls in Persien | 192 |
| Habichte morden den Räuber ihrer Jungen | 193 |
| Mittelstedt heirathet im 110ten Jahre | 194 |
| Uberglaube stürzt die Aegyptier in Slaverey | 196 |
| Der Maelstrom | — |
| Der Schlangendienst bey den Whidah- Schwarzen | 198 |
| Fruchtbare Begattung eines Wolfs mit einer Hündinn | 210 |
| Die Hundshöhle bey Neapel | 211 |
| Sechste Taucher | 215 |
| Der Wasserfall bey Niagara in Nordamerika | 217 |
| Die ungelehrten Regenten von Norcia | 221 |
| Die Nachtlampe auf St. Domingo | — |
| Die Aqua Toffana | 223 |
| Das Federkleid | 225 |
| Der Dalkauer Berggarten | 226 |
| Der Handel mit Schnee | 241 |
| Jenkings wird 169 Jahre alt | 242 |
| Die Eselswiese bey Quersfurth | 243 |
| Mumien des Bleykellers in Bremen | 244 |
| Das Lamm mit dem Maulwurfs-Rüssel | 246 |
| Die Bäder in Constantinopel | 248 |
| Kahl's unnatürliche Fressucht | 249 |
| Peking | 251 |
| Menschen von außerordentlichem Gedächtnisse | 263 |

| | Seite |
|---|-------|
| Hohes Alter bey Grütze und Buttermilch | 266 |
| Lippenpuß der Abiponier | 267 |
| Ohrenpuß der Abiponier | 268 |
| Berschönerungs-Methode der Abiponier | 269 |
| Die eiserne Maske | 271 |
| Essingham, der Mäßige, wird 144 Jahre alt | 273 |
| Saunderson, der blinde Mathematiker | 274 |







